834 R11
DEL7
1913

Wilhelm Raabe Kalender

W. R. Radank 12.

E. STECHERT & CO.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834R11
Del7
1913

REMOTE STORAGE
GERMANIC
DEPARTMENT

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

FEB -3 1943

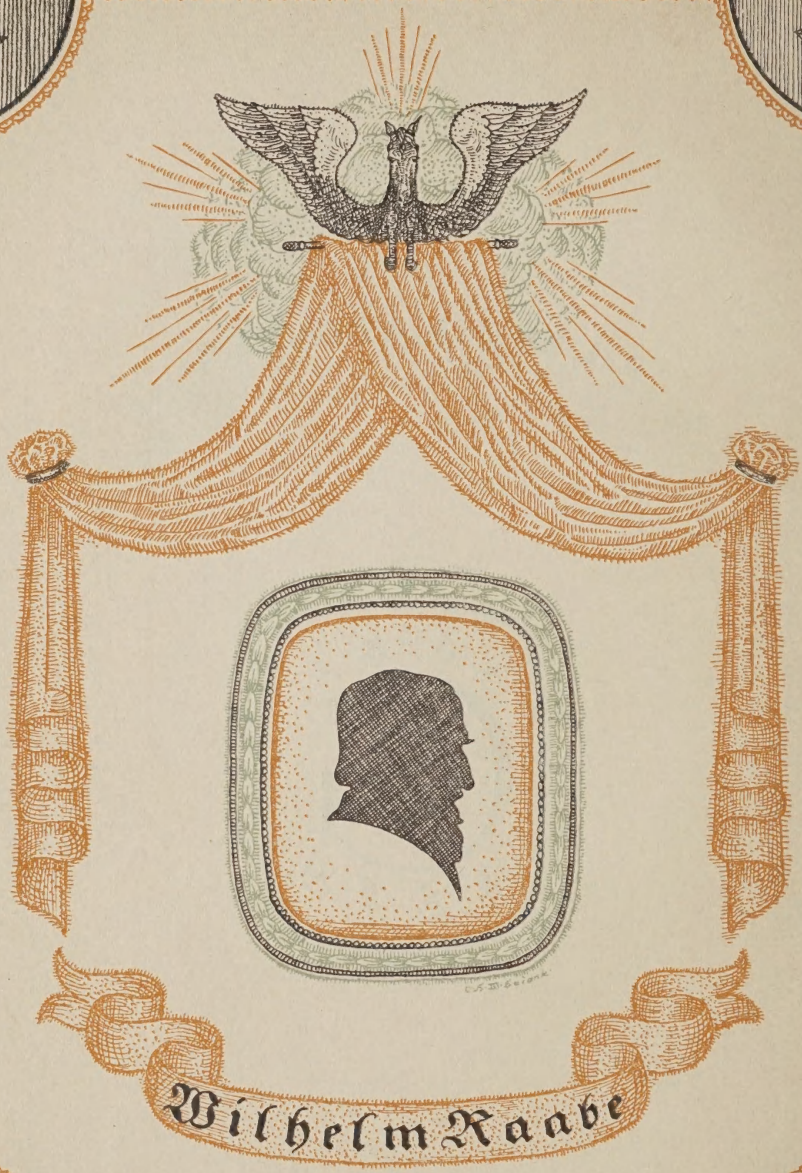
FEB 20 1943

APR 16 1943

APR 28 1943

M32

RAABE-KALENDER 1913


Wilhelm Raabe
* 8. SEPTEMBER 1831 † 15. NOVEMBER 1910.

Wilhelm Raabe-Kalender

1913

Herausgegeben von Otto Elster

und

Hanns Martin Elster

G. Grote'sche
Verlagsbuchhandlung
BERLIN 1912

Umschlag-,
Titel- und Kalender-Zeichnungen
von O. H. W. Hadank

834 R11
JEL7
1913

Vorwort

Als wir den Wilhelm Raabe-Kalender im vergangenen Jahre zum ersten Male herausgaben, rechtfertigten wir unser Unternehmen, das von einer Stimme für ein wenig gewagt erklärt wurde, mit den Anschauungen des Dichters vom Werte der Anerkennung für den Schaffenden und für das Volk. Nun, da es uns durch den Erfolg des ersten Bandes möglich ist, unsere Arbeit fortzusetzen, glauben wir keiner Begründung mehr zu bedürfen. Wir wollen auch in Zukunft auf den Bahnen weiter vorrücken, die wir im Jahr nach dem Tode des Dichters, am Tage seines achtzigsten Geburtstages beschritten haben. Es bleibt uns nur, zu wiederholen, was wir als Aufgabe des Kalenders betrachten. Es sei denen gesagt, die den Kalender in diesem Jahre zum ersten Male in die Hand nehmen.

Wir wollen den späten Ruhm, der Wilhelm Raabe geworden ist, fernerhin pflegen und die Erkenntnis seiner als eines wahren Dichters in immer weitere Kreise tragen. Wir wollen seine große Weltanschauung, seinen hohen Idealismus, seinen tiefen Humor in allem Schatzreichtum dartun und verbreiten. Wir wollen die Nüsse knacken, die der Dichter dem verehrlichen Publiko überreichte und die dem modernen Leser wohl öfter zu hart erscheinen dürften. Wir wollen auf die Dichter hinweisen, die unsers Meisters Weg und Werk vorbereiteten oder in seinem Sinne schufen oder ihm nachlebten. Und wir wollen die Stille und Einheit seines Daseins schildern.

Keinen Panegyrikus wollen wir aus dem Raabe-Kalender machen. Er soll gewiß die Schönheiten, die Größen in des Braunschweigers Dichtungen und Kunst hervorheben. Aber er soll auch die forschende Kritik nicht verschmähen, durch die das Verständnis der Werke, die Vertiefung in die Weltanschauung, die Kenntnis des Dichters und seiner Art noch mehr gefördert werden können. Selbstverständlich die sachliche, wissenschaftliche, Liebe zeigende Kritik!

Die einzelnen Aufgaben, die uns Raabes Leben und Schaffen stellen, sind unerschöpflich. Wir nannten im vergangenen Jahre eine Reihe notwendiger Forschungen. Andere haben sich eingeschoben. So können wir auch dieses Jahr wieder nur einen Teil der Versprechungen und Hoffnungen erfüllen, aber wir dürfen wohl meinen, auch jetzt lauteres Gold aus manchem heimlichen und dunklen Schacht der Werke gehoben, manche neue Beleuchtung über Dinge gebreitet zu haben, die wir alle ganz klar zu sehen wünschen. Reich war der Stoff, der uns von allen Seiten zukam. So spricht denn Wilhelm Raabe selbst mit vergessenen und verborgenen Worten zu uns. Von seinen Freunden aus alter Zeit erhebt mancher noch einmal die Stimme für ihn, nachdem Wilhelm Jensens Mund auf ewig verstummt ist. Verehrer des Dichters, schon bekannte und noch unbekannte, sind uns treue Mitarbeiter bei

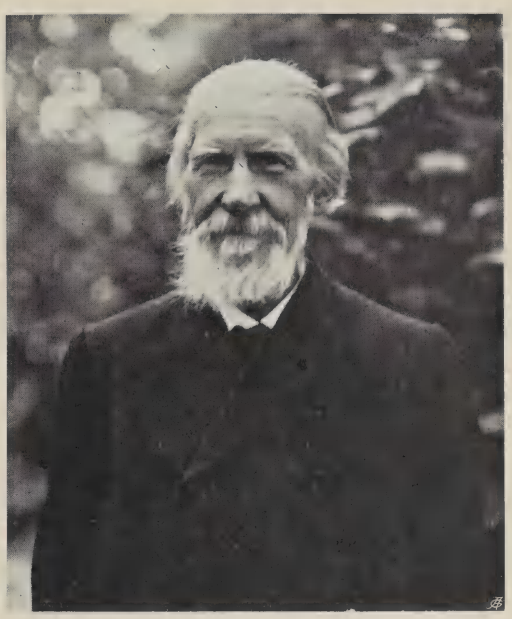
German 17819 Rt 75 = 1913 Continuation
430085

unserem Kärrnerwerke. So lange wie innere Gründe es zulassen, wollen wir es fortsetzen; in einen äußeren Kultus wollen wir nicht verfallen.

Auch dieses Jahr heißen wir wieder alle Freunde und Verehrer des Dichters zur künftigen Mitarbeit willkommen. Arbeitsvorschläge werden dem nächsten Jahrgange zu jeder Zeit dienlich sein. Möge auch dieser zweite, umfangreichere Band so viel Dank und Interesse erwecken wie sein vorbereitender Vorgänger. Dann können wir vielleicht hoffen, auf immer weitere Kreise zu wirken, immer zahlreichere Freunde zu werben unserm Wilhelm Raabe!

Berlin-Friedenau, 8. August 1912

Otto und Hanns Martin Elster



Wilhelm Raabe
im letzten Lebensjahr
Nach einer Photographie von
Fritz Limmer

Bleib in den Stiefeln, Mensch! Solange als möglich. Zwackt dich das Podagra an dem einen Fuß, so umwickle die dumme Pfote, aber den Stiefel zieh fernerhin über das gesund gebliebene Glied und tritt fest auf. Es braucht kein Reiterstiefel zu sein, wie der des greisen, gichtischen, rheumatischen und asthmatischen Löwen auf seiner sorgenvollen Terrasse zu Ohnesorge. Man muß immer eine Waffe behalten, um einem Eselstritt, solange es noch angeht, zuvorkommen zu können. Gerade nach den größesten Siegesschlachten im Menschenleben ist das am nötigsten und gilt nicht bloß für Potsdam, Sanct Helena und Friedrichsruh.

Altershausen

NOTIZEN

VND GEDENKTAGE!

* * *

1	Mittwoch	Neujahr	Neujahr
2	Donnerstag	Abel	Odilo
3	Freitag	Henoch	Genoveva
4	Sonnabend	Zachar. u. Elis.	Titus
5	Sonntag	nach Neujahr	nach Neujahr
6	Montag	Erschein. Christi	Heil. 3 Könige
7	Dienstag	Widukind	Reinold
8	Mittwoch	Severinus	Gudula
9	Donnerstag	Kathar. Zell	Julian
10	Freitag	Paulus Eins.	Paulus Eins.
11	Sonnabend	Ernst d. Bek.	Hyginus
12	Sonntag	1. n. Epiphan.	1. n. Epiphan.
13	Montag	Hilarius	Hilarius
14	Dienstag	Felix, Pr. z. Aola	Felix
15	Mittwoch	Joh. v. Laski	Maurus
16	Donnerstag	G. Spalatin	Marcellus
17	Freitag	Antonius	Antonius
18	Sonnabend	Matth. Claudius	Prisca, P. St.
19	Sonntag	Septuagesimä	Septuagesimä
20	Montag	Sebastianus	Fabian, Seb.
21	Dienstag	Agnes	Agnes
22	Mittwoch	Vincentius	Vincent
23	Donnerstag	Jesaias	Emerentia
24	Freitag	Timotheus	Timotheus
25	Sonnabend	Pauli Bekehrung	Pauli Bekehrung
26	Sonntag	Sexagesimä	Sexagesimä
27	Montag	Chrysostomus	Joh. Chrys.
28	Dienstag	Karl d. Gr.	Karl d. Gr.
29	Mittwoch	Sam. u. Hanna	Sam. u. Hanna
30	Donnerstag	Bathilde	Adelgunde
31	Freitag	J. M. Meysart	Ludo

O·H·W·HADANK

Es ist kein übler Monat, dieser Februar, man muß ihn nur zu nehmen wissen. Da ist erstlich die ungeheure Merkwürdigkeit der fehlenden Tage. Wie habe ich mir nicht, vor langen Jahren, den Kopf über ihr Verbleiben zerbrochen. Jeder andere Monat paßte aufs Haar mit einunddreißig auf den Knöchel der Hand, mit dreißig ins Grübchen und nur dieser eine Februar — 's war zu merkwürdig! — Das ist ein Stück aus der formellen Seite der Vorzüge dieses Monats, jetzt wollen wir aber auch die inhaltvolle in Betrachtung ziehen. Was ist an diesem Regen auszusetzen? Tut er nicht sein Möglichstes, die Pflicht eines braven Regens zu erfüllen? Macht er nicht naß, was das Zeug halten will und mehr? Alles, was Loch heißt, nimmt der Regen von Gottes Gnaden in Besitz. Alles, was er erreichen kann, wäscht er! Kurz: „Bei Tag und Nacht allgemeiner Scheuertag, und Hausmütterchen Natur so unliebenswürdig, wie nur eine Hausfrau um drei Uhr Nachmittags an einem Sonnabend sein kann." Das ist das Bülletin des Februars, den man einst mensis purgatorius nannte.

Die Chronik der Sperlingsgasse

NOTIZEN

VND GEDENKTAGE!

* * *

1 Sonnabend	Ignatius	Ignatius
2 Sonntag	EstomihiM.Rein.	Lichtmeß
3 Montag	Anscharius	Blasius
4 Dienstag	Fastnacht	Fastnacht
5 Mittwoch	Aschermittwoch	Aschermittwoch
6 Donnerstag	Amandus	Dorothea
7 Freitag	G. Wagner	Rembertus
8 Sonnabend	Maria Andreä	Anscharius
9 Sonntag	Invocavit	Invocavit
10 Montag	F. L. Oetinger	Scholastika
11 Dienstag	Ph. v. Mornay	Desiderius
12 Mittwoch	Joh. Grey	Quatember
13 Donnerstag	C. F. Schwarz	Gisl., Ben.
14 Freitag	Gr. v. Querfurt	Valentinus
15 Sonnabend	H. u. St. Viktor	Faustinus
16 Sonntag	Reminiscere	Reminiscere
17 Montag	P. Hamilton	Benignus
18 Dienstag	Simeon	Simeon
19 Mittwoch	Mesrob	Leontius
20 Donnerstag	Sadoth	Eucherius
21 Freitag	Meinrad	Fel. B. El.
22 Sonnabend	M. v. Zollern	Petri Stuhlf.
23 Sonntag	Oculi	Oculi
24 Montag	Matthias Ap.	Matthias Ap.
25 Dienstag	B. Haller	Viktorinus
26 Mittwoch	Ruderikus	Mittfasten
27 Donnerstag	M. Butzer	Justus, Leand.
28 Freitag	J. v. M. Kor.	Romanus

O·H·W·HADANK·12·

Wacht jedes Jahr alles hier so langsam auf und wird so ganz leise immer grüner und immer bunter und immer wärmer, oder ist das zu diesem jetzigen eine schöne Neuigkeit?“ — „Manchmal 'n bißchen früher, manchmal 'n bißchen später wird's grün und wieder gelb, je nachdem es dem Landwirt nach dem Willen der Vorsehung selber grün und gelb vor Sorgen, Ärger und Verdruß vor den Augen werden soll. Seine Angst von wegen der Kornpreise wird einem in den besten Jahren nicht gespart, und was die liebliche übrige Natur anbetrifft, na, hübsch grün ist sie aller noch einfallenden Nachtfröste zum Trotz bei meinen Lebenszeiten immer noch ganz langsam vom März an geworden.“ — „Dann ist er der Schönste von Allen, Mynheer,“ rief das Fräulein, ihren Vergißmeinnichtkranz hochhebend und ihn mit aller Befriedigung beäugend. „Es ist so angenehm, die Zeit zu haben, sich auf alles zu besinnen. Da schlägt man die Tage um, wie in einem Bilderbuch ein Blatt nach dem andern.“

Fabian und Sebastian

NOTIZEN
VND GEDENKTAGE!

* * *

1 Sonnabend	Guidbert	Guib., Alb.
2 Sonntag	Lätare	Lätare
3 Montag	Bathilde	Kunigunde
4 Dienstag	G. Calixtus	Casimir
5 Mittwoch	Th. v. Aquino	Friedrich
6 Donnerstag	Fridolin	Perpetua
7 Freitag	Perpetua	Th. v. Aquino
8 Sonnabend	Philemon	Joh. dy Deo
9 Sonntag	Judica	Judica
10 Montag	40 Märtyrer	40 Märtyrer
11 Dienstag	Assoph	Rosina Fl.
12 Mittwoch	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.
13 Donnerstag	Cranmer	Ernst
14 Freitag	Mathilde	Fest d. 7 S. M.
15 Sonnabend	Z. Ursinus	Longinus
16 Sonntag	Palmsonntag	Palmsonntag
17 Montag	Patricius	Gertrud
18 Dienstag	Alexander	Cyrillus
19 Mittwoch	Maria u. M.	Joseph
20 Donnerstag	Gründonnerstag	Gr. Donnerstag
21 Freitag	Karfreitag	Karfreitag
22 Sonnabend	Nik. v. d. Flue	Oktavian
23 Sonntag	Heil. Osterfest	Heil. Osterfest
24 Montag	Ostermontag	Ostermontag
25 Dienstag	Mariä Verkünd.	Mariä Verkünd.
26 Mittwoch	Ernst d. Fr.	Ludgerus
27 Donnerstag	Rupertus	Rupert
28 Freitag	Joh. v. Goch	Felix, Guntr.
29 Sonnabend	Florent. v. Dev.	Eustasius
30 Sonntag	Quasimodogen.	Quasimodogen.
31 Montag	Philipp d. Großm.	Balbina

O·H·W·HADANK

Es will Alles sein Recht haben. Das sind nicht die wahren Menschenerzieher, welche der ungeduldigen Seele die Zügel so fest anziehen, daß sie fort und fort gradaus nach dem Willen des Lenkers ihren Weg nehmen muß. Wehe, wenn der Zügel reißt; oder das Geschick ihn plötzlich, mitten auf dem Wege, aus der Hand des Führers nimmt. Träume, mein Kind, träume, wandle zwischen den Sternen, wie du sie siehst; die Erde, wie sie ist, wird dich bald genug herabholen.

Die Leute aus dem Walde

NOTIZEN

VND GEDENKTAGE

* * *

HDK

1 Dienstag	Fritigal	Hugo
2 Mittwoch	Theodosia	F. v. Paula
3 Donnerstag	G. Tersteegen	Richard
4 Freitag	Ambrosius	Isidorus
5 Sonnabend	Chr. Scriver	Vinz. Ferrer
6 Sonntag	Miseric. Dom.	Miseric. Dom.
7 Montag	O. Petersen	Hermann
8 Dienstag	Mrt. Chemnitz	Dionysius
9 Mittwoch	Th. v. Westen	Maria Kl.
10 Donnerstag	Fulbert	Ezechiel
11 Freitag	Leo d. Gr.	Leo d. Gr.
12 Sonnabend	Sabas	Julius
13 Sonntag	Jubilate	Jubilate
14 Montag	Joh. Eccart	Tiburtius
15 Dienstag	Simon Dach	Olympiades
16 Mittwoch	Peter Waldus	Drogo
17 Donnerstag	Mappalikus	Rudolf
18 Freitag	Luther z. W.	Eleutherius
19 Sonnabend	Ph. Melanchthon	Timotheus
20 Sonntag	Cantate	Cantate
21 Montag	Anselm v. Cant.	Anselm
22 Dienstag	Origenes	Soter u. Cajus
23 Mittwoch	Adalbert	Georg
24 Donnerstag	Wilfried	Albert
25 Freitag	Markus	Markus Ev.
26 Sonnabend	Bal. Trotzendorf	Ferdinand
27 Sonntag	Rogate	Rogate
28 Montag	F. Mykonius	1. Bittag
29 Dienstag	Fr. Wilh. d. Gr.	2. Bittag
30 Mittwoch	G. Calixt	3. Bittag

O·H·W·HADANK·12·

Der Winter ist vergangen,
Jubilate!
Die grünen Felder prangen,
Jubilate!
Ihr Schüler von den Bänken!
Ihr sollt des Mais gedenken!
Jubilate! Jubilate!

Auf Gottes Weg und Stegen,
Jubilate!
Dem Maien frisch entgegen.
Jubilate!
Zum grünen Wald voll Gnaden
Hat er Euch eingeladen!
Jubilate! Jubilate!

Grüne Zweiglein auf den Kappen,
Jubilate!
Seind Zeichen Euch und Wappen,
Jubilate!
Geschmücket so aufs Beste
Seid Ihr zum Maienfeste.
Jubilate! Jubilate!
Herr Mai, Herr Mai, wir grüßen,
Jubilate! . . . . .

Der Student von Wittenberg

NOTIZEN UND GEDENKTAGE

* * *

1 Donnerstag	Himmelfahrt	Himmelf. Chr.
2 Freitag	Athanasius	Athanasius
3 Sonnabend	Monika	Kreuz-Erh.
4 Sonntag	Exaudi	Exaudi
5 Montag	Friedrich d. W.	Pius V.
6 Dienstag	K. v. Damask.	Joh. v. d. Pf.
7 Mittwoch	Otto d. Gr.	Stanislaus
8 Donnerstag	Stanislaus	Mich. Ersch.
9 Freitag	Gr. v. Nazianz	Gr. v. Nazianz
10 Sonnabend	Joh. Heuglin	Gordian
11 Sonntag	Heil. Pfingstfest	Heil. Pfingstfest
12 Montag	Pfingstmontag	Pfingstmontag
13 Dienstag	Servatius	Servatius
14 Mittwoch	Pachomius	Quatember
15 Donnerstag	Moses	Sophia
16 Freitag	5 Märt. v. L.	Joh. v. Nep.
17 Sonnabend	Bal. Herberger	Jodocus
18 Sonntag	Trinitatis	Dreifaltigkeit
19 Montag	Alkuinus	Petr., Cölestina
20 Dienstag	Gottfr. Arnold	Basilla
21 Mittwoch	Konst. u. Helena	Konst., Felix
22 Donnerstag	Konstantin	Fronleichnam
23 Freitag	Savonarola	Desiderius
24 Sonnabend	Lanfranc	Johanna
25 Sonntag	1. n. Trinitatis	2. n. Pfingsten
26 Montag	Beda d. Ehrw.	Ph. Neri
27 Dienstag	Joh. Calvin	Luciani
28 Mittwoch	Joh. Eliot	Wilhelm
29 Donnerstag	Zeisberger	Maximus
30 Freitag	Hieronymus	Herz-Jesu-Fest
31 Sonnabend	Joach. Neander	Petronilla

Frühling! Frühling! Alle Nachtigallen sind erwacht, alle Weiten sind erschlossen! Frühling! Frühling! Das junge Laub duftet, glänzt und schimmert; freudig rauscht und sprudelt es in den Wäldern. Frühling! Frühling! Vor uns die Welt so weit, so unbeschreiblich frei, sonnig und wonnig! Ist es denn möglich, daß es noch Gefängnisse, Fesseln, Krankenlager und Särge, Trübsinn, Hader und Zorn auf Erden geben kann? Frühling! Frühling! Gekommen ist der Frühling! Gekommen ist die höchste Pracht des Frühlings, die wonnigste Stunde, der einzige Tag, der erste Juni, wo die Rosenknospen aufgebrochen und die Maiblumen noch nicht ganz verwelkt sind. Zuerst dir, Frühling!

Ein Frühling

NOTIZEN
VND GEDENKTAGE:

* * *

1	Sonntag	2. n. Trinitatis	3. n. Pfingsten
2	Montag	Pothinus	Erasmus
3	Dienstag	Gottschalk	Klotildis
4	Mittwoch	Quirinus	Florian
5	Donnerstag	Bonifacius	Bonifacius
6	Freitag	Norbert	Norbertus
7	Sonnabend	Paul Gerhardt	Robert
8	Sonntag	3. n. Trinitatis	4. n. Pfingsten
9	Montag	Columba	Fel. u. Pr.
10	Dienstag	Friedr. Barb.	Maurinus
11	Mittwoch	Barnabas	Barnabas
12	Donnerstag	Renata	Basilides
13	Freitag	J. le Febvre	Ant. v. Padua
14	Sonnabend	Basilius d. Gr.	Basilius
15	Sonntag	4. n. Trinitatis	5. n. Pfingsten
16	Montag	Joh. Tauler	Benno
17	Dienstag	Dioscorus	Adolf
18	Mittwoch	Pamphilus	Markus
19	Donnerstag	Paphnutius	Gervasius
20	Freitag	Märt. i. Prag	Silverius
21	Sonnabend	J. Martheilhe	Albanus
22	Sonntag	5. n. Trinitatis	6. n. Pfingsten
23	Montag	G. Arnold	Walram
24	Dienstag	Joh. d. Täufer	Joh. d. Täufer
25	Mittwoch	Augs. Konf.	Elogius
26	Donnerstag	Jeremias	Pelagius
27	Freitag	J. V. Andreä	Siebenschläfer
28	Sonnabend	Irenäus	Leo II., Papst
29	Sonntag	6. n. Trinitatis	Peter u. Paul
30	Montag	Raymund	Pauli Ged.

D·H·W·HADANK·12·

Die Berge sind den Göttern heilig; — hebe das Haupt und blicke aus der dumpfigen Luft, aus den schweren Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle übrigen überragen, auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchen deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führt; — blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geisterrüstzeug, die „gute Wehr und Waffen" unseres Volkes, neu geschmiedet wurde; — blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harrt, in welcher die Raben nicht mehr fliegen werden, die Stunde, wo „ein Volk geboren wird" — Welch eine andere Nation kann solche Bergesgipfel aufweisen? —

Nach dem großen Kriege

NOTIZEN
VND GEDENKTAGE:

* * *

1 Dienstag	Boes u. Esch	Rum., Theob.
2 Mittwoch	Mariä Heimf.	Mariä Heimf.
3 Donnerstag	Otto Bisch. v. G.	Hyazinth
4 Freitag	Ulrich	Ulrich
5 Sonnabend	Aonio Paleario	Anfelm
6 Sonntag	7. n. Trinitatis	8. n. Pfingsten
7 Montag	Willibald	Willibald
8 Dienstag	Kilian	Kilian
9 Mittwoch	Ephräm. d. Syr.	Agilolph
10 Donnerstag	Knud d. Gr.	7 Brüder
11 Freitag	Placidus	Pius
12 Sonnabend	Heinrich II.	Nabor
13 Sonntag	8. n. Trinitatis	Margarete
14 Montag	Bonaventura	Bonaventura
15 Dienstag	Answer	Apoſtel Teil.
16 Mittwoch	Anna Askew	M. v. Berge
17 Donnerstag	Speratus	Alexis
18 Freitag	Arnulf	Arnulf, Fr.
19 Sonnabend	Pamphilus	Vinc. v. Paula
20 Sonntag	9. n. Trinitatis	Scapulierfeſt
21 Montag	Eberh. i. Bart	Daniel
22 Dienstag	Maria Magdal.	Maria Magdal.
23 Mittwoch	G. v. Homelle	Apollinaris
24 Donnerstag	Joſ. Eccard	Chriſtine
25 Freitag	Jakobus d. Ält.	Jakobus
26 Sonnabend	Th. v. Kempen	Anna
27 Sonntag	10. n. Trinitatis	11. n. Pfingsten
28 Montag	Joh. Seb. Bach	Innocenz
29 Dienstag	Olaus d. Heil.	Martha
30 Mittwoch	Joh. Weſſel	Abdon
31 Donnerstag	J. L. Schade	Ign. Loyola

C·H·W·HADANK

Um den zehnten August sind wir auch. Da ist wieder eine! Ihr habt doch für nichts Augen! oh! Tränen des heiligen Laurentius. Selbst der Himmel schnupft sich uns zuliebe. Unsinn! Wer soll denn da keine Wünsche haben, wenn ihm das ganze Firmament Gewährung winkt? Bloß aufpassen, daß der Wunsch mit dem Fallen der Sternschnuppen stimmt: nachher ist alles in Richtigkeit, als ob die Weltregierung, der Vogelsang mit, ihr Siegel dazu gegeben hätte. — Da schnuppt sich wieder eine! — Woran hast du gedacht, und was hast du dir gewünscht, als dieser Stern fiel?

Die Akten des Vogelsangs

NOTIZEN

VND GEDENKTAGE:

* * *

1 Freitag	Makkabäer	Petri Kettenf.
2 Sonnabend	M. M. unt. Nero	Portiuncula
3 Sonntag	11. n. Trinitatis	12. n. Pfingsten
4 Montag	Leonh. Käser	Dominikus
5 Dienstag	Ev. Salzb.	Mar. Schnee
6 Mittwoch	Verkl. Christi	Verkl. Christi
7 Donnerstag	Nonna	Gottschalk
8 Freitag	Hormisdas	Cyriakus
9 Sonnabend	Clem. v. Alex.	Romanus
10 Sonntag	12. n. Trinitatis	Laurentius
11 Montag	Gr. v. Utrecht	Hermann
12 Dienstag	Anselmus	Clara
13 Mittwoch	Zinzendorf	Hyppolytis
14 Donnerstag	J. Guthrie	Eusebius
15 Freitag	Maria	Mar. Himmelf.
16 Sonnabend	Isaak	Rochus
17 Sonntag	13. n. Trinitatis	14. n. Pfingsten
18 Montag	Jovinianus	Helena
19 Dienstag	Gerh. Groot	Sebald
20 Mittwoch	B. v. Clairvaux	Bernhard
21 Donnerstag	Brüdermission	Anastasius
22 Freitag	Symphorian	Timotheus
23 Sonnabend	E. v. Coligny	Zachäus
24 Sonntag	14. n. Trinitatis	Bartholomäus
25 Montag	Ludwig d. Heil.	Ludwig
26 Dienstag	Ulphila	Sam., Zeph.
27 Mittwoch	H. Grotius	Joseph Calas.
28 Donnerstag	Augustinus	Augustinus
29 Freitag	Joh. d. T. Enth.	Joh. Enth.
30 Sonnabend	Claudius	Rosa
31 Sonntag	15. n. Trinitatis	16. n. Pfingsten

O·H·W·HADANK·12·

Dummes Zeug! das ist das große Wort, mit welchem sich die Mittelmäßigkeit, das Philistertum am leichtesten und liebsten gegen das Höhere, das imponierend Unbequeme zu wappnen pflegt. Wohl, und das Mittelmäßige, das Philisterhafte nimmt es dann auch vor allem am übelsten auf, wenn der Tod, oder ein gewaltiges weltgeschichtliches Fatum, auch einmal sich die Freiheit nehmen, dummes Zeug! zu sagen, und die ganze Herrlichkeit eines, wie man es nennt, wohlangewendeten Daseins oder geordneten politischen Zustandes zusammenzukehren, auszuwischen und in den Winkel zu stäuben. Der Welt Zustand und Lauf! o spart euch doch die Mühe, mich mit ihm bekannt zu machen! Dummes Zeug! es ist oft, oft eine sehr große Ehre für ein Ding, ein Wort, eine Tat, von einem Kunstwerk gar nicht zu reden, wenn der eingebildete Tag sie unter der Etiquette dummes Zeug abfertigt; und häufig genug hebt eine hohe, lächelnde Muse das in solcher Art Abgetanene aus dem Staube des Marktes auf, um es im Göttersaale der Erdenwelt hoch auf seinen rechten Platz zu stellen, und es für die rechten Leute und einem fernen Jahrhundert zur Freude, zum Trost und als ein großes Beispiel aufzubewahren.

Der Träumling

NOTIZEN
UND GEDENKTAGE

* * *

HDK

1 Montag	Hanna	Aegidus
2 Dienstag	Mamas	Raphael
3 Mittwoch	Hildegard	Manſuetus
4 Donnerstag	Ida	Roſalia
5 Freitag	J. Mollio	Herkulan
6 Sonnabend	Matth. Weibel	Magnus
7 Sonntag	16. n. Trinitatis	17. n. Pfingſten
8 Montag	Lorbinian	Mariä Geburt
9 Dienstag	L. Paſchali	Andomar
10 Mittwoch	P. Speratus	Nikolaus v. T.
11 Donnerstag	J. Brenz	Protus
12 Freitag	Peloquin	Winand
13 Sonnabend	Wilh. Farel	Maternus
14 Sonntag	17. n. Trinitatis	MariäNamensf.
15 Montag	Argula	Ludmilla
16 Dienstag	Euphemia	Corn. u. Cyp.
17 Mittwoch	Lambert	Quatember
18 Donnerstag	Titus	Richard
19 Freitag	Spangenberg	Mikleta
20 Sonnabend	Magd. Luther	Euſtachius
21 Sonntag	18. n. Trinitatis	Matthäus, Ev.
22 Montag	Mauritius	Moritz
23 Dienstag	Joachim v. Fl.	Thekla
24 Mittwoch	Arg. v. Grumb.	Joh. Empf.
25 Donnerstag	Augsb. Friede	Kleophas
26 Freitag	Lioba	Cyprianus
27 Sonnabend	J. J. Moſer	Cosm. u. Dam.
28 Sonntag	19. n. Trinitatis	20. n. Pfingſten
29 Montag	Michaelis	Michaelis
30 Dienstag	Hieronymus	Hieronymus

O·H·W·HADANK

Im Oktober gehen die Tage bald zu Ende, und aus dem Wind wird schnell Sturm. Dann muß man in den wilden Bergen wohnen und im Zwielicht vor die Tür treten und den Wind, den Wald und das Wasser reden hören. Dann ist es auch gut, Bescheid zu wissen in den alten Sagen seines Volkes, den Liedern, die die Großmutter sang, und der Wahrheit des Urgroßvaters. Und wenn noch gar der Krieg von ferne donnert, dann läßt es sich gut zurücktreten von der Schwelle, die Tür verriegeln und am Herde, am warmen Ofen niedersitzen. Ängstlich, aber auch heimelig und lieblich ist's dann, beim Lampenschein liebe Gesichter — junge und alte — um sich zu sehen und bekannte junge und alte Stimmen zu hören; — mit sonderbar heimlichen und unheimlichen Fingern zupfen Vergangenheit und Zukunft dann an der Behaglichkeit der Gegenwart. Die Augen soll man ja nicht schließen, wenn das fröhliche Gespräch zu einem Flüstern herabsinkt; es ist, als spreche die Zukunft in dem Sturme draußen; — den Verständigsten, den Nüchternsten kann eine Angst überkommen, daß er die guten Gesichter nicht mehr im Kreise um sich her finden werde, wenn er wieder die Lider aufschlägt und umhersieht.

Die Innerste

NOTIZEN UND GEDENKTAGE

* * *

1 Mittwoch	Remigius	Remigius
2 Donnerstag	Chr. Schmid	Leodegar
3 Freitag	Die Ewalde	Ewald
4 Sonnabend	Joh. Weſſel	Franz
5 Sonntag	20. n. Trinitatis	Roſenkr.-Feſt
6 Montag	H. Albert	Bruno
7 Dienstag	Theod. Beza	Sergius
8 Mittwoch	D. Zeisberger	Brigitta
9 Donnerstag	R. Grosthead	Dionyſus
10 Freitag	Juſt. Jonas	Gereon
11 Sonnabend	Ulrich Zwingli	Wimmar
12 Sonntag	21. n. Trinitatis	22. n. Pfingſten
13 Montag	Eliſabeth Frey	Tilmann
14 Dienstag	Nic. Ridley	Caliſtus
15 Mittwoch	Aurelia	Thereſa
16 Donnerstag	Gallus	Gallus
17 Freitag	Aufh. d. E. v. N.	Florentin
18 Sonnabend	Lukas	Lukas
19 Sonntag	22. n. Trinitatis	23. n. Pfingſten
20 Montag	Lambertus	Wendelin
21 Dienstag	Phil. Nikolai	Urſula
22 Mittwoch	Hedwig	Kordula
23 Donnerstag	H. Merryn	Severin
24 Freitag	Arethas	Evergislus
25 Sonnabend	Joh. Heß	Raphael
26 Sonntag	23. n. Trinitatis	24. n. Pfingſten
27 Montag	Graveron	Sabina
28 Dienstag	Simon, Juda	Simon, Judas
29 Mittwoch	Alfred d. Gr.	Narciſſus
30 Donnerstag	Jacob Sturm	Theoneſt
31 Freitag	Wolfgang	Wolfgang

O·H·W·HADANK·12·

Der heilige Martin wurde ums Jahr 316 nach Chr. zu Stain in Niederungarn geboren; sein Vater war ein arger Heide und ein Tribunus militum, der mit der Reitpeitsche wohl umzugehen wußte. Aus beiden Gründen entlief der Sohn dem Alten und wurde Bischof zu Tours, nachdem er vor dem Tore von Amiens den berühmten Schnitt in den Mantel getan hatte. Seit ihm einst bei einem Gastmahle der Kaiser Maximinus den Becher zuerst reichen ließ, ist er der Schutzpatron der Trinker bei aller löblichen Christenheit; das ihm zugeschobene Werk: Professio fidei de trinitate ist ihm unterschoben, denn er war ein jovialischer Herr und Heiliger, welcher sich so wenig als möglich sowohl mit profanen wie mit geistlichen Schreibereien abgab; an seinem Jubeltage aber, dem elften November, erhielten und erhalten die Herren Pastöre vor und nach der Reformation ihre Zehentgänse, und das Volk briet und brät die ihm übriggebliebenen. — Wir hatten den größten Teil des wohlbeleibten und wohlbereiteten Vogels im Magen, durch das Fenster sah der November:

„Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind."

Die Gänse von Bützow

NOTIZEN
UND GEDENKTAGE:

* * *

1 Sonnabend	Aller Heiligen	Aller Heiligen
2 Sonntag	24. n. Trinitatis	Aller Seelen
3 Montag	Pirmin	Hubertus
4 Dienstag	J. A. Bengel	C. Borromäus
5 Mittwoch	Hans Egede	Zacharias
6 Donnerstag	Gustav Adolf	Leonhard
7 Freitag	Willibrord	Engelbert
8 Sonnabend	Willehad	Gottfried
9 Sonntag	25. n. Trinitatis	26. n. Pfingsten
10 Montag	Martin Luther	Martin P.
11 Dienstag	Martin, Bischof	Martin B.
12 Mittwoch	Arcadius	Kunibert
13 Donnerstag	P. M. Vermili	Stanislaus
14 Freitag	Notker	Levinus. Juk.
15 Sonnabend	Joh. Kepler	Leopold
16 Sonntag	26. n. Trinitatis	27. n. Pfingsten
17 Montag	Bernward	Gertrud
18 Dienstag	Greg. d. Erl.	Maximus
19 Mittwoch	Elisabeth	Elisabeth
20 Donnerstag	J. Williams	Simplicius
21 Freitag	Columbanus	Mariä Opfer
22 Sonnabend	J. Ökolampadius	Cäcilia
23 Sonntag	27. n. Trinitatis	28. n. Pfingsten
24 Montag	Johann Knox	J. v. Kreuz
25 Dienstag	Katharina	Katharina
26 Mittwoch	Konrad	Konrad
27 Donnerstag	M. Blaarer	Bilhildis
28 Freitag	Al. Rousset	Günther
29 Sonnabend	Noah	Saturnin
30 Sonntag	1. Advent	Andreas

O·H·W·HADANK

Es war der vierundzwanzigste Dezember. — Es warteten sehr viele Leute — große und kleine — auf kommende gute Dinge, — der Himmel war am Morgen und Mittag so klar, wie man es sich nur wünschen mochte, die Sonne bestrahlte glitzernd die weiße Weihnachtswelt und färbte sich erst am Nachmittag blutrot, als sie in den aufsteigenden Nebel hinabsank. Es schien, als ob die Sonne es wisse, daß hunderttausend Christbäume auf ihren Niedergang warteten, und es schien, als ob sie gutmütig-froh ihren Lauf beschleunige. Um fünf Minuten nach vier Uhr war das letzte Stückchen feuriges Gold hinter dem Horizont versunken, — der heilige Abend war da, war endlich gekommen, nachdem sich Millionen Kinderherzen so lange nach ihm gesehnt hatten. Um fünf Uhr läuteten alle Glocken im Lande den morgenden Festtag ein, und die Kuchen waren fertig; es wurde Friede in der Brust auch der scheuereifrigsten Hausfrau. Um sechs Uhr stand jeder festlich geschmückte Tannenbaum in vollem Lichterglanze, und wer noch froh und glücklich sein konnte, der war es gewißlich um diese Stunde, in welcher sich das Himmelreich derer, die da sind wie die Kinder, auch dem trübsten Blick öffnet und das Herz hell macht.

Der Hungerpastor

NOTIZEN
VND GEDENKTAGE:

* * *

1	Montag	Eligius	Eligius
2	Dienstag	Rupsbroek	Bibiana
3	Mittwoch	Gerh. Groot	Franz Xaver
4	Donnerstag	G. v. Zütphen	Barbara
5	Freitag	Crispina	Crispine
6	Sonnabend	Rich. Baxter	Nikolaus
7	Sonntag	2. Advent	2. Advent
8	Montag	M. Rinkart	Mariä Empf.
9	Dienstag	Berthold	Leokadia
10	Mittwoch	Paul Eber	Judith
11	Donnerstag	H. v. Zütphen	Damasus
12	Freitag	Vicelin	Epimachus
13	Sonnabend	F. Gellert	Lucia
14	Sonntag	3. Advent	3. Advent
15	Montag	Christiana	Eusebius
16	Dienstag	Adelheid	Adelheid
17	Mittwoch	Sturm	Quatember
18	Donnerstag	Seckendorf	Wunibald
19	Freitag	Clem. v. Al.	Nemesius
20	Sonnabend	Abr. u. Sara	Julius, Am.
21	Sonntag	4. Advent	4. Advent
22	Montag	Hugo M'Kail	Gr. v. Spol
23	Dienstag	A. du Bourg	Dagobert
24	Mittwoch	Adam, Eva	Adam, Eva
25	Donnerstag	Weihnachtstag	Christtag
26	Freitag	2. Weihnachtstag	Stephan
27	Sonnabend	Johannes	Joh. Evangel.
28	Sonntag	n. Weihnachten	n. Weihnachten
29	Montag	Gr. v. Württ.	Thomas v. L.
30	Dienstag	David	David
31	Mittwoch	Sylvester	Sylvester

D·H·W·HADANK·12·

Was Wilhelm Raabe uns ist?

Bekenntnisse deutscher Dichter und Künstler

Weil heutzutage so vieles schwer festzustellen ist, haben sich ja die Menschen auch das angeschafft, was sie 'ne „Enquete" nennen. Theodor Fontane

Wilhelm Raabe hat mich gelehrt, um wie viel befriedigender und ehrenvoller es ist, statt Leser zu haben, sich Jünger zu verschaffen, statt eines Publikums eine Gemeinde. Dies Verlangen ist auch beim Schaffenden epischer Kunst darin begründet, daß in einem echten Kunstwerk immer schon der Anfang das Ende voraussetzt, das Ende den Anfang. — Ich habe den Segen dieser Lehre empfunden zur hohen — nein: zur höchsten Freude meines Lebens, als mir im August vorigen Jahres das Datum zu meiner Verwunderung bewies, daß ich bereits ein halbes Jahrhundert auf Erden wandle.

Nebenbei sei hier nur erwähnt, daß der große Dulder persönlich mir das Vorbild für das Ausharren und die Kraft ist, unabgewandt den eigenen Sternen in der Brust zu folgen. Meinen Kulturroman „Die neue Laterne" habe ich ihm aus diesem Grunde zugeeignet. Wilhelm Arminius

Wilhelm Raabe ist mir immer eine Quelle der Weisheit und des Friedens, der stillen Heiterkeit und Erquickung gewesen. Und da seine Wirkung auf mich seit meiner Jungmädchenzeit bis heut zu meinem sechzigsten Jahr die immer gleich starke blieb, fühle ich: er steht über allen Moden und Handlungen und die von ihm geschaffenen Werte sind bleibende. Ida Boy-Ed

Es geht eine Sage: der alte Raabe.
Odhins Vögel klagen auf seinem Grabe:
O gäb's doch heute in deutschen Gauen
Mehr seinesgleichen und weniger Pfauen!

Richard Dehmel

Was Wilhelm Raabe mir ist?

Darüber rede ich nicht groß. Über die, die Einem die liebsten sind, macht man am wenigsten Worte. Max Dreyer

Was Raabe mir ist?

Der Deutsche an sich. Als Dichter und als Mensch. Der Deutsche mit all den wunderlichen Widersprüchen, die in unserem Volkscharakter liegt, so weit er sich denn noch echt bewahrt hat. Unendliche Schlichtheit des Wesens bei unendlicher

Krausheit der Gedanken, — tiefste Liebe zum Kleinsten, ja, sogar zum Unwerten bei leiser Verachtung aller Dinge dieser Welt, — äußerste Sorgfalt im Schauen und umständliches Hegen und Pflegen des Einzelnen bei einer eigentümlichen Sorglosigkeit dem Ganzen gegenüber, — schärfstes und strengstes Beachten der Realität bei weichem Hinträumen in das reine Ideelle.

All das verquickt sich in Raabes Geist und tritt in wundervoller Ursprünglichkeit durch jedes seiner lieben Worte zu Tage. Ottomar Enking

Was mir Raabe ist? Ein Freund stiller Stunden, der mich erquickt und stärkt, und mich mit Alltag und Enge versöhnt, ein echter Lebensdichter.

Gustav Falke

Ein Vater, der mir im Lande Tripstrill einen Platz in seiner Nähe warm hält.

Ludwig Finckh

Wilhelm Raabe! Er war mir Einer unter Vielen,
Und das erhöht mir die Gestalt.
Er konnt' mit seinem Geiste spielen,
Doch immer war das Herz Gehalt.
Er konnt' ins Kleinste sich versenken
Und fördern Großes an den Tag;
Konnt' uns das Gold der Tiefe schenken:
Ein Dichter nur, der dies vermag.
Er konnt' die Weite auch umspannen,
Die in sich faßt ein Weltenbild,
Daraus den dunklen Dämon bannen,
Daß sonnig glänzt uns das Gefild.
So war, was edel, deutsch und tief, sein Eigen,
Und ihm Verehrung will ich gern bezeigen.

Wilhelm Fischer in Graz

Raabe ist mir das, was er hoffentlich bald allen gebildeten Deutschen sein wird: ein Lebensfreund. Ludwig Fulda

„ — — des Nachtwächters rauhe Stimme erschallte bald näher, bald ferner; die Uhren der beiden Kirchen zankten sich um die richtige Zeit und waren sehr abweichender Meinung; sehr lebendig waren alle Neustädter Fledermäuse und Eulen, die ihre Stunden ganz genau kannten und sich um keine Minute irrten;

Mäuse zirpten hinter der Wand der Kammer, und eine Maus raschelte unter dem Bette der Frau Christine; eine Brummfliege, welche auch nicht schlafen konnte, summte bald hier, bald da, stieß mit dem Kopf bald gegen das Fenster, bald gegen die Wand und suchte vergeblich einen Ausweg; es knackte in der Stube der Großvatersstuhl hinter dem Ofen, und auf dem Hausboden trappelte und schlich es so schauerlich und gespenstig, daß es schwer hielt, den beruhigenden Glauben an ‚Katzen' festzuhalten . . ."

Jahre und Jahrzehnte sind vergangen, seit ich zum ersten Male diese Worte und die sich ihnen anreihenden las. Zum ersten Male las in meiner Jugend, in die nicht so eifrig und sorgsam wie heute in das Leben unserer Kinder Grüße von Schönheit und Kunst getragen wurden. Was war es, was diese Worte, diese Sätze, diese Seiten weniger noch in ihrem Gehalt, mehr in der Melodie, in der ihnen eigenen Klangfarbe durch Jahrzehnte treu und unveräußerlich, tief eingesenkt, wach in meiner Seele haften ließ? Daß hier die Stimmung eines Dichters in eine von solchem Glück nicht verwöhnte Kindheit inmitten von Dürftigkeit und lehrhafter Tendenz hineingezittert war.

Adele Gerhard

Was Raabe mir ist?: Die Zeit meiner Eltern.

Als ich Kind war, hörte ich Vater und Mutter von der Sperlingsgasse und dem Hungerpastor sprechen, so etwa wie sie von den Menschen ihrer Kinderzeit redeten, gerührt und vertraut. Als ich nun selber zu diesen Büchern griff und auch in Raabes späteren las, war ich jung und erlebungssüchtig. Raabes ausführliches Hätscheln des Vergangenen machte mich ungeduldig. Seine liebe warme Wehmut lag mir noch nicht.

Die genoß ich erst, als ich im Kampfe stand und Schmerzen litt. „Kommt wirklich einmal eine solche Zeit des Entsagungsgenusses für den Menschen" dachte ich „wie Raabe sie immer wieder schildert?"

Aber nun wieder, da ich anfange selber Erinnerungen zu leben und sehr gern von meinem bescheidenen Lebenshügel ins Tal hinunter sehe, aus dem ich gekommen bin, und in dem es schon ein Bischen dunkel ist, während hier oben noch die Sonne scheint, nun macht Raabe mich wieder ungeduldig. Die Generation Zeppelins richtet eben doch seine Phantasie vorwärts und aufwärts, kann wohl die Sehnsucht, aber nicht das Ideal nach Beschränkung davon in sich hegen. Wir sind alle keine Neinsager der Gegenwart wie Raabe und seine Gestalten. Und wenn man zurückschaut, hinunter in seine Vergangenheit, dann fühlt man: „Ja, man wird sich ihr hingeben, gern und immer wieder, zuletzt vielleicht sogar völlig zurückkehren, um die ermüdeten Glieder wolig zu strecken und drunten einzuschlafen. Aber man wird doch nie bereuen, seine Wanderung unternommen zu haben". —

Wenn ich aber an Raabe denke, ist es mir als redete mir jemand entgegen aus der lieben ehrwürdig traulichen Zeit meiner Eltern. Und ich liebe ihn deshalb.

Anselma Heine

Wilhelm Raabe schenkte meiner Jugend die Sehnsucht, meinem Mannesalter die Erkenntnis. Er wurde mir die Bestätigung, daß der Humor die tiefste Blüte des Ernstes ist.

Rudolf Herzog

Mein Urteil über Raabe, kurz ausgedrückt, ist folgendes: Er ist einer der persönlichsten und stärksten Vertreter der vergangenen Litteraturperiode, ein Kämpfer bis zuletzt, der sich bis in sein höchstes Alter hinein mehr Frische und Lebenskraft bewahrt hat, als eine greisenhafte Jugend, die sich unterfangen will, ihn und seine Werke „verstaubt" zu nennen.

Friedrich Huch

Zu den besten Erinnerungen meines Lebens gehören die Abende, die ich mit Wilhelm Raabe im Gewandhause zugebracht, manchmal allein mit ihm. Schon immer hatte ich mir vorgenommen, ihn einmal wieder aufzusuchen. Da kam der Siebzigste, zu dem ich meinen Glückwunsch telegraphisch senden mußte. Nachher hatte ich das Gefühl, es wäre aufdringlich, wenn ich mich unter so vielen Besuchern in Erinnerung brächte. Es war ein falsches Gefühl, aber es war nun einmal da. Im Herbst 1910 hörte ich, er habe mich keineswegs vergessen und ich würde ihm durch meinen Besuch eine Freude machen. Sobald es sich tun ließ, fuhr ich nach Braunschweig hinüber. Auf dem Wege zu ihm hatte ich eine Begegnung, die mich so erschütterte, daß ich umdrehte und wieder heim fuhr.

Wie es zu gehn pflegt, es kam allerhand dazwischen und eines trüben Tages war es zu spät. Nun habe ich die Bitternis und muß denken: Ja, wenn man es Wilhelm Raabe erzählen könnte, der wüßte gewiß etwas Tröstliches!

Rudolf Huch

Es mögen 10—12 Jahre her sein, da hat einmal eine meiner Patientinnen zu mir gesagt: „Daß Sie aber Raabe nicht kennen, verehrter Doktor, ist ein bedauerlicher Defekt in Ihrer Bildung. Lesen Sie doch einmal den „Hungerpastor" und eine neue Welt wird sich vor Ihnen auftun. Es wird Ihnen sein, als wenn Sie durch den Tubus Ihres Mikroskopes einen Wassertropfen beobachten. Ein Gewimmel seltener Ungeheuer wird sich vor ihrer Netzhaut vergnüglich herumtummeln. Aber schauen Sie nur aufmerksam und geduldig längere Zeit hin und seltsam tiefe Schicksale werden sich Ihnen entschleiern."

Der Rat meiner Kranken ist mir eine Medizin geworden. Ich nahm Raabe's

Bücher in die Hand, und sie haben alles Weltschmerzliche aus meiner Seele verbannt und in mir eine schöne Harmonie gestaltet mitten heraus aus des Zufalls grausigen Wundern.

Adam Karrillon

Raabe ist mir Deutschland. Nicht das Deutschland der Riesenbahnhöfe und der Warenhäuser, sondern jenes, das wir als Letzte noch in früher Jugend gekannt haben, das unverwöhnte, äußerlich anspruchslose, innerlich so reiche Deutschland. Wir sind jetzt in der Litteratur wie im Leben auf dem gefährlichen Wege der Veräußerlichung; von Geist und Gemüt spricht man nicht gerne, und bald wird man sie überhaupt nicht mehr verstehen, wenn die Verbindung mit den Besten der früheren Generationen, denen wir doch schließlich alles verdanken, nicht immer wieder hergestellt wird. Der berufenste, der uns nächste Dolmetscher jener, ich möchte sagen, klassischen deutschen Art ist Wilhelm Raabe. Darum kann ich den Eindruck, den er mir macht, nicht rein litterarisch nennen; es wirkt noch etwas mit, das im Blute liegt . . . .

G. Oukama Knoop

Was Raabe mir ist? Eine der köstlichen Offenbarungen deutscher Art und Kunst, das immer neue persönlichste Erleben eines deutschen Wunders.

Wilhelm Langewiesche

Mir, dem auf schwäbischer Erde Geborenen, ist es mit Wilhelm Raabe gegangen wie mit der norddeutschen Landschaft: erst blieb sie mir fremd und kalt, dann lernte ich sie achten in ihrer herben, charaktervollen Eigenart und schließlich gehörte ihr mit meinem Verstehen meine Liebe. Vielleicht ist dies der natürliche Weg, auf dem sich das Verhältnis eines süddeutschen Lesers zu Raabe entwickelt. Es gilt für ihn, sich durch die vielfach bewußt barocke, eigenwillige Form des Dichters durchzufinden, hat er aber erst den kostbaren Kern echter deutscher Gemütsinnigkeit und alldurchsonnenden Humors erfaßt und erobert, so möchte er auch die Schale nicht mehr missen und ein ganzes, unveräußerliches Stück Deutschtum ist ihm dauernd zu eigen geworden.

Heinrich Lilienfein

Raabe ist mir einer von jenen seltenen, tief verinnerlichten Menschen, die das Leben befreiend überwanden, die ihr Dasein zum Kunstwerk schufen. Er war ein Mensch im höchsten, reinsten Sinn! Zumeist dichten solche resignierte Lebensbejaher nicht mit schreibenden Worten; man trifft sie am ehesten als Schäfer, Handwerker, Bauern — immer abseits! — und dankt ihnen eine tiefe, unvergeßliche Stunde der beseligenden Erleuchtung. Raabe schrieb, daher ist seine Überwindergröße der Allgemeinheit erschlossen. Seinen Schöpfungen fehlt, nach meiner Meinung, die erhaltende Form, sie sind keine Kunstwerke nach meinem Wünschen und Streben; sie sind echt

deutsch, d. h. mir: sie sind mehr dichterisch als künstlerisch geschöpft. In weiteren Entwicklungsstrecken des deutschen Volkes als Kulturvolk wird ein Raabe Dichter und vollwertiger Künstler zu sein vermögen. Ich nenne Raabe einen unserer größten Menschen und einen in seiner künstlerischen Formlosigkeit nationalen Dichter von höchster Bedeutung für das deutsche Volk; die andern Nationen werden Raabe nie verstehen!

Walter von Molo

Was Raabe mir ist? Dafür, daß er mir die ganze Zeit meines reifen Mannes-lebens hindurch ein Freund des Menschlichen von solcher Größe und Farbenschönheit gewesen, muß ich ihn den größten deutschen Geistern des neunzehnten Jahrhunderts beizählen und ihn weit über Gottfried Keller stellen, mit dem er gewiß Vergleichspunkte gemein hat.

Carl Freiherr v. Perfall

Als ich im Winter 1907 in Braunschweig eine Vorlesung halten sollte, köderte man mich mit der Aussicht, ich dürfte nachher ein Gläschen Wein mit Wilhelm Raabe trinken. So saß ich denn einige Decemberabendstunden in der Stammecke des alten Herrn an seiner Seite, allerdings mit etwas bösem Gewissen; denn gelesen hatte ich, damals noch vielüberlaufener Pfarrer einer großen Moorgemeinde, von ihm nicht mehr, als was man so gelesen haben muß: Hungerpastor, Sperlingsgasse, Horacker und einige der kleineren Erzählungen. Am andern Tage gab man mir bei der Abreise als Gastgeschenk und Reiselektüre W. Brandes' Raabebüchlein mit. Ich las es in der Bahn und erkannte, daß es höchste Zeit für mich war, mit dem Manne, über dessen kleine schwarze, so fein und schalkhaft lächelnde Augen ich mich am Abend vorher immer wieder gewundert hatte, näher bekannt zu werden. Und heute gehöre ich zu den leider wohl nicht allzu zahlreichen Zeitgenossen, die Raabes größere Erzählungen sämtlich und die kleineren zum größten Teil gelesen haben.

Es ging mir mit diesen Büchern ganz ähnlich wie in jüngeren Jahren mit Jean Pauls Wälzern. Ich geriet manchmal in so dickes Gestrüpp, daß ich müde wurde und drauf und dran war, die Wanderung aufzugeben. Aber durch eine Anstrengung des Willens arbeitete ich mich doch immer wieder auf die Beine, und siehe da! — auf einmal öffneten sich Aus- und Einblicke in die menschlichen Dinge, daß ich die Augen gar nicht weit genug aufmachen konnte und für alle Mühsal reich und überreich entschädigt wurde . . . rauschten Quellen aus der Tiefe, daß ich mich erst mal von Herzen satt trinken und für die weitere Wanderung stärken konnte . . .

Wen Raabe einmal hat, den hat er für immer. Die meisten Bücherschreiber, auch solche mit klingendem Namen — wenn man sie einmal kennt, nun, so kennt man sie und kann sie getrost im Bücherschrank stehen lassen. Dem alten Proteus so einigermaßen auf die Schliche zu kommen, sich ein wenig in seinen Herzfalten

auszukennen — das Leben wird wohl so damit hingehen. Beim zweiten, dritten, vierten usw. Lesen seiner Bücher umgeht man manches Gestrüpp, schneidet manche gar zu weiten Umwege ab und gelangt um so schneller und häufiger zu jenen Quellen und Ausblicken, die das Herz stärken und die Seele weiten.

Als ich anfing zu schreiben, wurde ich, als Norddeutscher im allgemeinen und als Heidjer noch im besondern, leicht etwas sentimental. Dem lieben Publikum gefiel das wohl, aber es war darum doch nicht das Richtige. Bei Wilhelm Raabe habe ich gesehen, daß man den lebhaftesten und wärmsten Anteil an seinen Leutchen nehmen kann, diesen auch gar nicht so ängstlich zu verstecken braucht und deshalb doch nicht rührselig werden muß.

Diedrich Speckmann

Raabe ist mir der ehrfurchtgebietende Poet, der mit vorbildlicher Treue immer nur das verdichtet hat, was er selber in Herzens Grunde für wahr hielt. Gustav Freytag und Wilhelm Raabe stehen hochragend an den jüngsten Meilenzeigern deutscher Entwicklung und haben in wundersamen Spiegeln aufgefangen und für die Nachfahren gerettet die verblassenden Bilder alten deutschen Wesens. Das neue deutsche Wesen zeigt andere Züge. Aber es wäre ein müssiges Unterfangen, wollte man prophezeien, wohin die Reise geht. Möge nur niemals die Zeit kommen, wo die Edelsten unseres Volkes kaum anders als durch den Flor zorniger Tränen zu lesen vermögen in Freytags unsterblichem „Soll und Haben" und Raabes ewig jungem „Hungerpastor".

August Sperl

„Was mir Raabe ist?" Eine liebe Erinnerung an meinen persönlichen Besuch bei ihm in seinem Zimmer, und ein freundliches Gedächtnis an seine freundliche Aufnahme.

Carl Spitteler

„Was ist Dir," lautet's „Wilhelm Raabe?"
Ein guter Freund und lieber Gast,
Der mir mit echter Geisteslabe
Erquicklich macht die Zeit der Rast;

Der weiß dadurch zu unterhalten,
Daß hübsche Bilder er enthüllt;
Der mit erheiternden Gestalten
Auch öden Raum um mich erfüllt;

Der es bewirkt, mich still beglückend,
Daß fröhlich mir das Herz erglüht,
Und der mich sehen läßt, was entzückend
Abseits der großen Straßen blüht.

Johannes Trojan

Obgleich ich Raabe von jeher liebte und sehr verehrte und ich ihn auch gut zu verstehen glaube, so wird doch das, was ich etwa zu der Frage: Was Raabe mir ist? beitragen kann, sehr gering sein.

Ich bedauere es, daß ich den Abgeschiedenen nicht persönlich kennen gelernt habe, daß ich ihn nie gesehen habe, denn für den bildenden Künstler ist das, was das Auge ihm sagt, eine fast notwendige Ergänzung für das Auffassen des geistigen Wesens einer Persönlichkeit, und ich würde wohl auch mehr zu sagen wissen, wenn ich Raabe nur einmal von Angesicht gesehen hätte, ihn in seiner lebendigen Gegenwart gekannt hätte.

Um sein Wesen nun so aus seinen Werken litterarisch zu werten, dazu fehlt mir jede Berufung und auch die Fähigkeit. Die Einseitigkeit des bildenden Künstlers, für dessen Auge alles Gegenwart sein und werden muß, beschränkt mich, wenn ich mich urteilend äußern möchte.

Freilich tritt das, was Raabe geschrieben, in deutliche Gegenwart und leibhaftig vor den inneren Sinn des Auges.

Wenn ich nun doch etwas über Raabes Wesen und über das, wie es mir erscheint, zu sagen mir erlaube, so ist es, daß er mir vorkommt wie ein treu-klarer Spiegel, in dem sich deutsches Volkstum in Reinheit und Schönheit konzentriert, auch in seiner Eigentümlichkeit, dem reich verschlungenen Rätselwesen der Seele unseres Volkes. — Dies alles zeigt dieser Spiegel, so daß wir dessen froh werden können, daß wir in Heiterkeit unser Wesen wahrnehmen können, sodaß wir auch über uns selber, über unsere Schwächen lächeln lernen. In Raabe werden wir klar über den Grundzug unseres eigenen Wesens, deshalb spricht er an die Seelen, und wir werden froh; denn das Klarwerden, welches in der Erkenntnis liegt, hat immer etwas Befreiendes und Befreiendes macht froh.

Hans Thoma

Was mir Raabe ist? — Ein lieber Freund im Lande des Humors.

Hermine Villinger

Was er mir ist, was er mir war? —
Wie können Worte das sagen . . . . .
Was einem Manne mit weißem Haar
Der Glanz war aus jungen glücklichen Tagen.

Richard Voß

Ehe ich Raabe kennen lernte, las ich mit Vorliebe Dickens, und als ich zu Raabe kam, freute ich mich der Erkenntnis, daß auch Deutschland seinen Dickens besitzt. Ich habe dann Wilhelm Raabe persönlich wiederholt gesehen, freilich zu einer Zeit,

da er schon sehr betagt war und nicht mehr schrieb. Aber ich erinnere mich ebenso dankbar dieser persönlichen Begegnung, wie früheren ersten Bekanntwerdens mit seinen Büchern.

Wenn ich Raabe lese, so habe ich das Gefühl, daß ich von ihm Vieles lernen könnte, und das tiefe Bedauern, daß mir eines fehlt, was nicht zu lernen ist, und was er doch in so reichem Maße besitzt, den goldenen Humor.

Ernst Zahn

Kein Krieg den Paläsien!

Es ist eine der volksläufigen Vorstellungen, daß die höheren Klassen unserer heutigen Gesellschaft den ideellen Bestrebungen der Menschen immer noch vollkommen fremd gegenüber ständen und teils mit Verachtung darauf herabsähen, teils drolligerweise Furcht davor hätten. Dem ist nach meiner Erfahrung nicht so, nicht einmal im großen Ganzen. Das man hier wie auch in anderen Kreisen ein tüchtig Quantum von Dilettantismus oder von beschäftigungsloser Neugier oder von leerem Vorwitz im Verkehr der Welt zu verdauen hat, ist nicht zu leugnen; doch wo hat man das nicht?

Ich meinesteils habe mich in meinem engen Reiche nie über eine aristokratische Mißachtung zu beklagen gehabt, wohl aber ziemlich häufig über des edeln deutschen Philistertums verzogene Schnauze ein vergnügtes Lächeln mit einiger Mühe unterdrückt. Wir deutschen Gelehrten usw. haben wahrlich keinen Grund, das: Krieg den Paläsien! durch unsern Tabaksdampf nachzubrummen. Wahrlich, wenn es uns Spaß macht, so dürfen wir unsere Fehdebriefe da dreist an ganz andere Türen als die unserer früheren Reichsunmittelbaren usw. anheften.

Alte Nester

Kleist von Nollendorf

Von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus)

Die Gegenwart liebt es, die Schatten großer Männer und großer Ereignisse heraufzubeschwören; es sind leuchtende Schatten: der Glanz und das Licht, welches sie in die Gegenwart werfen, trösten, kräftigen, beleben, und die Gegenwart bedarf des Trostes, der Kräftigung, der Belebung.

Das deutsche Volk vor Allem hat es nöthig, in diesen schwankenden Tagen, wo so Manches in seinem Geschick zum Abschluß drängt, und die fieberhafte Erregung des Harrens immer peinigender wird, die Geister der Vergangenheit heraufzuholen, daß der siegesfreudige Glaube an eine glückliche, stolze Zukunft ihm nicht verloren gehe.

Ein Volk wie das unsere, ein Volk, welches sein Dasein nach Jahrtausenden zählt, hat viele Geburtstage zu feiern, hat Gott Lob! eine unendliche Reihe ruhmhafter Ereignisse und Menschen in seinen Gedenkbüchern, in seinem Herzen aufzubewahren; hoffen wir, daß nach aber Jahrtausenden der reiche Kranz noch immer geschlossen sei, um in dem Tempel der Menschheit zu hängen, wie jene Kränze, welche wir Hellenenthum, Römerthum nennen.

Wir schlagen das Buch unserer Volksgeschichte auf, und finden, daß wir im Jahre 1862 den hundertjährigen Geburtstag eines Mannes zu begehen haben, welcher in einer Zeit, wo jeder Ehrenmann sein Bestes gab und that, vor Hunderttausenden kräftig eingriff in das Geschick der Nation.

Emil Friedrich von Kleist wurde am neunten April 1762 zu Berlin geboren, und fiel also seine Jugend in die Zeit, wo die kriegerische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, welche im siebenjährigen Kriege ihre höchste Blüte erlangt hatte, in traurigster Weise langsam zu Grunde ging; wo der gerechte Stolz zur nichtsnutzigen Überhebung ward und, wie es zu geschehen pflegt, der Schein das Wesen einige Decennien überdauerte. Während man die Knochen der wahren Soldaten und Sieger Friedrichs des Großen beim Pflügen aus der Erde wühlte, führte ein im fremden Glanz sich sonnender, nur in der Form lebender Offiziersstand die bezopften, schön weitbeinig und geradlinig aufmarschirender Armeen, welche in den Revolutionskriegen und bei Jena einer andern Taktik, einer andern Zeit so schrecklich schnell und rathlos unterlagen.

Im Gegensatz zu seinen Kameraden widmete sich der junge Emil Friedrich schon als Page des Prinzen Heinrich, und später nach seinem Eintritt in das Infanterieregiment Bülow mit Eifer den militärwissenschaftlichen Studien. In dem obengenannten Regimente machte er den, mehr komischen als tragischen, bayerischen Erbfolgekrieg mit, um nach der Beendigung desselben seine Studien auf der Inspections-

schule zu Berlin von Neuem aufzunehmen. Wer weiß, ob nicht das scharfe Auge des alten Fritz, wenn er, während seines gewohnten vierwöchentlichen Aufenthalts in der Hauptstadt, im December oder Januar an der Inspectionsschule vorritt, und die Hauptleute Tempelhof und Geier Bericht über ihre Eleven abstatteten, mit Wohlgefallen auf dem jungen Lieutenant ruhte, welcher einundzwanzig Jahre später die Männer der neuen Provinz Schlesien so gut führen sollte?

In dem Feldzug in der Champagne zeichnete sich der Lieutenant von Kleist zum ersten Male aus in dem Gefecht bei Ober-Ursel am 2. October 1792, zu dessen glücklichem Ausgange er viel beitrug.

Im folgenden Jahre ward er Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf. Im Jahre 1799 finden wir ihn als Major das aus den Grenadieren der Regimenter Arnim und Kundheim gebildete Bataillon kommandirend, und im Jahre 1803 als Oberst und vortragenden Generaladjutant des Königs, in welcher Stellung er bis zur Schlacht bei Jena verblieb.

Wenn wir den geheimen Cabinetsrath Lombard und Heinrich Friedrich Karl Freiherrn von und zum Stein neben einander stellen, so haben wir damit die beiden Mächte, welche sich in dieser Zeit am preußischen Hofe bekämpften, klar und scharf vor Augen. Eine tragische Rührung überkommt uns, wenn wir vernehmen, wie in diesem Ringen edelster Geisteskraft und treuester Hochherzigkeit mit der widerlichsten Fäulnis und physischer und moralischer Versunkenheit, Seine Majestät Friedrich Wilhelm der Dritte den patriotischen Eifer Steins für „zudringliche Einmischung" erklärt. Des Eisens bedurfte es, um den jungen Staat der Zukunft vom Bösen zu erlösen, und das rettende Eisen kam — kam in der Faust des fremden Eroberers!

Nicht oft genug kann man dem deutschen Volke die der Schlacht bei Jena folgenden Jahre in die Erinnerung zurückrufen, diese Jahre, in denen die Entwürdigung, welche die Gewalt brachte, nichts war gegen die Entwürdigung, mit welcher sich Einzelne die auferlegten Sklavenketten selbst vergoldeten.

Aber das Faulfieber des jugendlichen preußischen Staatskörpers war geheilt, und während französische Schildwachen vor „souverainen" deutschen Fürsten nicht das Gewehr präsentiren wollten, weil es „nur Könige von des Kaisers Fabrik" seien, zog sich der überall mißhandelte und verhöhnte deutsche Geist in den preußischen Landen wie auf einen Brennpunkt zusammen; und während man überall im Sprachgebiet der deutschen Zunge nur hassen und dulden konnte, haßte und — handelte man in Preußen.

Im Laufe des Jahres 1808 entwickelte sich still und ohne Schein, wie alles wahrhaft Starke, die neue Heeresorganisation; der Generalmajor Emil Friedrich von Kleist übernahm den Befehl der niederschlesischen Brigade, und was er an dieser Stelle wirkte, sollte in den drei folgenden Jahren im vollen Glanze ans Licht treten.

Seine eigene würdige Persönlichkeit warf er auch mit vollem Gewicht in die Wage, als nach dem Untergange Ferdinands von Schill der Gouverneur von Berlin von seinem Posten abtrat. Kleist übernahm diese Stelle, auf welcher die meisten und tiefsten Demüthigungen von dem übermüthigen Feinde zu ertragen waren, und mit wahrhaft spartanischer Kraft hielt er aus, bis er im Jahre 1812 seine Schlesier zu dem Hülfscorps führte, welches Preußen dem französischen Kaiser gegen die Russen stellen mußte.

In Insterburg hielt Napoleon Heerschau über die Kleistsche Brigade und erblickte hier zum ersten Male die eisernen Männer, die aus den von ihm selbst gesäeten Drachenzähnen zu seinem eigenen Verderben erwachsen waren.

Revue hatte er kurz vorher auch über die anderen Hülfsgenossen gehalten: Italiener, Polen und Rheinländer aller Art, alle waren sie mit Geschrei, Jubel und Vivatrufen an ihm vorübergezogen, und wie ein römischer Imperator hatte er das „morituri te salutant“ (Des Todes Opfer grüßen Dich) in mehr als einer Zunge, triumphirenden stolzen Herzens vernommen.

Es soll einen gewaltigen Eindruck auf den Imperator gemacht haben, als der Vorbeimarsch der Preußen unter Kleist begann. Kein Laut erschallte aus ihren Reihen, kein: Es lebe der Kaiser! In tiefem Schweigen, finster und fest wie das Verhängnis, schritten sie vorüber, die Spitze des Heeres, dessen Marsch erst auf dem Montmartre zu Ende kommen sollte.

Die Convention von Tauroggen fand statt; York commandirte: Rechtsum! Die Weltgeschichte wendete ihr Gesicht wieder auf den alten Weg gen Westen. Im März des glorreichen Jahres 1813 hielt der nunmehrige Generallieutenant Kleist im Kugelregen bei Halle an der Saale und verwehrt dem Vicekönige von Italien einen ganzen blutigen Tag lang den Übergang über diesen Fluß, um den Übergang des großen Heeres über die Elbe zu sichern. Bei Bautzen vertheidigt er die Höhen von Burk am Mittage des 20. Mai mit fünftausend Mann gegen fünfzehntausend. Dann schloß er als Bevollmächtigter seines Königs den Waffenstillstand, während welchem Preußen seine physische und moralische Kraft zu dem gewaltigen Opfer für Deutschlands Freiheit zusammenfaßte.

Nun stand der General von Kleist an der Spitze des zweiten Armeecorps und befehligte 41 Bataillons, 44 Schwadronen und 14 Batterien, im Ganzen vierzigtausend Mann Kerntruppen.

Von allen Schlachten der Welt, welche durch halbes Wollen, Uneinigkeit in der Führung und schwächliche Verwendung der vortrefflichsten Kräfte verloren gingen, erscheint uns die Schlacht bei Dresden als die widerlichste. „Aber selten“, sagt ein Schriftsteller von diesen Tagen, „haben die untergeordneten Führer Gelegenheit gefunden, ihre Talente so geltend zu machen und die obere Heeresleitung so zu überragen, wie hier.“

Da ist ein fast unübersehbares Hin- und Herwogen zwischen den böhmischen Bergen und der arg geplagten Elbstadt; der Schauplatz ist unermeßlich und reicht bis zur Katzbach und bis Großbeeren.

Am 28. August notirt der Verfasser der „Phantasiestücke in Callots Manier" in sein Tagebuch:

„Die Russen und Österreicher stehen auf den Höhen von Kesselsdorf, man hört sehr deutlich Kanonen- und Pelotonfeuer. Über die Elbbrücke bemerkte ich eine augenscheinliche Retirade der Franzosen, und die Nachricht, daß bei Berlin die Franzosen geschlagen sind, ist daher wahr."

E. T. A. Hoffmann darf seinen kurzen Beinchen nicht viel Ruhe gönnen, wenn er Alles sehen will, was um ihn her vorgeht.

Am 27. August stand der General Kleist neben den Russen unter Wittgenstein auf dem rechten Flügel der großen verbündeten Armee beim Dorfe Strehlen. Es kam nur seine Avantgarde ins Gefecht; aber die Linie litt durch das Geschützfeuer und mehr noch durch Hunger und Wetter. An Wittgenstein und Kleist schloß sich das österreichische Corps Colloredos, hinter welchem die preußischen und russischen Garden aufmarschiert waren. Von Recknitz bis Plauen stand der Feldmarschall Chasteler, hinter demselben die Division Bianchi. Von Plauen bis Corbitz hielt der Feldzeugmeister Giulay, und auf dem äußersten linken Flügel der Verbündeten sollte der Graf Klenau seine Stellung nehmen. Es war daselbst aber nur sein Vortrab zur Unterstützung der Infanteriedivision des Feldmarschalllieutenants Mesco angelangt. Napoleon, die Lage der Dinge klar erkennend, beschloß den linken Flügel der Feinde zu umgehen und begann um sieben Uhr Morgens den Angriff. Mit zwanzigtausend Reitern stürzte sich der König von Neapel auf die Österreicher; die Division Mesco und die Brigade Mumb mußten größtentheils die Waffen strecken. Einige Regimenter, wie Lusignan und Erzherzog Rainer, wurden vollständig vernichtet. Auf dem rechten Flügel der Verbündeten hatte sich Kleist mit den Preußen bereits auf Befehl Schwarzenbergs auf die Höhen zurückgezogen, und die Nachhut Lichtensteins wurde hart gedrängt durch Mortier und die Reiterei Nansoutys. Bei Pirna überschritt Vandamme die Elbe. Der Rückzug nach Böhmen ward von den Verbündeten beschlossen und unter heftigem Regen, unter unendlichen Mühseligkeiten angetreten.

Auf dem rechten Flügel sollten die Russen und Preußen über Dohna nach der Teplitzer Straße sich wenden, das Centrum ging auf Altenberg und Dux, der linke Flügel auf Kommotau.

Am 29. notirt Hoffmann: „Heute ging ich vor den Moszynskischen Garten und sah zum ersten Male in meinem Leben ein Schlachtfeld." An diesem Tage befand sich Kleist auf dem Marsche über Maxen nach Hausdorf, wo er den Befehl erhielt, über den Geiersberg in das Thal von Teplitz hinabzusteigen, zu Hülfe

Ostermanns; denn Vandamme war so rasch den rückziehenden Russen gefolgt, daß er sie schon am Morgen des 29. August bei Peterswalde überraschte, und gegen neun Uhr fand das Gefecht bereits bei Kulm Statt.

„Die Bewohner des Dorfes," sagt Ludwig Häusser, „waren in der Frühe des stillen Sonntagsmorgens nach der nahen Capelle gewandert; wie sie die Kirche verließen, tobte schon der Kampf im Dorfe und in ihren Gehöften. Mit einem Male sahen sie sich mitten in die furchtbarsten Schrecken des Krieges versetzt. Sie stürzten nach ihren Wohnungen, um ihr Werthvollstes zu retten; in wildem Jammer flüchteten Weiber und Kinder, indessen im Dorfe schon Russen und Franzosen in erbittertem Handgemenge waren, ringsum der Sturmmarsch der vordringenden feindlichen Massen ertönte und vom nahen Horkaberge, durch das Echo der Höhen und Schluchten verstärkt, die Batterien der Franzosen spielten."

Alles schien sich zu verbünden zum Untergang der Angegriffenen. Auf der einen Seite todtmüde Verzagtheit, auf der andern Seite alle Kraft und Macht der Siegessicherheit! Schon meldete Ostermann dem in Teplitz angelangten König von Preußen: seine Kräfte würden nicht ausreichen zum Widerstande, und Boten auf Boten sandte Friedrich Wilhelm zurück, auszuhalten bis auf den letzten Mann, um die große Armee in den Schluchten des Erzgebirges vom Untergange zu retten; selbst der König rief alle aus den Eingängen des Gebirges vordringenden Haufen auf das Schlachtfeld. Von Dux her beschleunigte Alexander von Rußland den Marsch der Division Colloredo.

Ununterbrochen hallte der Donner der Geschütze durch die Berge, und selten ist wohl eine Schlacht auf wilderm Terrain geschlagen. Wälder, Felsen, Abgründe, Alles befand sich in schrecklichster Harmonie mit den Scenen des Grauens, welche sich entwickelten in diesem Thalkessel, den die Franzosen maudit de Dieu (von Gott verflucht) nennen. Für sie sollte es ein Ort des Fluchs werden, und wie der General Emil Friedrich von Kleist derjenige war, welcher das Glück der Schlacht wandte und die Niederlage des Feindes vollständig machte, soll jetzt kurz erzählt werden.

Am Abend des neunundzwanzigsten August, während im Heer jedes Herz mit gespannter Erwartung dem Rollen des Schlachtfeuers in dem Thale von Kulm lauschte, erhielt der General durch ausgeschickte Offiziere die Nachricht, die ihm zum Marsch angewiesene Straße auf Teplitz sei durch russisches Fuhrwerk so sehr versperrt, daß an eine Räumung vor dem nächsten Morgen nicht zu denken sei.

„Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgenden Tage auf Nollendorf zu marschiren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen," schreibt er an seinen König. Mit hellem Jauchzen billigen seine Unterbefehlshaber, billigt das Heer den kühnen Entschluß.

Ein volles Glas trinkt Grolmann am Abend auf das Wohl des heroischen Unter-

nehmens, auf glücklichen Erfolg desselben; — alles Fuhrwerk, welches die Beweglichkeit des Zuges durch das wegloſe Gebirge hindern könnte, wird in der Nacht vernichtet; die Trommeln wirbeln, die Flügelhörner ſchmettern in den früheſten Morgenſtunden; nach Teplitz, nach Kulm geht die Nachricht von dem gefahrvollem Entſchluſſe Kleiſts; links ab reitet der Führer, ihm nach ringt und keucht durch die Wildnis das athemloſe Heer.

Der 30. Auguſt dämmerte grau und trübe; mit dem Tagesanbruch ſchon begann Vandamme ſeine wilden Angriffe von Neuem, den Rücken wendet er den Nollendorfer Höhen zu, und dringt gegen Prieſten. Im Rücken erwartet er nur den Herzog von Treviſo, Saint Cyr oder den Kaiſer; aber er täuſchte ſich, wie Napoleon bei Waterloo; wo die Hülfshaufen erſcheinen ſollten, kamen die Preußen. Schon hatte der rechte Flügel der Verbündeten den linken der Franzoſen umgangen und auf Kulm gedrängt, als die Spitzen der preußiſchen Schaaren Nollendorf erreichten; elf Uhr war's, als ſie bei Pellnitz hervorbrachen, nur die Brigade Ziethen als Rückhalt auf den Höhen zurücklaſſend. Das Gros des Corps — 26 Bataillons und 31 Schwadronen — ſtürzte ſich, da nur die Chauſſée benutzt werden konnte, in einer Colonne den Berg hinunter, und „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge" gingen die Franzoſen verloren. Colloredo nahm Arbeſau, Knorring Schanda. Je enger der Raum, deſto wilder, deſto verzweiflungsvoller ward der Angriff und die Vertheidigung. In einen wirren Knäuel geballt ſuchte ſich die flüchtige Reiterei des Feindes einen Ausweg zu verſchaffen; der Wucht ihrer Verzweiflung wich ein Landwehrbataillon, und ſo jagte ſie in totaler blinder Haſt die Chauſſée hinan. Hier wäre beinahe der General von Kleiſt an ſeinem Ehrentage gefangen worden, aber das Geſchick ſchützte ihn. Wenige der Fliehenden entgingen dem Rückhalt Ziethens auf den Höhen von Peterswalde. Vandamme mit dem Chef ſeines Generalſtabes ſammt 10000 Mann wurden gefangen; 81 Kanonen und 200 Munitionswagen, zwei Adler und drei Fahnen genommen. Fünftauſend Todte und Verwundete ließ der Feind auf dem Schlachtfelde. Geräcbt war die Niederlage von Dresden, der geſunkene Muth aufs Neue hell entflammt.

In einer Woche erhielt Napoleon die Nachricht von den Niederlagen bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Hagelberg—Kulm!

Durch vier ſchwere Wochen kämpfte und blutete das Corps Kleiſts noch in den böhmiſchen Gebirgen, und heldenhaft bewährte ſich ſein tapferer Führer bei jeder Gelegenheit. Als er mit den Seinen am Vorabende der Schlacht bei Leipzig in die Linie einrückte, zählte er nur noch 24000 Kämpfer von 40000 unter ſeinen Fahnen, und bei Markkleeberg, Güldengoſſa und Wachau gingen ihm wiederum achttauſend tapfere treue Männer zu Grabe.

Nach der Völkerſchlacht ward dem Sieger von Nollendorf der Auftrag, die von

dem Franzosen besetzte Festung Erfurt einzuschließen, und nachdem durch Convention die Stadt geräumt war und die Besatzung sich in die Citadellen Petersberg und Cyriaksberg zurückgezogen hatte, folgte er mit seinem Armeecorps dem schlesischen Heer unter Blücher und überschritt am 8. Januar 1814 bei starkem Eisgange den Rhein. Am 7. Februar stand er bei Chalons, und bei Laon entschied er mit York die Schlacht durch den glücklichen Ueberfall des Feindes am 9. März. Ohne einen Schuß zu thun, rückten die beiden Waffenbrüder vor, Ziethens Cavallerie umging den Feind von der rechten Seite und die vollständige Auflösung des hier stehenden Feindes, sammt der Eroberung des sämmtlichen Geschützes war die Folge des Angriffs.

Im Vorrücken gegen Paris zog Kleist zum letzten Mal persönlich den Säbel bei Ville Parisis, wo er an der Spitze einer Abtheilung der Seinigen den Feind zurückwarf.

Nach Abschluß des ersten Pariser Friedens, wurde er von seinem Könige nach England an Ludwig den Achtzehnten geschickt; am 3. Juni 1814 wurde er in den Grafenstand erhoben und der wahrhafte Ehrentitel von Nollendorf ihm gegeben. Er erhielt den Oberbefehl über das Heer, welches in den Rheinprovinzen zurückblieb, und in dieser Stellung erhielt er am 10. April 1815 die Nachricht von der Landung Napoleons bei Cannes. Wie er auf eigene Verantwortung sogleich die Festungen in Stand setzte, die Truppen zusammenzog, die Berg'schen und westphälischen Landwehren einberief, während man in seiner Umgebung das Unterfangen des verbannten Kaisers noch vielfach als ein bloßes Abenteuerstück betrachtete und verspottete, ist rühmlichst zu erwähnen.

Seine Truppen bildeten den Kern der „Armee des Niederrheins"; den Oberbefehl mußte er nunmehr an Blücher abtreten. Er blieb Führer des zweiten Corps und erhielt zugleich den Auftrag, das norddeutsche Corps, welches, aus den Contingenten von eilf „Staaten" zusammengesetzt, in Bewaffnung und übriger Ausrüstung fast eher so buntscheckig und mangelhaft erschien, wie irgendeine Truppe des weiland deutschen Kriegsheeres, — militärisch verwendbar zu machen. So mußte der Sieger von Nollendorf in Coblenz sein Hauptquartier nehmen und sich dieser Herculesarbeit unterziehen, während die Genossen gegen den Feind zogen.

Als endlich die bunte Masse der Mecklenburger, Weimaraner, Gothaer, Oldenburger, Anhaltiner, Lipper, Schwarzburger, Waldecker, Hessen usw. halbwegs in einander geschweißt und genietet war, erlag der Held, den so viele Schlachten nicht zu Boden werfen konnten, dieser so widerlichen und doch so unfruchtbaren Arbeit. Nur mit zerrütteter Gesundheit ging er aus der schweren Krankheit, welche ihn überfiel, hervor.

Gebrochen war seine physische Kraft, aber die Heldenhaftigkeit seines Geistes leuchtet noch glänzend aus den Worten, mit denen er die große Bühne, auf welcher er so gewaltig mitgewirkt hatte, verließ:

„Ein General muß nie das Aeußerste beim Schwinden seiner Kräfte abwarten, sondern vom Schauplatze abtreten, wenn es noch mit Würde geschehen kann."

Mit dem Jahre 1821 zog er sich als Feldmarschall auf sein Gut Stötterlingenburg im Halberstädtischen, welches ihm als Nationalbelohnung gegeben worden war, zurück und trat nur noch ein Mal, als Mitglied des Staatsraths, aus dem friedlichen Dunkel, in welches er sich gehüllt hatte, hervor.

Wie manch anderer, müder Soldat liebte er sehr das Theater, und im Theater berührte ihn leise und sanft die Hand des Todes.

Am Morgen des 17. Februar 1823, zwischen 6 und 7 Uhr ging er schmerzlos hinüber in den Frieden, von welchem ihm während seiner Erdenlaufbahn so wenig zu Theil geworden war.

Männer, die ihm persönlich im Leben nahe standen, rühmen an ihm die „unendliche Milde des Gemüths", die so manchem wahrhaften Krieger einen so rührenden Zauber verleiht und starke Charaktere wie ein heller Schein umgiebt.

Möge das deutsche Volk immerdar einen frischen grünen Kranz haben für das Grab des großen und guten Kleist von Nollendorf!

An Wilhelm Raabe zum 2. Juli 1870

Von Carl Schoenhardt

Juckt vor Dichterohren dich's,
Dilettantenlippe?
Immerzu! Dein Sprüchlein, sprich's
Vor der hohen Sippe!

Gilt's doch dem, der ihr und dir
Heut das Herz macht schwerer;
Doch das Komitee sind wir,
Ich und Dr. Scherer.

Darum zu! was schert es mich,
Ob ich bin berufen
Hier zum Wort? Ich bin's durch dich!
— Was die Herrn auch schufen,

Keiner hat an ihm mehr Recht,
Als ich an ihm habe;
Ei, und singt die Krähe schlecht,
Gern verzeiht's — der Raabe.

Ja, nun sehen wir ihn ziehn
Heim zum rauhen Norden.
Ist er etwa in Berlin
Schon etwas geworden?

Der einst doch die Chronik schrieb
Von der Sperlingsgasse,
Dessen Schild bis heute blieb
Rein vom Hauch der Masse.

Er, der nie im Leben noch
War ein Freund der Pfaffen,
Und den besten Pastor doch
Selber hat erschaffen.

Sonn und Wetter läßt er ziehn
Über Berg und Halde.
Halt! Wer seid Ihr? und wohin?
„Leute aus dem Walde.“

Nächt das Mondgebirge keck
Haben wir erstiegen,
Sahen mittags Krodebeck
An der Straße liegen.

Gebt im Staube das Geleit
Dem bedeckten Karren,
Mit lebend'ger Neuigkeit
Für des Dorfes Narren!

Sei gegrüßt, du Armenhaus!
Mann von einem Weibe,
Jane Warwolf, tritt heraus,
Hanne Allmann, bleibe!

Toni Häußler! armes Kind,
Daß dich's fortgerissen,
Wo die hohen Häuser sind,
Zu den seidnen Kissen!

Rettend dir kein Ritter nah,
Der den Tod vertrieben,
Und den Lump von Großpapa,
Der ein Lump geblieben.

Aber Ritter oder Lump,
Jeder zeigt hinieden:
Nur allein der Schüdderump
Hat den wahren Frieden.

— Kinder alle seines Geists,
Lebende Gestalten,
Hier geborene! nun heißt's
Hier ihn festzuhalten.

Alle, wie er euch erſchuf
Aus des Herzens Kammern,
Kommt herbei auf dieſen Ruf,
Euch an ihn zu klammern!

Und ihr tut's! Von ihm ein Stück
Bleibt mit euch im Lande;
Daß er ganz einſt kehr zurück,
Nehm ich euch zum Pfande.

Wie er euch geſund und ſtark
Schuf und unverbittert,
Habt die Seele bis ins Mark
Ihr auch uns erſchüttert.

Ja, wir haben's mitgelebt,
Was ihr auch vollbrachtet,
Ob ihr hoch, ob tief geſchwebt,
Weintet oder lachtet.

Aber öfter kam uns gar
Miteinander beides:
So iſt's gut und ſo iſt's wahr
In der Welt des Leides.

Beides hab' ſein ewig Recht
Auch in dieſer Stunde!
Dies dem Freunde, treu und echt,
Zu erneutem Bunde!

Zieh denn hin verheißungsvoll
Mit und zu den Deinen,
Und des Dichters Sonne ſoll
Dir vom Harze ſcheinen!

Das Militärische in Wilhelm Raabes Werken

Von Otto Elster

„Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat. Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meistens hinter der Stärke Gutmütigkeit verborgen liegt, so ist im Notfall auch mit ihnen auszukommen." Dieses Wort, das Goethe der Ottilie in den Wahlverwandtschaften in den Mund legt, möchte ich als Motto über diese Studie setzen, da mir scheint, daß der Dichter seine soldatischen Gestalten hauptsächlich im Sinne dieser Worte gesehen und gestaltet hat.

Wilhelm Raabe ist nicht Soldat gewesen; aber wie Goethe (und auch andere Dichter) hat er in dem Soldatenstand das Edle, das Reinmenschliche erkannt und mit Vorliebe geschildert, wenn auch seiner Eigenart entsprechend das Humoristische bei seinen alten „Kriegsknechten" oft in den Vordergrund tritt. Nicht der Humor, den die „Fliegenden Blätter" und sonstige Witzblätter an dem Soldaten-, hauptsächlich dem Offizierstand üben, sondern jener tiefgründige Humor, hinter dem sich die Tragik des Lebens und des Soldatenstandes insbesondere verbirgt. Wilhelm Raabe verfällt auch nicht in den Fehler so vieler Schriftsteller, in dem Offizier nur den flachen Gesellschaftsmenschen oder den leichtsinnigen Lüderjahn zu sehen, er geißelt auch wohl diese Art in einzelnen Gestalten, aber er geht doch mit einem versöhnenden Lächeln darüber hinweg, er weiß, daß Jugend und Leichtsinn nur zu oft synonyme Begriffe sind, und er hat erkannt, daß das eigentliche Wesen des Soldaten- und Offiziersstandes tiefer gegründet ist, als diese nur äußerliche Seite.

Das Studium der Kriegsgeschichte mag ihm wohl den Ernst des Soldatenstandes gezeigt und kennen gelehrt haben, denn wie er mit den einfach menschlichen Verhältnissen vertraut ist, so sind ihm auch die Schlachtfelder aller Zeiten, auf denen das deutsche Volk, auf denen der deutsche Landsknecht und Reitersmann geblutet haben, bekannt, und er weiß sie gar prächtig und anschaulich zu schildern, trotzdem er kein Mann vom Fach gewesen ist. Seine Schilderungen bringen uns diese Schlachtfelder in ihrer grausigen Poesie, in ihrer tiefen Tragik und ihrem grimmigen Humor oft besser zum Bewußtsein und zur Erkenntnis, als es eine fachmännische Feder vermöchte.

Der Dichter beschränkt sich nicht auf eine Zeitepoche. Er schildert uns die Zeit der Landsknechte in ebenso wahrheitsgetreuen und lebensfrischen Farben, wie die wilde Zeit des dreißigjährigen Krieges, in dem Deutschlands Reichtum versank, wie die Not des siebenjährigen Krieges, aus der die Hoffnung auf ein neues Deutschland erwuchs; er führt uns in den heiligen Kampf um Deutschlands Freiheit und auf

die Schlachtfelder auf Frankreichs Boden, aus deren blutigem Heldentume das neue deutsche Reich glorreich erstand. Und immer ist es die Not des deutschen Vaterlandes, die in diesen Schilderungen stöhnt und klagt, und die Hoffnung auf den endlichen Sieg des deutschen Gedankens, der sich durch all die blutigen Zeiten hindurchringt und die Gewißheit in uns hervorruft, daß all das deutsche Blut auf den Schlachtfeldern in Ost und West, in Nord und Süd, nicht vergeblich vergossen wurde. Nicht die plastischen, oft grausigen Schilderungen der Schlachten an sich sind es allein, die uns so tief ergreifen, sondern mehr noch der Gedanke an Deutschlands Not, an Deutschlands Hoffnung, an Deutschlands Sieg, der in jenen Schilderungen lebt und um dessenwillen sie wohl eigentlich geschrieben sind. Sie sind nicht Selbstzweck, wie in manch anderen dichterischen Werken, sondern sie sind die Träger, die Folie jenes Gedankens, der in des Dichters Herzen mit heißer Flamme brannte.

Sehen wir uns die einzelnen Werke kurz daraufhin an! In „Unseres Herrgotts Kanzlei" führt uns der Dichter mitten hinein in das wilde Landsknechtsleben (S. 13). Da zieht der Haufen der Landsknechte, die vor Braunschweig gelegen, gen Magdeburg, um neuen Dienst zu suchen. Den Landsknecht kümmert es nicht, für welche Idee er zur Arkebuse und Pike greift, ihm ist es nur um den Sold und die Beute zu tun; aber selbst dieser wilde Hause wird in den Kampf für eine große Idee, die Freiheit des Glaubens, des Gewissens gestellt, die unseres Herrgotts Kanzlei zu ihrer heldenmütigen Verteidigung begeistert. Und mit welchen kräftigen Strichen wird dieser Kampf geschildert! „Schlachtordnung wurde gemacht, dem Feinde entgegen. Einen Halbkreis bildete die Wagenburg mit ihrem Geschütz; viel zu eng geschlossen, wie sich nachher erwies. Voran unter ihren Fahnen standen die Bürger und die Knechte; im Hintertreffen wurde das unzuverlässige Hilfsvolk der Bauern verordnet, da die Führer erachteten, daß dasselbe allein nicht dem ersten Angriff ausgesetzt sein und so der Sache der Stadt am wenigsten zum Schaden gereichen möge. Auf die Flügel waren die drei Geschwader Reiter, die mit ausgezogen waren, verteilt. Die Hakenbüchsen auf den Rennwegen, die elf großen Geschütze, alle Feuerröhre, Spieße, Hellebarden waren gegen das Kloster und Dorf Hillersleben gerichtet."

Und dann folgt die Schilderung dieser Landsknechtschlacht (S. 151 ff.), die so sachgemäß, so lebenswahr ist, daß sie keine fachmännische Feder besser und anschaulicher hätte schreiben können. Der Schlachtruf des wilden Jürgen von Mecklenburg: „Schlagt Bürger und Bauer todt! Laßt Landsknecht leben!" gellt dem Leser förmlich in den Ohren.

Auch die Belagerung der Stadt ist mit bunten Farben geschildert. Aber ein noch stärker packendes Bild des wilden, ungezügelten Landsknechtslebens gibt die

ergreifende Novelle „Der Junker von Denow" in der Schilderung des Aufruhrs (S. 27), des Sturms auf die Stadt Rees (S. 31 ff.), des Zuges der Meuterer (S. 35 ff.) und ihrer Bestrafung durch das Kriegsgericht in Wolfenbüttel. Die ganze Zügellosigkeit, aber auch der stürmische Mut jener wilden und rohen Soldateska tritt uns hier in lebensvoller Plastik vor Augen.

Wie auf dem Lande, so weiß der Dichter auch auf dem Meere Bescheid, wie man in den Novellen „Die schwarze Galeere" und „Sankt Thomas" nachlesen mag.

Nach der Zeit der Landsknechte führt uns der Dichter in die Zeit der Soldheere, die Zeit des dreißigjährigen Krieges, und hier ist es besonders die Novelle „Lorenz Scheibenhart" in „Halb Mähr, halb mehr", die uns die Zeit der schweren Not und Drangsal der deutschen Nation vor die Augen rückt. Die schreckliche Zeit zieht in großen Zügen an uns vorüber, der erfolglose Kampf des „tollen Halberstädters", des Herzogs Christian von Braunschweig, der mit dem Schlachtruf „Alles für Gott und für Sie!" gegen die liguistischen Schaaren anstürmt; die Belagerung Wolfenbüttels durch Pappenheim, der dänische Krieg, die Landung Gustav Adolfs, des „streitbaren Löwen aus Mitternacht", bis auf die Entscheidungsschlacht bei Lützen, in der Gustav Adolf unter den Schwertern der „florentinischen Küraſſiere"[1]) seinem Heldengeist aushauchte. „Bei Nürnberg ward ich Rittmeister durch des Königs Gnad", so erzählt Lorenz Scheibenhart (S. 53, Jubiläumsausgabe), „und bei Lützen ritt ich mit ihm, dem Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg[2]), dem Leibpagen Hans von Horstendorf — der nachher des Königs Tod in Versen besungen hat — und zwei anderen, als er das Regiment Stenbock seinen Fußvölkern zu Hülfe führte. Es war wohl gegen ein Uhr mittags — der Nebel war dichter geworden — als die feindliche Kugel kam, welche dem tapfern Schwedenkönig den Arm zerschmetterte. Ich war dicht an seiner Seiten und griff seinem wilden Pferd in die Zügel. In demselben Augenblick aber setzte eine Eskadron von den Florentinischen Küraſſieren zum Angriff an und einer von den Heransprengenden in einer blanken Rüstung schoß sein Handrohr auf den König ab[3]). Ich sah, wie er wankete und fiel — dann aber ging alles im Getümmel der herbeistürzenden Sten-

[1]) Die „florentinischen Küraſſiere" waren das Küraſſier-Regiment Alt-Piccolomini, das ursprünglich von Pappenheim für den mantuanischen Krieg geworben, dann von Octavio Piccolomini befehligt zur Wallensteinschen Armee geführt wurde. Vergl. meine Schrift „Die Piccolomini-Regimenter im dreißigjährigen Kriege" (Wien 1903). O. E.

[2]) Bekannt durch seine Verhandlungen mit Wallenstein, tritt 1642 in kaiserliche Dienste, stirbt 10. 6. 42 an seinen in der Schlacht bei Schweidnitz erhaltenen Wunden.

[3]) Nach einem Bericht des venetianischen Geschichtsschreibers Priorato fiel der König in dem Kampf mit der Kompagnie Martinelli, die Wallenstein dem Pappenheimschen Succurs entgegenschickte. Martinelli stand als Oberstwachtmeister (Major) im Regiment Alt-Piccolomini. Vergl. mein Buch „Piccolomini-Studien" (Leipzig 1911), S. 67. — O. E.

bockschen Reiter und im Kampf Mann gegen Mann für mich verloren. Mein Pferd stürzte, unter den Hufen der über mich wegjagenden Rosse verlor ich die Besinnung" . . . .

Haben wir in dieser Erzählung die ganze Not des deutschen Volkes kennen gelernt, so tauchen bessere Zeiten auf in der prächtigen Novelle „Der Marsch nach Hause", in dem die beiden alten Kriegskameraden des Generals Wrangel aus dem dreißigjährigen Kriege den Wandel der Zeiten erfahren, als der Derfflinger, einst selbst ein Kamerad Wrangels[1]), jetzt in Diensten des Kurfürsten von Brandenburg, mit seinen Dragonern die Schweden zu Paaren treibt. Den siebenjährigen Krieg aber in seinem militärischen Elend und seinen glorreichen Siegen lernen wir in des Dichters letztem Werke „Hastenbeck" und vor Allem in der prächtigen Erzählung „Das Odfeld" kennen, in welcher Raabe dem Sieger von Krefeld, Minden und Wilhelmstal, dem klugen und tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig, dem edlen Menschenfreunde „mit dem mitleidigen und fröhlichen Herzen" ein Denkmal gesetzt hat, wie kaum schöner je ein Dichter einem Fürsten. Was sind alle Lobeshymnen auf Kaiser und Könige von Horaz an bis auf Ramler und Genossen gegen die tiefergreifenden Worte, die Wilhelm Raabe im Anfang des 21. Kapitel dem großen Feldherrn, dem guten Herzog Ferdinand, dem mildherzigen Gutsherrn von Vechelde widmet? Und wie der Herzog dem Magister Buchius und seinen Schützlingen zuruft: „Es wird ja Alles wieder gut werden — nur Geduld, Geduld, Kinder!" — so nehmen wir auch Abschied von dem großen Feldherrn und dem Gütigsten der Fürsten mit der Gewißheit, daß es auch im deutschen Vaterlande wieder gut werden wird trotz aller Kriegsnot und allem Elend der traurigen Zeiten. Nur Geduld, Geduld!

Aber noch sind wir nicht durch das Elend der Zeiten hindurch! Noch muß sich das deutsche Volk seine Freiheit wieder erringen im Kampf gegen Napoleon, den gewaltigen Schlachtenkaiser. Und auch diese Zeit der Freiheitskämpfe weiß der Dichter vortrefflich zu schildern. Die Hoffnungen, aber auch die Enttäuschungen, die der Freiheitskrieg für das deutsche Volk brachte, klingen hinein in die Erzählung „Nach dem großen Kriege". In dem Rittmeister Grünhage im „Horn vor Wanza" sehen wir den „Landsknecht" jener Zeit, der unbekümmert um das Vaterland nur seiner Soldatenpflicht gehorcht, sollte sie ihn auch in den Kampf gegen das eigene Vaterland führen, und in dem Roman „Der Hungerpastor" lernen wir die alten Veteranen aus den Jahren 1813, 14 und 15 kennen, die allerdings sehr unähnlich den ge-

[1]) Daß Derfflinger zuerst in schwedischen Diensten gestanden, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Interessante Dokumente befinden sich darüber im Archiv des Schlosses Nachod. Vergl. auch meinen Aufsatz: „Piccolomini in Braunschweig", im Braunschweiger Jahrbuch 1911, S. 19, die Anmerkung. O. E.

schniegelten Garde-Offizieren moderner Romane sind. In der Erzählung „Deutscher Adel", da klingt jedoch der volle Jubel der erfüllten Hoffnungen, des geeinigten Deutschlands, des neuerstandenen Reichs heraus.

Mit welch' realistischer Kraft und doch innigem Gefühl und Ausblick in das Weite der Dichter Kampfesszenen zu schildern weiß, ist schon öfter angeführt worden. Eine der markigsten Schilderungen dieser Art ist die Beschreibung, die Leutnant Götz von den Reiterattacken in der Schlacht von Waterloo gibt, in der Napoleon bekanntlich durch die Attacken seiner ganzen Kavallerie das Zentrum der englisch-deutschen Schlachtlinie zu durchbrechen suchte und an dem heldenmütigen Widerstand der hannoverschen, braunschweigischen und englischen Infanterie-Carrées scheiterte.

„Drüben denken sie", so erzählt Leutnant Götz (Hungerpastor, S. 155), „jetzt sei ihre Zeit gekommen — da ist die Cavallerie, — Trab — Gallop — Ihr seht sie herankommen mit Gestampf und Gebrüll wie das Donnerwetter, — Feuer also! Es kracht Euch um die Ohren und es ist Euch so confus im Sinn, daß Ihr nicht einmal Prosit sagen könnt, wenn der Teufel niest. Aber Ihr steht fest, so schwarz es Euch vor den Augen werden mag — das ist das rechte Gedrängele und Ihr stolpert über Allerlei, was zappelt oder still liegt. Es quietscht und heult und ächzt Euch zwischen den Beinen; aber 's ist einerlei; Ihr steht so fest als möglich, wenn Ihr auch nichts dafür könnt. Zurück müssen die Hunde und tun's auch richtig. Durch den Pulverdampf seht Ihr nichts als Pferdeschwänze, und jeder macht, daß er hinkommt, woher er gekommen ist, und der Wind bläst den Qualm nach — ja Teufel, wo sind Euere Nebenmänner? Fremde Gesichter habt Ihr zur Seite, und eine fremde Hand reicht Euch die Flasche: da sauf Kamerad auf die Arbeit! — Drei Schritte geht das Bataillon vor, daß die Todten und Verwundeten aus der Reihe kommen. Die Kerle ringsum dampfen vor Schweiß, und da und dort träufelt Einem das Blut aus der Nase oder sonst woher. — Der Boden ist schlüpfrig und erwühlt genug, und es ist ein Stank wie aus der Hölle; aber die guten Freunde sind fort, und Ihr dürft Euch noch nicht einmal danach umgucken; denn Ruhe geben die Cannaljen drüben am Walde noch lange nicht; die werden noch oft genug herankommen bis Sonnenuntergang, um ihr Abendbrod zu verdienen und den Namen Waterloo in die Weltgeschichte 'rein zu bringen" . . . .

Die Erzählungen, welche ich hier der Chronologie der Weltgeschichte nach angeführt habe, sind nicht in dieser historischen Reihenfolge geschrieben worden, dennoch zieht sich der deutsche Gedanke, der in dem Motto, das dem Roman Hastenbeck vorgesetzt ist, „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland", sich ausdrückt, gleichsam als roter Faden durch all diese Geschichten und findet seinen Schluß in den Worten, die Ulrich Schenk zu seiner Mutter sagt (Deutscher Adel, Gesammelte Erzählungen, Band IV, S. 385): „Eines bringe ich aus dem allerneusten historischen

Wirrsal mit: Die Uberzeugung, daß wir das deutsche Volk sind und bleiben, ob es sich auch jeder noch so bequem in seiner eigenen Ansicht macht" . . . .

Und mit diesem tröstlichen Wort wollen wir von der Historie Abschied nehmen, um uns einmal die militärischen Persönlichkeiten etwas näher zu betrachten, die der Dichter in diesem geschichtlichen Rahmen auftreten läßt. Wir werden manchen guten Gesellen, manchen wackeren Soldaten treffen. Aber auch manchen wüsten, wilden Burschen!

Da sehen wir zuerst aus den Fluten des wilden Landsknechtslebens (Unseres Herrgotts Kanzlei) den Fähnrich Markus Horn, den Sohn des Magdeburger Ratmannes, auftauchen. Von der Leipziger Universität ist er entwichen und unter den Fahnen des Kurfürsten Moritz von Sachsen in den schmalkaldischen Krieg gezogen, um dann unter dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig gegen dessen widerspenstige Stadt Braunschweig zu kämpfen. Aus dem wilden Landsknechtsleben rufen ihn die Glocken der Vaterstadt zurück in die Heimat und durch den Kampf für das Wohl und Wehe der Vaterstadt wird sein Wesen geläutert. Er, der „sein Wissen und Lebensglück so ziemlich verwürfelt und verludert" hat, findet beides wieder in seiner Vaterstadt, in deren Dienst er nunmehr sein Leben gestellt hat. Seine Schuld ist gesühnt.

Nicht so glücklich wenden sich die Lebensschicksale des Junkers Christoph von Denow (in der gleichnamigen Novelle), der mit dem braunschweigischen Regiment zu Roß und zu Fuß unter dem Obristen von Rethen in den spanischen Krieg anno 1599 gezogen. In die Meuterei der wilden Soldateska verwickelt, schwer verwundet von den Meuterern mitgeschleppt, wird er mit ihnen gefangen und zu Wolfenbüttel gerichtet. Den schmachvollen Tod am Galgen soll er erleiden, da trifft ihn, gerade als die Begnadigung des Herzogs anlangt, die Kugel des treuen Knechtes, der ihn wenigstens vor dem schmachvollen Tod am Galgen retten will. Ein tragisches Geschick, das uns in der packenden Schilderung des Dichters aufs Tiefste erschüttert.

Sehen wir in den Gestalten des Markus Horn und des Junkers von Denow die wüsten Landsknechtzeiten vor uns aufsteigen, so lernen wir in Lorenz Scheibenhart einen Reiter des dreißigjährigen Krieges kennen, der durch Blut und Tod sich in die Stille seines Studierstübchens gerettet hat, nachdem er auf dem Schlachtfeld von Lützen zum Invaliden geworden war. Und als Gegenstück zu dem ehrlichen Reitersmann im protestantischem Heere stellt uns der Dichter den Freibeuter im kaiserlichen Heere, Levin Sander, genannt Nimmernüchtern, hin, den eine lüneburgische Streifpartie anno 1641 im Busch am Neuerberg im Amt Lutter am Barenberge gefangen nimmt und „weil er für Geschoß, Hieb und Stich eisenfest gewesen, mit Äxten, Hacken und Hämmern niedergeschlagen."

Dieser Levin Sander ist übrigens eine historisch beglaubigte Person. Er gehörte der liguistischen Garnison Wolfenbüttels an und war ein berüchtigter Parteigänger, der durch seine Gewalttätigkeiten bei der Eintreibung von Kontributionen an Lebensmitteln im flachen Lande gefürchtet war. (Vergl. meinen Aufsatz „Piccolomini in Braunschweig" im Braunschw. Jahrbuch 1911, S. 2, Anm., und meine „Geschichte der braunschweigischen Truppen", I, S. 68.)

Im „Odfeld" und im „Hastenbeck", — diese Werke haben den siebenjährigen Krieg zum Hintergrunde —, überragt die Gestalt des großen Feldherrn und edlen Menschen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, alle andern Personen bei Weitem. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, mit welcher Liebe der Dichter den Herzog gezeichnet hat, dessen Bild nach einem Briefe Raabe's an mich schon seit Jahren in seinem stillen Poetenstübchen hing. „Wenn es mir gelungen wäre", so schrieb der Dichter 1888 an mich, „ihn (den Herzog) durch meine Dichtung wenigstens einem kleinen Bruchteil des deutschen Volkes in ein helleres Licht zu rücken, so würde ich das mir freilich wohl als ein Verdienst zurechnen dürfen." — Und wahrlich dieses Verdienst soll ihm ungeschmälert bleiben[1]).

Als Hauptquelle für die kriegerischen Ereignisse und für die Beurteilung des Herzogs als Feldherrn, scheint dem Dichter die „Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg" von J. Mauvillon, Obristleutnant beim Herzoglich Braunschweigischen Ingenieur-Corps (Leipzig, 1794, Verlag der Dykischen Buchhandlung) gedient zu haben; wenigstens wird dieses Werk einige Male citirt. Aber auch Tempelhof's Geschichte des siebenjährigen Krieges und andere historische Werke wird der Dichter benutzt haben. Das Charakterbild des Herzogs entspricht aber ganz der Schilderung, die Mauvillon von ihm entwirft und in der die große Herzensgüte und Wohltätigkeit des Fürsten hervorgehoben werden. Diese Eigenschaften nimmt auch die Brandessche Ballade zum Vorwurf, die zum Schluß den Invaliden singen läßt:

„Herzog Ferdinand, du teurer Held,
Wollte Gott, du hättst des Kaisers Geld!
Tätst Alles verschenken,
Uns alle bedenken,
Grenadier und Musketier —
Lustige Braunschweiger, das sein wir!" —

Aber neben der Person des Herzogs werden uns in den genannten Werken noch

[1]) Ein anderer Dichter und dazu wohl der beste Raabe-Kenner, Wilhelm Brandes in Wolfenbüttel, hat übrigens den Herzog auch in einer seiner besten Balladen ein schönes Denkmal gesetzt. Die Ballade, die ich nie ohne tiefe Ergriffenheit habe lesen können, betitelt sich der „Gutsherr von Vechelde" und steht auf S. 39 der 2. Aufl. des Balladenbuches (Wolfenbüttel 1896). O. E.

andere Gestalten vorgeführt, die jene kriegerische Zeit charakterisieren. Da ist vor Allem der Junker Thedel von Münchhausen, der tolle Junge von der alten Amelungsborner Klosterschule zu Holzminden, der den Schulbänken entschlüpft, um auf dem Odfeld, in der „Rabenschlacht", den Heldentod zu finden. Begeisterung für den Herzog Ferdinand, für Friedericus Rex, beseelt ihn. In seiner Jünglingsseele flammt die ganze kriegerische Begeisterung der deutschen Jugend empor, die nichts Schöneres kennt, als mit dem Säbel in der Faust, auf schnaubendem Roß, in den Feind zu jagen — er, der Einzige von all den geplagten Menschenkindern auf Amelungsborn, der in all dem Jammer „einen vergnügten Tag, einen Tag nach seinem Herzen erlebt hat und nun mit einem Lachen auf dem Gesicht draußen auf dem Odfeld unter den Völkern und Präsagio des gestrigen Abend — der Rabenschlacht — liegt!"

Und doch — „keine Stätte, wo er besser ruhte als wie hier, wo er sie sich selber gesucht hat, als ein junger deutscher Edelmann und Kriegsmann. Der Herr Vetter ist über ihn hingestoben mit den Reitern und hat ihn auch liegen lassen müssen. Nun wollen wir ihn ein wenig zurechtlegen in seiner Glorie aus dem Krieg um das deutsche Vaterland — hier auf dem Odfelde bei unsern Vorfahren seit Anbeginn" . . . . .

„Sie taten so. Sie legten auch Thedeln von Münchhausen christlich-sarggerecht zurecht auf Wodans Felde, auf dem Odfeld unter den Gefallenen aus der Rabenschlacht und der Schlacht des guten Herzogs Ferdinand von Braunschweig und der Herren von Broglio, Poyanne und Rohan-Chabot. Sie zogen auch noch dem nächsten Nachbar im Elend, dem Reitersmann von den Elliots, das Bein unter dem Gaul hervor und deckten dem Sterbenden den Mantel über. „Good night, Mary", murmelte er, und sie gingen und ließen Odins Kriegs-, Jagd- und Opferfeld dem Abend und der Nacht . . . ."

Als Gegensatz zu dem stürmischen Kampfesmut des deutschen Edelknaben tritt uns der pflichttreue schweizer Söldner, der Hauptmann Baltasar Utterberg vom Regiment Lochmann in dem Roman „Hastenbeck" entgegen, er, der greise Kriegs- und Wandersmann, der durch all die Schrecknisse des Kriegs die friedlichen Idyllen seines Landsmannes Salomon Geßner mit sich führt, auf seinem Krankenlager Trost aus ihnen schöpft, wie der Pastor Holtnicker aus seinem Gottes Wunderwagen, und die er noch im Tode in seiner hagern, behaarten Soldatenfaust hält. In rauher Schale ein weicher Kern — wie seine Freundin, die Wackerhahnsche, die Försterin aus dem Barwalde, die Marketenderin aus dem polnischen Kriege und den schlesischen Kriegen, die Weserhexe in dem Landwehrturm bei Boffzen!

Das ist die große bewundernswerte Kunst des Dichters, uns in solchen Gestalten die ganze wildbewegte Zeit plastisch und lebendig vor Augen zu führen! Mit ihnen

durchleben wir förmlich die wilden kriegerischen Zeiten; und doch erblicken wir in ihnen auch das Reinmenschliche, den weichen Kern, das Gute selbst in der Rauheit und der Verwilderung, das uns an der Menschheit und — an dem deutschen Volke nicht verzweifeln läßt.

Je mehr wir uns der neuen Zeit nähern, um so größer wird die Fülle interessanter militärischer Gestalten, die uns in des Dichters Werken entgegentreten. Des Dichters Jugend und erstes Mannesalter fielen in eine Zeit, in der noch mancher der alten Freiheitskämpfer aus den Jahren 1813, 14 und 15 lebte. Er wird selbst noch Veteranen aus jener Zeit persönlich gekannt haben, lebte doch im Lande Braunschweig noch mancher alte Offizier oder Soldat, der den Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Böhmen bis zur Nordsee mitgemacht, der in Spanien mitgefochten und bei Quatrebras und Waterloo im Kampfgewühl gestanden[1]). Ich selbst, obgleich zwanzig Jahre jünger, als der Dichter, habe in meiner Jugend noch einige jener Veteranen der Freiheitskriege gekannt. Da ist es wohl erklärlich, daß diese in des Dichters Werken auch eine Rolle spielen und mit einer gewissen Vorliebe geschildert werden. Er gleicht darin Fritz Reuter, der von diesen Veteranen schreibt (Ut mine Festungstid, S. 218): „Noch hüt un desen Dag freut sick min Hart, wenn't so'n ollen witten Snurbart tau seihn kriggt, dorch den de Wind Anno dritteihn mal weiht is . . magt nu General oder Koporal wesen." — Und wie der General von T., der Kommandant der Festung Graudenz, wo Fritz Reuter einen Teil seiner „Festungstid" verlebte, ein Mann war, der „up den velen Slachtfeldern un ut dat gruglichste Elend sick en menschenfründlich Hart bewahrt had", so finden wir auch bei den alten Freiheitskämpfern Raabes das menschenfreundliche, mitleidige, gütige Herz und die hilfsbereite Hand. Nach des Dichters Eigenart verbergen sich diese edlen Eigenschaften meistens unter einer rauhen Außenseite und Raabe's Humor umwebt sie mit goldigem Licht. Geschniegelte und gebügelte Paradesoldaten sind es nicht, aber kernige Soldatenfiguren, Männer, die den Pulverdampf blutiger Schlachten gespürt und selbst ihr Blut für des Vaterlandes Freiheit vergossen haben.

---

[1]) In der eigenen Familie des Dichters befanden sich einige alte Offiziere von 1814 und 15. So der Obergerichtsarchivar Ludwig Leiste, geb. 11. 4. 1781, Fähnrich 14. 4. 1815. abgegangen 1816, † 2. 4. 1858 in Wolfenbüttel. Ferner der frühere Maire und Postsekretär Justus Friedrich Schottelius in Holzminden, der kurze Zeit der Landwehr angehörte. Auch der Amtsschreiber in Eschershausen und spätere Registrator am Kreisgericht in Holzminden, Blumenberg, den Raabe gewiß gekannt hat, war 1814—15 Militär gewesen; sowie der Accise-Inspektor Wilhelm Mahner in Wolfenbütttel, der bei Quatrebras verwundet wurde, und der Kreisdirektor Wilh. Pockels in Holminden, u. A. m. Vergl. im Braunschw. Magazin 1912, Nr. 3 u. 4, den Aufsatz „Braunschweigische Offiziere 1813—15" von Heinrich Meier. — In Stadtoldendorf lebte auch der alte pensionierte Hauptmann Chr. Friedr. Wissel, der dort 1842 starb; in Wolfenbüttel der Major a. D. Rauschenplatt, bei Quatrebras verwundet, † 1845. — O. E.

Wir denken da vor allem an die prächtigen Gestalten der „Neuntödter" im „Grünen Baum" und an den Präses dieser wackern Gesellschaft, den „Oberneuntödter" Obristen von Bullau auf Grunzenow! „Jedes Mitglied der Gesellschaft," so heißt es im Hungerpastor (S. 219), „hatte einst mittelbar oder unmittelbar mit dem Wehrstande in Verbindung gestanden; jedes Mitglied fühlte mehr oder weniger den Trieb der Geselligkeit und hatte ihn zu befriedigen gesucht, obgleich nicht jedes Mitglied unbeweibt und somit unbehütet, unbeaufsichtigt durch das Leben wandelte oder humpelte. Jedes Mitglied der Gesellschaft hatte das Recht zu rauchen und spirituöse Getränke jeder andern Feuchtigkeit vorzuziehen, selbst dem funkelnden Tropfen im Auge der besseren Hälfte daheim, wenn besagtes Auge schmerzlich sich auf den Nagel richtete, an welchem der Hausschlüssel — gehangen hatte. Jedes Mitglied hatte das Recht, zu lügen und Gäste einzuführen, die fähig waren, bis zu einem gewissen, aber ziemlich weit hinausgeschobenem Punkte, jedwede Erzählung für verbriefte, besiegelte und beschworene Wahrheit zu nehmen. Jedwedes Mitglied hatte das Recht, an jedem Gesellschaftsabend ein gewisses Quantum Blut zu vergießen, doch durften nach Paragraph acht der Statuten nicht mehr als neun Leichen auf den — Erzähler kommen. Davon der sehr schöne Name des Klubbs!"

In diesen Kreis wackerer Jugend- und Kampfgenossen wird der Kandidat der Theologie Hans Unwirrsch durch den alten pensionierten Leutnant Rudolf Götz eingeführt, der es trotz seiner fast dreißigjährigen Dienstzeit nicht weiter als bis zum Leutnant gebracht hat und sich jetzt kümmerlich genug mit seiner kleinen Pension und Dank der Hilfe seines alten Freundes des Obristen von Bullau durchs Leben schlägt. Ja, es gab solche alten, grauköpfigen Leutnants damals, als man von einer „Verjüngung der Armee" noch nichts wußte. Ein anderer Dichter, der selbst das Geschick des alternden Leutnants erlebt hat, weiß davon ein artiges Lied zu singen, Franz Frhr. von Gaudy, der das Lied von dem alten Leutnant gesungen, dem nichts von dem Glanz und der Hoffnung der jungen Jahre geblieben, „als die Ehr' und das alternde Haupt." —

„Ich vegetierte so fort, wie der Schwamm im Dunkel," erzählt Leutnant Götz von sich selbst (S. 209), „zog auf die Wache mit Gähnen, trank mehr als einen Menschen, der mal eine Nichte zu versorgen haben soll, gut ist, drillte Rekruten mit Ekel, zählte Pappelbäume und spielte Schach, kurz tat alles, was man unter besagten Umständen in unserem Stande sich wissenschaftlich beschäftigen nennt . . . Die Frauenzimmer an den Fenstern moquirten sich über den grauköpfigen Leutnant, der eigene Hund verlor den Respekt vor Einem, und zuletzt wunderte man sich im Kriegsministerium gar noch, wenn man sich dem stillen Soff ergab und dann und wann den Anstand verletzte in der so überaus anständigen Zeit . . ."

Ja, so verfloß damals manches Offiziersleben, das einen solch hoffnungsvollen Anfang in der Heldenzeit der Befreiungskriege genommen.

Aber die Ehre war dem braven alten Leutnant Götz doch geblieben, die treue Freundschaft der alten Kriegskameraden, und das eigene edelmütige, mitleidige, gütige Herz, im Gegensatz zu dem vornehmen Bruder, dem Herrn Geheimen Rat Theodor Götz und dem tollen Abenteurer und Freiheitskämpfer Felix Götz, dessen liebliches Töchterchen, das Fränzchen, in ihrer Not an dem alten Leutnant und dem Obristen von Bullau auf Grunzenow an der Ostsee väterliche Freunde und Beschützer findet.

Und in diesem Felix Götz sehen wir einen andern Charakter jener äußerlich so stillen und innerlich doch so durchwühlten Zeit auftreten. Wie einst Thedel von Münchhausen von der Klosterschule zu Holzminden entwich, um mit den Elliot-Dragonern in Kampf und Tod zu ziehen, so entflieht Felix Götz dem Schulzwang Ilfelds, findet Aufnahme im Freikorps des Rittmeisters von Colomb und stürzt sich in die Wogen des Freiheitskampfes. Als aber diese Wogen verrauscht, da kehrt Felix Götz nicht heim zu einem geordneten Leben, sondern bleibt in Paris und „schlägt die Zeit todt mit Sünden." Dann geht er als Glücksſoldat nach Amerika, um für die Unabhängigkeit Südamerikas zu kämpfen, und kehrt erst nach langen Jahren als peruanischer Capitano zurück, um in den Freiheitskampf der Polen zu ziehen. Als dieser zusammengebrochen, kehrt er zu seinem wilden Leben in Paris zurück, wo er sich inzwischen verheiratet hat und verkommen in seiner Liederlichkeit stirbt.

Solche abenteuerliche Existenzen, die entweder durch eigene Schuld oder äußere Umstände aus dem Geleise geworfen, schildert der Dichter noch in mehreren andern Werken, obgleich nicht alle so zu Grunde gehen, wie der „Glücksſoldat" Felix Götz. Einen ähnlichen Charakter lernen wir in „Fabian und Sebastian" in den leichtsinnigen Reiterleutnant Lorenz Pelzmann kennen, der im holländischen Kolonialdienst endet. Aber er ist doch in liebenswürdigeren Farben geschildert, so daß wir ihm nicht gram sein können in „seiner jungen, ehrlichen Pracht und Tollheit". Nur der jugendliche Leichtsinn hat ihn in die Fremde getrieben. „Es gab gottlob keinen zweiten wie ihn in der Stadt, sowohl was die Noblesse wie das was kümmere ich mich drum! betrifft." Erst in Batavia taucht er wieder auf, „als ein nobler, ritterhafter, vermögensloser Kriegsmann." —

Zu diesen Abenteurern und Glücksſoldaten gehört auch der Colonel Dom Agostin Agonista im Dienste Seiner Majestät des Kaisers von Brasilien („Zum wilden Mann"), der davongelaufene Sohn des Scharfrichters, der dann in der Fremde doch so mancher Hinrichtung beigewohnt und sein Herz verhärtet hat, so daß er schonungslos die längst verjährte Schuld von seinem Jugendfreunde dem Apotheker

Philipp Kristaller eintreibt, unbekümmert darum, daß sein Jugendfreund im Elend sitzen bleibt.

Auch der Hauptmann Konrad von Faber in „Den Leuten aus dem Walde" gehört zu diesen unruhigen Geistern, die es in der stillen Heimat nicht duldet. Freilich ein Liederjahn wie Felix Götz oder ein Bruder Leichtfuß wie Lorenz Pelzmann oder gar ein kalter Egoist wie Dom Agostin Agonista ist Konrad von Faber nicht. Er ist ein wackerer, edelmütiger Mann, der nur zu den Menschen gehört, „die das Stillsitzen nicht vertragen können." Sein mannhafter Wahlspruch ist:

„Stand up, man, stand!
Free heart, tru tongue, free hand,
Firm foot upon the sod!"

An wilder Abenteuerlichkeit läßt auch der Leutnant Viktor von Fehleysen in „Abu Telfan" nichts zu wünschen übrig, den Leichtsinn, verfehlte Liebe und der Zusammenbruch seines väterlichen Hauses in die weite Welt getrieben und zu dem „verwilderten, störrigen Landstreicher, dem Manne ohne Heimat, ohne Ehre, ohne Namen, dem tollen Tierhändler und Tierbändiger Kornelius van der Mook" gemacht haben.

Aber so sehr sich die äußeren Lebensumstände dieser Abenteurer wohl vergleichen lassen, so verschieden sind sie ihren Charaktereigenschaften nach. In der Individualisierung dieser Charaktere zeigt der Dichter seine volle Meisterschaft. Als wirkliche Menschen mit all ihren Schwächen, Fehlern, aber auch ihren edlen Eigenschaften treten diese Schiffbrüchigen des Lebens uns entgegen.

Auch Peter Uhusen, den Schmied von Jüterbogk im „Alten Eisen", den verunglückten Königlich Hannoverschen Artilleriegefreiten, den Kapitän der Artillerie in der nordamerikanischen Armee im Sklavenkriege, der als Inhaber des Pyrotechnischen Laboratoriums Hausrücker & Cie. in Untermeidling bei Wien endigt, können wir wohl zu diesen unruhigen, abenteuerlichen Gesellen rechnen, die sich aber von „den velen Slachtfeldern un ut dat gruglichste Elend en menschenfründlich Hart" gerettet haben.

Durch die tiefergreifende Erzählung „Im alten Eisen" wandelt auch der Schatten einer andern militärischen Gestalt, des armen schleswig-holsteinschen Leutnants Wolfram Hegewisch, der „der nämliche unpraktische, eigensinnige Phantast und Schwärmer geblieben ist, wie in der Zeit, als die Dänen die Trave blockirten und er zu den Schleswig-Holsteinern lief." Frau Amalie Brockenkorb versteht ihn nicht, versteht nicht die Begeisterung für die Freiheit der deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein, die auch für die Jetztzeit verklungen und verschollen ist, wie die Historien, die sich an die alte Klinge des Leutnants Hegewisch knüpfen, „die schlimmen Geschichten aus den Jahren 1848, 49 und 50, die nachher doch auch zu einem

ganz guten Ende gekommen sind." In einem gewaltigeren Schlachtendonner ist der Gefechtslärm von Bau, Kolding, Friedericia und Idstädt verhallt. Aber „Sieger haben auch damals und dort gejauchzt und Besiegte geweint oder mit den Zähnen geknirscht; und der Degen von Bau, Friedericia und Idstedt war ein guter Degen, obgleich er einem Besiegten angehört hatte, einem Unterlegenen, nicht bloß in jenen winzigen Schlachten, sondern auch in einem grimmigeren Kampfe, den um des Menschen Dasein auf Erden überhaupt."

Ja, der Degen des armen Phantasten, der bei Bau, Friedericia und Idstedt geschwungen wurde, er hat in der Weltgeschichte trotz Allem eine Rolle gespielt. Denn die Erinnerung an jene Freiheitskämpfe, an „Schleswig-Holstein meerumschlungen", wich nicht mehr aus der Seele des deutschen Volkes und wirkte fort, bis Schleswig-Holstein frei und Deutschland zurückgewonnen war.

Und in dem Dasein der Enkel des Leutnants Hegewisch hat er auch segensreich gewirkt und sie in die Hut treuer Freunde zurückgeführt.

Am mannigfaltigsten treten uns die militärischen Gestalten in dem Roman „Abu Telfan" entgegen. Hier hat der Dichter fast alle Seiten des militärischen und Offiziers-Lebens mit ergreifenden oder auch humoristischen Strichen gezeichnet, nicht tendenziös absprechend oder karrikierend, wie die Offiziere jetzt in so manchen modernen Romanen erscheinen, sondern verständnisvoll für das seelische Leben der Offiziere, die doch auch in dem bunten Rock „Menschen" bleiben.

Da finden wir neben dem liebenswürdigen, gutherzigen Schwerenöter Leutnant Hugo von Bumsdorf, dem Erben des alten „Dynasten" von Bumsdorf, die tief tragische Gestalt des pensionierten Leutnants Kind von der Strafkompagnie zu Wallenburg, dessen Lebensglück durch den gewissenlosen einstmaligen Leutnant Baron Friedrich von Glimmern, jetzt Generalleutnant und Hoftheaterintendant, vernichtet wurde, und der nun seit langen Jahren nur seiner Rache lebt, indem er die Beweise für die Unterschlagungen des Barons von Glimmern sammelt. Dieser Baron von Glimmern, der einst die Tochter des Leutnants Kind verführt und im Hofdienst sich arge Unterschlagungen hat zu Schulden kommen lassen, der den Tod des Bräutigams der Tochter des Leutnants verursacht, erscheint mir freilich etwas „romanhaft", aber es mag ja auch solche Schurken unter dem glänzenden Ehrenkleide der äußeren Welt geben.

Als Gegensatz zu diesem Schuft im Ehrenrocke des Soldaten stellt uns der Dichter die sympathische Gestalt des Majors Wildberg hin, des braven, gewissenhaften Offiziers, der seinen Stand und seine Wissenschaft liebt, der ein treuer Gatte, ein liebender Vater, kurz ein ehrenhafter Mann ist mit einem kleinen philisterhaften Einschlag. Aber wir haben ihn gern, diesen ehrlichen Mann und Soldaten, ebenso wie den liebenswürdigen, gutherzigen Schwerenöter Hugo von Bumsdorf, der

seinen „Roland", sein Lieblingspferd, daran setzt, um seiner armen Cousine Nikola von Einstein einen Dienst zu erweisen.

Wir können nicht scheiden von den militärischen Gestalten Raabes, ohne des wackeren Hofdachdeckermeisters aus Berlin, Wilhelm Schönow, einst Unteroffizier im 7ten Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 60, des Veteranen von 1864 und 1866, des Düppelstürmers und Königgrätzers, zu gedenken, der „seine Kameradschaftsgefühle aufrecht erhält, soweit sie Abends Punkte neune von Memel bis Metz das Volk und die Brüderschaft in Waffen mit dieselbe Trommel- und Hornmelodie ärgern und in die Kommißflaumfedern locken." In diesem „ollen richtigen Berliner" (wie sie freilich jetzt immer seltener werden!) feiert die soldatische Kameradschaft ihren schönsten Triumph. Aus all dem kernigen Humor, der den braven Dachdeckermeister umgibt, leuchtet sein menschenfreundliches Herz hervor, nicht mit Sentimentalität und Gefühlsduselei, sondern im tatkräftigem Zugreifen und Hinweghelfen über die schwersten Stunden. So hilft er auch dem Unteroffizier Amelung, dem Invaliden von 1870, über die bittere Stunde des Todes hinweg, indem er mit ihm gleichsam in die Schlacht zieht.

„Hurra, heran det brandenburgische Siebente, Nummer sechzig! det janze Spiel — Musike, Musike! Trommeln und Pfeifen — uf mit die Bajonette! Da sind wir schon, Kamerad; det janze Vaterland hinter uns! Nur bloß een bißken an die Rippen kitzeln, und alles läuft, Kamerad Unteroffizier Amelung! . . . . Halte fest, Kamerad! — Da sind wir drüben! Hurra!"

So ruft er am Sterbebett des Kameraden, und

„Hurra!" rief der sterbende Veteran vom Jahre siebzig und sinkt mit einem letzten befreienden Atemzug schwer und für immer auf sein Kissen zurück."

Soldatentod — kein schönrer Tod auf Gottes Welt . . . . nicht Tränen und Wehklagen, nicht Gebete und fromme Worte hätten den Kamerad Amelung das Sterben so leicht und so schön gemacht.

Und so wollen wir Abschied nehmen von den Soldatengestalten des Dichters, die so lebensvoll, so farbenreich, so menschlich nach der guten, wie nach der schlimmen Seite vor uns stehen von Markus Horn dem Landsknechtführer an bis zu Wilhelm Schönow, dem wackeren Unteroffizier vom siebenten Brandenburgischen Infanterieregiment Nummer sechzig. Mit ihnen leben die alten Zeiten wieder auf, in denen das deutsche Volk kämpfte und litt, aber auch jene Zeit, da das deutsche Volk sich den Siegerkranz um das Haupt winden konnte.

Über Wilh. Raabes Verhältnis zur Philosophie

Von Ernst Bode

Wenn Dichten und Denken als die beiden Erkenntnisakte des menschlichen Geistes gelten, so ist damit ebenso wohl der innige Zusammenhang als auch der polare Gegensatz beider festgelegt. Das *Dichten* ist — mit Hebbel zu reden — nicht etwa ein unklares Denken, sondern ein gesteigertes Leben; und das *Leben*, der Inbegriff des Irrationalen, dem das Denken, die ratio, nicht beizukommen vermag, entzieht sich dem Begriff, kann nicht gedacht, nicht definiert, nur empfunden, „geschaut" werden.

So hat man sich daran gewöhnt, dem Dichter den Philosophen, dem Anschauen das Denken, der intuitiven die diskursive Erkenntnis gegenüberzustellen. Die Philosophie basiert auf der Bildung reiner Begriffe und gelangt zum philosophischen System, die Dichtung erwächst aus der Anschauung und gipfelt im Kunstwerk. Der Begriff löst in unendlicher Ausbreitung alles Besondere ins Allgemeine auf, die dichterische Anschauung deckt in ebenso unendlicher Vertiefung das Allgemeine im Besonderen auf. Das menschliche Erkennen ist insoweit philisophisch, als es zu immer allgemeineren Prinzipien emporsteigt, insoweit künstlerisch, als es immer tiefer in die Fülle des Konkreten und Individuellen untertaucht. Dem Philosophen schießt das Ganze des Lebens schließlich zu einer höchsten Einheit zusammen; der Dichter ahnt die Tiefen des Seins in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Werdens, vor ihm steht das Leben in seiner Gebrochenheit, als unendliche Vielheit. Kurz, Philosophie und Dichtung erscheinen als geistige Leistungen, die einen diametralen, einen Richtungsgegensatz bezeichnen und ihrem Wesen nach sich gegenseitig ausschließen.

Es kann also jemand im höchsten Sinne des Wortes entweder nur Dichter oder nur Philosoph sein, und die dichterische Begabung steht der philosophischen danach in dem Maße entgegen, daß poetische Leistungen um so höher stehen auf der Leiter künstlerischer Werte, je geringer ihr eigentlich philosophischer Gehalt ist: die Größe dichterischer Gestaltungskraft deutet danach auch zugleich auf die fehlende philosophische Spekulation. Man denke zur Illustration dieses ästhetischen Dogmas an das literarische Urteil über den zweiten Teil von Goethes Faust, über Lessings Nathan! Ist nicht ferner die „zersetzende Spekulation" als eine Grundpotenz und darum als ein Hauptfehler der Hebbelschen Dichternatur bezeichnet worden? Schiller ist als Philosoph anerkannt, auch von Kuno Fischer als solcher gewürdigt, Schillers Gedichte z. B. hat man jedoch trotz ihrer erhabenen Gedankenfülle oder gerade deswegen „Treibhauspflanzen", künstliche Produkte genannt. Aber ein Storm oder Keller, C. F. Meyer, Fontane, last not least Raabe, sie alle mit dem Erdgeruch

der heimatlichen Scholle oder den realistischen Bildern und Typen aus der Gesellschaft, mit ihren lebendigen Menschen, mit ihrer Vertiefung ins Konkrete und Individuelle wachsen beständig an Bedeutung. Und reichen wir nicht dem Dichter und Künstler Raabe die Palme, der uns so lebensvolle, wahre, klare und tiefe Anschauungen des Lebens zu gestalten vermochte?

Die letzte Konsequenz dieses ganzen Gedankenganges müßte für uns danach nichts anderes sein als — die Einsicht in die Unmöglichkeit, den Dichter Raabe als Philosophen zu würdigen, da der erste das immer verlieren muß, was der zweite gewinnt. Auch Wilh. Brandes warnt: „Wer in den einzelnen Kunstwerken Raabes eine besondere Idee aufspüren will, die darin geflissentlich zum Ausdruck gebracht, ja, um derentwillen das Kunstwerk geschaffen sein soll, der erweist dem Dichter, indem er ihn zum bewußten Didaktiker stempelt, bei bestem Willen den übelsten Dienst." Aus diesem Ideenkreise heraus müßte selbst die Kombination „Dichter und Denker" abgelehnt werden, da der zweite Begriff dem ersten seine Bedeutung nehmen würde.

Aber das wäre denn doch wohl nichts anderes als ein Trugschluß, gleichsam ein Sprung von einer richtigen Theorie zur falschen Praxis. So gewiß nämlich es der Tod aller Poesie wäre, wenn die Philosophie als das Orakel der Dichter gelte, und so bedenklich es ist, einem Dichter die kritische Marke philosophischer Bedeutung anzuheften: so sicher steht jedoch andrerseits über aller „grauen Theorie" die lebendige Tatsache, daß der Dichter Raabe zugleich einer unserer tiefsten Denker ist. Aber damit ist er doch noch keineswegs ein „Didaktiker", ein Katheder-philosoph oder ein Vertreter irgendeiner philosophischen Systematik. Man ist nämlich nur allzu leicht geneigt, einen tiefgründigen Denker ohne weiteres für einen Schulphilosophen, einen „Doktor der Welt- und Schulweisheit dieser Erden" zu halten; man setzt hier synonyme Ausdrücke und identische Begriffe voraus, wodurch prinzipielle Unterschiede verdeckt oder verwischt werden.

Der Philosoph — das ist zu betonen — ist immer ein streng systematischer Denker, der sich von der breiten Basis des Erkennens zu den höchsten Prinzipien und metaphysischen Ideen erhebt und die Tiefen seiner Gedankenwelt — mehr oder weniger — in einem vor ihm oder von ihm erdachten System zum Ausdruck bringt. Jede exakte Philosophie bietet eine festgefügte Gedankenpyramide, und durch diesen lückenlosen Aufbau, nur in dieser geschlossenen Form zeigt der Philosoph, wie er die Welt anschaut und — sie überwindet.

Dieses systematisch-konstruktive Moment ist nicht in der Gedankenwelt des philosophischen Denkers. Zerstreut liegen bei Wilh. Raabe die philosophischen Selbstbekenntnisse in und zwischen den poetischen, nur zu oft bedeckt mit dem Schleier rhetorischer Kunst. Und nicht mit gründlicher Sorgfalt, nicht auf dem Stufenbau

logisch-erkenntnistheoretischer Prinzipien steigt Raabe zu den lichten Höhen des „reinen Seins" empor: mit fester Hand ergreift er den Faden in dem Knäuel des Daseins, und jeder Faden führt ihn mit einer Redewendung, mit einem Sprunge zu dem Mittelpunkt, in die Tiefen der Idee, zu dem alles bedingendem ethischen Zentrum des Weltgeschehens. Raabe war einer der großen Überwinder, die Leben und Zeit wirklich unter die Füße bekommen haben und das Ewige im Vergänglichen schauen; er gibt nicht nur die Breite und Fülle, sondern noch mehr von der Tiefe und dem Sinn des Lebens; schon in seinem ersten Werke tönt „die große ewige Melodie, welche die Mutter im Lächeln des Kindes, der Denker in den Blättern der Natur und Geschichte wahrnimmt"; die erhabensten Probleme der Philosophie bewegen sein Inneres; er strebt mit allen Fasern seines Seins nach einem einheitlichen, widerspruchslosen Weltbilde: aber man würde bei ihm vergebens nach einem philosophischen System suchen als dem Schlüssel zu seiner Gedankenwelt.

Aber da fehlt bei Raabe nicht etwa die Einsicht in den Wahrheitsgehalt der systematischen Philosophie. Vielmehr sind von Jugend auf neben den Historikern die Philosophen besonders auf seine Weltanschauung und geistige Arbeit von mächtigstem Einfluß gewesen. Als eingeschriebener Hörer der Philosophie hat er in Berlin die Universität bezogen, und als er in seinem letzten Lebensjahre in seiner Studierstube lächelnd mehrere Bücher als diejenigen bezeichnete, die er am meisten gebraucht und ganz zerlesen hatte, waren es philosophische Schriften, die Werke Schopenhauers. Mehr als bei jedem andern Dichter ist bei Raabe die Rede von den Vertretern der philosophischen Wissenschaft. Die Epikuräer, Stoiker und Sophisten, Seneka und Plato ebensowohl wie Jakob Böhme, Kant, Fichte und die Weisen des Pessimismus und des Unbewußten, die ältesten wie die jüngsten Philosophen werden oft genannt und gemeint. Und die Doctores philosophiae, die „der Weltweisheit Beflissenen" bilden mit den eisernen Bestand an Raabes Romanfiguren, vom Dr. phil. Weitenweber aus den „Kindern von Finkenrode", dem Dr. phil. A. A. Asche und dem Dr. phil. Ebert Pfister aus „Pfisters Mühle", dem Dr. phil. Albin Brokenkorb aus dem „Alten Eisen" bis zum Dr. phil. Horst Kohl im „Lar" und dem Dr. phil. V. Herzberger im „Kloster Lugau". Sogar „Tante Euphrosyne hat Philosophie studiert: sie hat nicht umsonst dem Herrn Hegel den Tee eingeschenkt und ist von dem Geheimrat von Schelling ein gutes, kluges Kind genannt worden". So gehören denn auch die Termini technici der zünftigen Philosophie zum Vokabelschatz der Studierten und Gelehrten. Wohl dem geneigten Raabeleser, der sich bei der „absoluten Negation", dem „absoluten Geist", dem „objektiven Geist", den „Kategorien" und dem „zureichenden Grunde" sein bescheidenes Teil denken kann! Wie vertraut Raabe ist mit den Problemen und Begriffen der Philosophie und mit welch köstlicher Ironie und herzerquickender Freiheit des Geistes er

wiederum über ihnen steht, zeigt so manche Episode aus seinen Romanen. Als z. B. der alte Pfister und sein Sohn, der junge stud. phil., den Dr. phil. A. A. Asche, den „chemischen Universalfleckenreiniger" in seinem Laboratorium alias Waschküche aufsuchten, „hielt dieser ein geheimnisvolles Gewandstück zwischen beiden Fäusten und rang immer von neuem mit ihm, wie der Mensch eben mit der alten Schlange, dem Weltgeheimnis als Idealität — Realität a priori und a posteriori zu ringen pflegt. Aber er gelangte, wie immer der Mensch, auch dieses Mal nur bis zu den Grenzen der Menschheit; er nahm dann das ‚Ding an sich' unter den Arm und bot ihnen seine Rechte." — — —

Aus diesen Andeutungen läßt sich übrigens zwar nicht beweisen, aber doch schon erkennen, daß für die Lektüre vieler Raabeschen Romane ein wenn auch nur bescheidener Einblick in die philosophische Systematik und Terminologie unerläßlich ist, wenn nicht auf ein wesentliches Moment für das Verständnis Raabeschen Schaffens von vornherein verzichtet werden soll. Vieles, was sonst über Raabes Stil und die Exklusivität seiner Gemeinde gesagt werden mag, findet von dieser Voraussetzung aus seine treffende Beleuchtung und Erklärung.

Aber nicht deshalb fordert unser Dichter einen philosophisch orientierten Geist, um ihn in die Netze eines dogmatischen Systems zu verwickeln, sondern um ihn weit über alle Theorien hinweg zu der „Souveränität eines durch keine Schranken gebundenen Geistes" emporzuheben. Ein Denker wie Raabe steht wohl in den Systemen mit seiner Gedankenwelt, aber noch vielmehr hoch darüber. Er hat das tiefste Verständnis dafür, daß kein Philosoph, auch nicht der größte, absolute Wahrheit zu verkünden hat: die absolute Wahrheit ist ihm — die Relativität aller Wahrheiten. Er weiß, daß ein philosophisches System nach dem andern dadurch entsteht, daß die Fülle der jeweiligen Geisteskultur durch das Medium einer Persönlichkeit hindurchgeht und immer wieder dieselbe objektive Frage an das Rätsel des Daseins richtet, während die Antwort — immer subjektiv bleibt und im Zeichen „der Umwertung aller Werte" steht. Wir glauben, heißt es im „Fabian und Sebastian", um so objektiver zu sein, je subjektiver wir den Schlafrock um unsere alten Knochen schlagen! Ja, im Grunde glaubt Raabe auch nur an die Fragen, die Probleme, die die Philosophie stellt, aber nicht an die Antworten, die sie zu geben glaubt. „Es gab eine Zeit", so lesen wir in den „Drei Federn", „wo ich meine geistige und körperliche Hypochondrie in alle jene kindisch-hohen Fragen an die Gottheit auflöste, aus welchen der Mensch sich so gern den Mantel seiner Weisheit zusammenschneidert." —

Darum spürt Raabe auch überall da den Born echter Philosophie, wo man, vielleicht „ohne durch den papiernen Reifen der Logik zu springen", aus innigstem Herzensbedürfnis, durch langes Grübeln und bange Zweifel mit der lebendigen Wahrheit ringt. Auch die einfachen, schlichten Leute in seinen Romanen „haben

oft Philosophieen, von denen sich andere Leute nichts träumen lassen", (Abu Telfan) und „die Armen im Geiste können die wundervollsten und geistreichsten Träume haben, ebenso geistreich wie die Klugen und Weisen." (Odfeld.) „Ein großes Stück Phantasie steckt im Volk und in der Philosophie, und damit bewegen beide alles, was sie erfassen. Zu den höchsten Höhen des Reiches des Geistes vermag die ungeschulte Phantasie des Volkes sich zu erheben; wieder zu den Kindern und Einfältigen kann die echte Philosophie herabsteigen. Beide vor denselben unlösbaren Fragen — Immanuel Kant, der Königsberger Professor, wie Jakob Böhme, der Görlitzer Schuster." Den Raabeleser befremdet es infolgedessen gar nicht, wenn ihm der Dichter mehr als einmal zeigt, wie der intiutive Denker aus dem Volke, der „philosophische Kopf" in der Weltweisheit steckt und der systematisierende Philosoph von Beruf daneben. Nicht selten sind die Raabeschen Doctores philosophiae Vertreter flacher, hohler Gelehrsamkeit und des täuschenden Scheines und Glanzes dieser Welt. Man erinnere sich nur des Hofrats Brokenkorb, der sich in seinem Selbstbekenntnis so bitter anklagt: Was hattest du den Leuten in Wahrheit aus deinem Herzen zu bieten, wenn du ihnen deine schönen Reden hieltest? Hast du jemals das Geringste von der Menschen Wesen auf Erden in deine Reden hineingetragen? Nichts als Konversationlexikonweisheit!!

Raabe findet eben nicht überall Rätsellösungen, wo nur Rätsel formuliert sind; er sieht Phrasen, wo andere Wirklichkeiten, Steine, wo andere Brot finden. Er hat den großen Gegensatz zwischen der inneren Unendlichkeit der philosophischen Probleme und all der äußeren Begrenzung durch philosophische Begriffe und Prinzipien in sich verarbeiten müssen. Die letzten Tiefen der Wirklichkeit, in die er schaut, haben darum mit bloßen Begriffskonstruktionen nichts zu tun. Durch Erkenntnisarbeit ist ihm die Welt nicht klarer, sondern immer rätselhafter geworden: der Lebensprozeß birgt einen inneren Kern, der aller Unzulänglichkeit menschlicher Denkkraft spottet. Wo darum der Dichter der Welt reiner Begriffe seine Gedankenwelt entgegenstellt, da zuckt etwas um seine Lippen von der erhabenen und erquickenden Ironie, die von höchster Warte herabblickt auf die „generatio aequivoca, die madenhaft und undeutlich da unten wimmelt und unheilverkündend um den stoischen Laib schwarzen Brotes und um den philosophischen Wasserkrug tanzt." (Drei Federn.) Wenn Leonhard Hagebucher an den Fingern zählen müßte: A der absolute Geist, B der objektive Geist, C der absolute Geist, so bekäme er bei jedem Übergang zu einer neuen Kategorie einen neuen Wutanfall — ohne Frau Claudine und Goethe gewiß!" (Abu Telfan.) Der Dr. phil. Herberger (Kloster Lugau) „strebt nach vollkommener Loslösung von den Dingen der Zeitlichkeit, kurz — nach seiner Dummheit und Klugheit, sich als sein persönlicher Narr über andre zu erheben." „Die Philosophen", sagt Raabe im Meister Autor, „nennen das, was das große Tan-

kam schlägt, das Ding an sich und — haben sich unendlich gefreut, als sie das Wort gefunden hatten." — „Geht es uns Männern gut, so haben wir in einem Winkel mit einer Zigarre genug; aber geht es uns schlimm, so brauchen wir in unserer Phantasie zum mindesten das halbe Weltall, um Ellbogenraum für — neue Dummheiten zu gewinnen." (Alte Nester.) „Und der Dr. philosophiae Kohl, der mit der ‚Narrenjacke seiner Illusionen', der dumme Junge Schnarrwergks, will ein philosophisches System erfinden? Das heißt doch auf diese oder ähnliche Weise an seinem eigenen Todesurteile arbeiten!" (Lar.)

Es wäre deshalb nichts verkehrter, als in den Werken unseres philosophierenden Dichters eine poetische Paraphrase der philosophischen Systeme zu vermuten, wie sie etwa der Franzose Sully Prudhomme angestrebt hat. Raabes Gedankenwelt hängt weder in einem philosophischen System, noch bedeutet sie ein Durcheinander von Systemen. Der spekulative Trieb, die Erkenntnisarbeit rückt in seiner „Poetenphilosophie" in die äußerste Peripherie der Aufgaben. Das heißt aber praktisch und positiv nichts anderes, als daß dem Erkenntnisproblem gegenüber das moralische Wollen, das Wertproblem den Schwerpunkt seiner Philosophie bildet. Die letzten Tiefen der Wirklichkeit offenbaren sich nicht sowohl in der Welterkenntnis, als vielmehr im moralischen Handeln, der praktischen Vernunft. Allein das „Subjekt der praktischen Vernunft" kommt zum Gewinn eines wahren Selbst gegenüber einem scheinbaren. Das moralische Prinzip, die ethische Energie befähigen, das Wesenhafte in den Dingen zu sehen, bedeuten die innere Erhöhung des Lebensprozesses und führen zur Aneignung der ganzen Unendlichkeit. Raabe ist Poet und zugleich Philosoph genug, „um auch bei grauem Tageshimmel und leisem Regenfall den wundervollen innersten Herzschlag des Erdenlebens daher zu erhorchen, von wo er wirklich erklingt." (Pfisters Mühle.)

„Raabe ist einer der bedeutenden Schriftsteller, die in ihren Werken eine eigene geschlossene Weltanschauung offenbaren; und daß es gerade diese Weltanschauung ist, das gibt ihm seine ganz einzige Stellung innerhalb unseres modernen Schrifttums, das ist es auch vornehmlich, was ihm eine Gemeinde geschaffen hat, wie sie sonst keiner unserer neueren Schriftsteller besitzt; die Kreise, die Keller oder Storm oder Mörike verehren, haben doch alle im wesentlichen einen ästhetischen, die Raabegemeinde allein hat einen ganz überwiegend ethischen Charakter." (Brandes.) Und wenn nicht das Wort „Weltanschauung" schon durch Goethes Faust in den ästhetischen Katechismus gekommen wäre, so würden das Raabes Werke bewirkt haben. Nicht als ob Raabes Romane lediglich oder vornehmlich durch ihren philosophischen Gehalt fesselten: der macht so wenig Raabes Werke aus, wie — um mit Hebbel zu reden — das abgezapfte Blut den Menschen, in dessen Adern es rollt; aber wer da weiß, welche Rolle das Blut im menschlichen Organismus spielt, wird auch

die Bedeutung des philosophischen Denkens für einen Dichter nicht verkennen. Und wenn Raabe immer wieder seine Philosophen studierte, so zeigt er eben damit, wie sehr er es erkannt hatte, daß man „den Baum an der Wurzel begießen muß, wenn die Zweige blühen sollen". — „Die kombinierenden — philosophischen — Gedanken", sagt auch Wilh. Jensen, „sind die Kärrner der Poesie, die nimmermüden Häscher des Proteus, der in tausendfachen Wandlungen der ordnenden Hand zu entschlüpfen strebt, jene feste Verständigkeit, die nicht den Dichter ausmacht, aber den großen von dem kleineren, den glücklichen von dem unglücklichen Dichter unterscheidet."

Hebbel sieht in der philosophischen Erkenntnis des Dichters ebensowohl die Bedingung wie auch das Resultat poetischen Schaffens: er betont z. B. immer wieder, daß Kraft und Erkenntnis sich im echten Dichter bedingen und der wahrhaft schöpferische Prozeß immer in diese beiden Momente zerfällt; andererseits weist er aber auch darauf hin, daß das „Werden" das „Sein" erhellt, und wer — wie Raabe — das Werden zum Gegenstande seiner Betrachtung macht und die Bedingungen, unter denen sich die verschiedenen Modalitäten desselben gestalten, erfaßt, dem lichtet sich auch der Urprozeß, auf dem das Sein beruht. Freilich gibt das eine philosophische Anschauung, die gegenüber der philosophischen Systematik denselben großen Gegensatz bezeichnet, der im letzten Grunde überhaupt die Wissenschaft vom Leben trennt. Es gibt eine mittlere Linie — wenn man will, eine reine Höhe, wo sich die philosophische Potenz, von allem Schulgemäßen, Didaktischen und Systematischen befreit, mit einer starken poetischen Kraft vereinigt: von dieser Höhenlinie aus versuche man, Raabes Schaffen zu würdigen.

Die philosophische Erkenntnis ist also bei unserem Dichter nicht mehr und nicht weniger als nur eine Komponente, gewissermaßen die geistige Unterströmung, aus der die poetische Kraft immer wieder sich stärkt und neu belebt emportaucht. „Die Einkörperung des philosophischen Geistes in die Dichtungen geschieht aber nicht etwa so, daß der Dichter bewußt, ja systematisch, eine allgemeine Idee hernimmt, für diese einen besonderen Fall der Erscheinung konstruiert, in dem sie angeschaut werden kann, und dazu dann die zweckmäßigste Kunstform wählt, um auf solchem Umwege seine Lebensphilosophie ad hominem zu erweisen." (Brandes.) Wenn in dieser Weise ein Dichter sich bestrebt, eine systematische Weltanschauung zu schaffen und zum Ausdruck zu bringen, so wäre das — nach Hebbel — dasselbe, als wenn man nicht dem Schiffer den Kompaß für die Reise gäbe, sondern ihm auftrüge, des Kompasses wegen zu reisen. Will sagen: die Weltanschauung des Dichters ist nicht Zweck, sondern Mittel dichterischer Arbeit. „Das besondere konkrete Bild, das Stück innerlich gesehenen und poetisch empfundenen Lebens, das nach künstlerischer Gestaltung verlangt, ist bei jedem wirklichem Dichter das Erste und ursprünglich Wichtige. Aber dies Bild ist auf dem Grunde seiner eigentümlichen Weltanschauung

entstanden und muß ihr daher von vornherein im wesentlichen gemäß sein; ebenso wird die Gestalt, die es gewinnt, die Beleuchtung, in die es dabei gerückt wird, auch ohne jede bewußte Absicht des Dichters durch seine Weltanschauung in entscheidender Weise bestimmt werden. Somit sind gewiß alle Dichtungen zugleich Offenbarungen der philosophischen Denkart ihres Schöpfers." (Brandes.)

Umgekehrt ist dann aber auch die philosophische Offenbarung des Dichters nur in dichterischer Form gegeben; und diese Form kennzeichnet sich nicht durch den logisch-konstruktiven Aufbau von Begriffen, sondern durch künstlerische Anschauungen. Die Fülle von Lebensweisheit wird nicht gedacht, sondern geschaut. Die philosophischen Gedankenmassen schließen sich nicht zu einheitlichen Systemen und nüchternen Reflexionen, als vielmehr zu großzügen poetischen Bildern zusammen, deren Probleme und Wahrheiten aus dem lebendigen Bedürfnis eines tiefsten Gemüts entsprungen sind. Das Beste an aller Philosophie — nicht bloß an der Geschichte — ist auch unserem Dichter die Begeisterung, der Anteil des Gefühls: Begriffliches Wissen zeigt nur Umrisse und Flächen, aber Farbe, Duft und Wesen der Dinge gibt allein die eigene Beteiligung des Gemüts, das wärmende, treibende Innenleben. Jede philosophische Erkenntnis ist ihm eine Tatsache, die einmal erlebt worden ist oder erlebt wird: an diesem inneren Erlebnis haftet untrennbar ihr Wert und ihre Wahrheit. Raabe philosophiert mit dem Herzen. Man lese z. B. nur, wie er im „Fabian und Sebastian" ganze die bittere Verzweiflung des Materialismus so ergreifend schildert: „Die Wahrheit fällt einem wie ein Stein aufs Herz und zermalmt es; sie rieselt nieder wie Sand. — — Liegt es nicht wie ein leichter Staub auf den Dingen dieser Welt? Wie grau die Welt ist! Staub auf dem Leben, Staub auf deinem Geiste! Machtlos gegen den rieselnden Sand! Wehe dir, du fängst an nachzugrübeln über die Stunde, in der du zum ersten Male Erde auf deiner Zunge schmecktest! Vielleicht am schönsten Frühlingsmorgen, in aller Blütenpracht im lichterhellsten Festsaale, unter allen lieblichsten und größten Bildern und Tönen der Kunst?! Eine schlimme Erschöpfung, eine öde Mutlosigkeit überwältigen dich. Du weißt, daß dein Schatten, der Staub von rechtswegen deine Herren sind auf deinem ferneren Lebenswege. Der ewig niederrieselnde Sand, der Staub auf den Dingen und Farben verschlingt auch den Ton in deiner Kehle. Pulvis et umbra sumus, Staub und Asche sind wir, und bei vollständigen Leibes- und Seelenkräften merken wir: rieselnder Sand und Dunkelheit werden dich begraben. Es ist ein Anderes zu wissen: pulvis et umbra sumus, ein Anderes, mitten im Tumult und Genuß zu merken: Staub und Nacht sind über dir . . . ."

In welchem Maße die dichterische Anschauung in der Fülle des Konkreten und Individuellen die abstrakte Idee, in dem Besonderen das Allgemeine erblickt, zeigt sich, wenn Raabe z. B. im „Horacker" ganz ohne metaphysische und ontologische

Prinzipien das Wesen des echten Philosophen ergründet: „Den Fenstern von tausend Leuten gegenüber wird ein neues Haus gebaut. Alle tausend Leute verfolgen den Bau; aber unter den tausend ist nur einer, der wird sich und das Schicksal in ruhigem und etwas melancholischem Nachdenken fragen: Was kann alles in diesem neuen Hause passieren? Der eine sieht in die noch leeren Fensteröffnungen hinein, lehnt die Stirn an seine Fensterscheibe, die dünnen Glaswände, die ihn von dem Drüben trennt und denkt an Geburt, Leben und Tod, an die Wiege und an den Sarg, und für diesen einen schreiben wir heute — und haben wir immer geschrieben". —

Oder wie humorvoll illustriert Raabe in den „Alten Nestern" den Begriff „Subjektivismus": „Der Herr erhalte uns im rechten fröhlichem Kriege gegeneinander, so lange es ihm gefällt, uns überhaupt zu erhalten! Was sollte aus der Welt werden, wenn jeder es vermöchte, die anderen ruhig aussprechen zu lassen! Das wäre eine recht objektive Welt, so etwas wie ein Universalkirchhof vielleicht, voll sehr weise im Lapidarstile redender Leichensteine!" . . . .

In demselben Roman übersetzt Raabe z. B. auch den Begriff „Empirie" aus dem Philosophischen ins Poetische: „Wie kommt es, daß wir den Eindruck der höchsten Weltweisheit nie aus dem Verkehr mit den Herren vom Metier, wohl aber gar nicht selten aus der Bekanntschaft und dem Umgange mit dem Vetter Claus in seiner Fischerhütte, mit der alten Tante in ihrem Erkerstübchen und mit dem Unbekannten, dem wir täglich begegnen und mit dem wir nie ein Wort gesprochen, ziehen? Weil es die Gemeinplätze, d. h. die höchsten Wahrheiten sind, auf denen unser Leben sprießt, wächst und wuchert, nicht die hohen ‚Offenbarungen' des Menschen im einzelnen!" . . . Diesem Empirismus gegenüber beleuchtet Raabe im „Kloster Lugau" auch seine Stellung zur spekulativen, rationalen Philosophie, deren Jünger so hoch „über der realen Welt schweben auf der einsamen Höhe reinen Denkens": „Der Herr läßt Gras wachsen auf den hohen Bergen, aber die schönen Blumen bleiben besser im Tal. Auf den hohen Bergen weht oft ein sehr kalter Wind, der nackte Fels tritt da zu Tage, und wenn dort auch die Sonne am längsten weilt, so hat sie wohl Licht, aber wenig Wärme zu vergeben, und schöne Blumen brauchen letztere notwendig, sowohl in der Pflanzen- wie auch in der Menschenwelt. So weit das Gras reicht, steigen verständige Leute sowohl auf den Bergen wie auf den Kulturhöhen der Menschheit. Weiter hinauf wagen sich nur die großen Forscher, um — die Welt nach Möglichkeit zu übersehen." . . .

Und wie versteht Raabe seine herrliche idealistische Lebensanschauung in poetisches Gold umzuschmelzen! „Mit jeder Geburt hebt der uralte Sang von der Schöpfung wieder an: wüst war es und leer, und es war finster in der Tiefe; aber der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Im Buche der Genesis freilich wird es mit einem Male Licht; in der dunkeln Seele des Menschen jedoch

kommt das Licht langsam: erst ein dämmernder Schein, dann ein Funke hier und da, ein Aufleuchten, wieder ein Blitz, ein Zerreißen der Finsternis, wieder neue schwarze Wolken, und so bis zum Tode ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman. Dunkel ist an und für sich das Universum, das Licht darin geht von den Sternen aus. Dunkel ist auch von Grund aus die menschliche Seele, auch ihr kommt das Licht von den Sternen im Menschen, von denen jeder einen anderen Schein wirft in das dunkle Sein: der echte, sittliche Mensch gab ihnen Namen und nannte sie: Glaube, Demut, Barmherzigkeit, Geduld, Freundschaft. Sehnt euch vor allem nach dem Stern der Liebe! . . . " (Leute aus dem Walde.) Und die Fülle der Lebensweisheit kristallisiert sich zu dem köstlichen Raabeschen Imperativ: „Hab' acht auf die Gassen, blick' auf zu den Sternen!" So spricht der Dichter Wilh. Raabe, wenn dem Philosophen die innige Verschmelzung des Idealismus mit dem Realismus als das erhabene Ziel aller Erkenntnisarbeit vorschwebt.

Das ist goldener Inhalt in goldener Schale: philosophische Gedankenwelt, mit dem Auge des Dichters geschaut und mit dem tiefen Gemüt eines ganzen Menschen erfaßt. Raabe hat die verschiedenen Richtungen philosophischen Denkens innerlich durchlebt, und das Denken ist ihm nur Mittel gewesen, um zu immer tieferen künstlerischen Anschauungen zu gelangen.

Bei ihm ist wie bei dem Philosophen Lotze das Gefühl die seelische Grundlage, auf der alle Erkenntnis aufgebaut ist; das Gefühl ist der Urgrund aller Vernunft, die das Ganze, die Einheit der Wirklichkeit erfassen will, trotzdem unser Dichter immer „jenen Riß erblickte, der einem jeden mehr oder weniger durch sein Universum geht." (Alte Nester.) Niemand hat klarer erkannt als Raabe, daß das Wesen des Weltgeschehens für die menschliche Erkenntnis nur durch eine Zweiheit, durch einen großen Dualismus der Prinzipien zu fassen ist. Logik und Ethik, Rationalismus und Empirismus, Idealismus und Realismus, Intellektualismus und Voluntarismus, Form und Stoff, Schein und Sein: überall stößt er auf den großen Gegensatz, der nach Emerson die ganze Natur so zerschneidet, daß ein jegliches Ding nur eine Hälfte darstellt. Der Philosoph Raabe hat einen scharfen Blick für die Kehrseite aller menschlichen Verhältnisse, für die Scheingüter, das Scheingetriebe und leere Spiel des Lebens. „Flüchtig sind der Menschen Auffassungen und Begriffe: was heute er so nennt wie gestern, ist heute nicht mehr das, was er gestern darunter verstand; wir gehen tausendmal den nämlichen Weg, aber nimmer wieder denselben." (Alte Nester.) „Nichts lehrt so eindringlich als einmal beschrittene Wege, in welchem Traum die Menschen wandeln." (Abu Telfan.) „Es ist nicht einer, der mit Sicherheit sagen kann, ob er in seinen Gedanken, Wünschen und Handlungen wahrhaftig in der Wirklichkeit wandelt." (Abu Telfan.) „Die Leute, welche die Gesichter schneiden, wechseln; jedoch die Gesichter bleiben. Um wieviel

ruhiger würde es auf Erden zugehen, wenn die Menschheit erst einmal hinter diese unumstößliche Tatsache käme!" (Prinzessin Fisch.)

„Wer sich offenen Auges durch die Welt drängt, vor dem liegt das Leben wie ein Rätsel in dem Kinderbilderbuche, unter dem die Auflösung in umgekehrter Schrift gedruckt steht." (Meister Autor.) So sieht Raabe neben der „Hochstraße die Fadengasse", neben dem „Theater das Spital des Lebens, in welches sich nach und nach die Schauspieler verlieren."

„Aber dieser Schein in der Welt, der sich den Anschein des Wesens gibt: ach, wenn er nur schön war, dieser Schein! Wer möchte ihn missen wollen aus seinem Tage?" (Alte Nester.) „Und wir wären allesamt wahnsinnig, wenn es uns nicht gegeben wäre, das, was nie ist und sein kann, für ein Wirkliches zu nehmen." (Deutscher Adel.) Darum bittet auch unser Philosoph im „Alten Proteus": „Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!" Und „es gehört zu seinem größten Vergnügen, zu sehen, wie der Spaß den Ernst ablöst und wie die Welt ein gar amüsantes Theatrum sein kann, vor welchem nur die Allerweisesten mit unbewegter Miene sitzen dürfen." (Gänse von Bützow.) Das Leben erscheint ihm „wie eine Bühne, wo jedem seine Rolle auf den Leib gewachsen ist, ob man sie gut oder schlecht spielt. Nur in seltenen Augenblicken gelangt wohl der eine oder andere dazu, sich vor die Stirn zu schlagen: Wie ist das eigentlich? Wie kommst du zu allem diesen? Gehörst du wirklich hierher? Ist alles Ernst oder Spaß, was du bisher treibst? Wem zu liebe oder zum Nutzen? Das sind freilich kuriose Gedankenstimmungen, die fremd und kalt anhauchen, meistens wenn die Bühne einmal still und leer geworden ist, dann und wann auch bei gefüllter Szene im Gewühl der Ritter, Edeln und Mönche, der Herren und Frauen, kurz des ganzen ewig wechselnden und ewig gleichen Volksspiels." (Akten des Vogelsangs.)

Das eben gilt uns aber als das Kriterium philosophischer Denkfähigkeit, daß Raabe in dem ewigen Wechsel das ewig Gleiche, d. h. hinter allem täuschenden *Schein* ein wahres *Sein* sucht. Über dieser Welt des Werdens und Vergehens, der sinnlichen Erscheinung und menschlichen Leidenschaft postuliert er eine höhere Welt des wahrhaft Seienden, der ewigen Werte. Und wo sucht nun Raabe diese ewigen Werte? In der sich selbst verleugnenden Herzensgüte, in der Reinheit und Energie alles Wollens, in der barmherzigen Liebe, die das Böse kennt, aber auf das Gute blickt und noch in der Verkommenheit die menschliche Seele sieht, kurz in der freien ethischen Persönlichkeit. Nur dem moralischen Wollen erschließen sich die letzten Tiefen der Wirklichkeit, und die Güte des Willens reicht bis in das metaphysische Wesen der Dinge hinab. Als moralisches Wesen steht der Mensch unmittelbar im Kern der Dinge, ist er der Träger einer absoluten Wirklichkeit gegenüber einer natürlich-empirischen Erscheinungswelt. Bei keinem modernen Dichter bestimmt der

Glaube an Liebe und Seelenadel, an eine sittliche Weltordnung, an den schließlichen Sieg des Guten, überhaupt das „tiefe und innige Gefühl für die ethischen Werte" so sehr die ganze Weltanschauung wie bei Wilhelm Raabe. Er ist Philosoph, aber nicht im Sinne eines Grüblers über abstrakte Probleme, sondern eines Denkers, der die Probleme des Seins und Lebens so erfaßt hat, daß sich die Prinzipien wahrer Welt- und Lebensweisheit daraus ergeben.

Raabes Lieblingsmenschen streben nur nach Schätzen, die weder Motten noch Rost fressen. Sie verzichten auf die Scheingüter einer natürlichen Welt und stehen darum wunderlich hoch über allen äußeren Ängsten und Schreckniſſen des Lebens. Sie betrachten Welt, Dinge und Ereigniſſe sub specie aeternitatis, und die Maximen ihres Handelns sind tiefer begründet als in der scheinbaren Wohlfahrt des eigenen irdischen Lebens. Das Grundwesen dieser Raabeschen Vollmenschen ist Seelenadel, d. i. die Liebe, die überhaupt der Inbegriff aller ewigen, d. h. ethischen Werte ist, deren tiefe Erkenntnis dem menschlichen Wahrheitsdrange möglich ist. Aber das alles setzt harte innere Arbeit, ein ernstes Suchen und Ringen voraus. „Der Herrgott, der große Magister, weiß sehr gut, daß sein Völklein erst mit saurem Weh mensa der Tisch deklinieren lernen muß, ehe es zum großen Verbum amare kommt. Die grasgrüne Ewigkeit durch wird man zu studieren haben, ehe man dieses Zeitwort kennt in allen seinen Formen und Abwandlungen, ehe man alles das begriffen hat, was es regiert." (Nach dem großen Kriege.)

Freilich reift die innere Wahrheit des Lebens oft nur durch die Kraft äußerer Entsagung, auf dem Wege des Schmerzes. „Die Welt hat einen Kern, nur die Zunge oder was sonst zu der gehört, hat nichts damit zu tun, darauf schmeckt man ihn nicht!" Darum ist es auch so schwer, in dem Lebensdrange der Mitmenschen Kern und Schale unterscheiden, den absoluten, d. h. ethischen Wahrheitsgehalt eines anderen Lebens erfassen und würdigen zu können. Es muß schon die Lebensphilosophie eines Raabe sein, die Herzensgüte und Seelenadel selbst noch in den Menschen zu finden weiß, die äußerlich, in den Augen der Gesellschaft, nicht bloß Sonderlinge, sondern auch Taugenichtse und Verbrecher sind.

Wie oft zeigt Raabe an den „Originalen und Kostgängern Gottes, daß sie im Grunde doch ganz andere Kerle sind als die Leute von der aurea mediocritas oder gar das niederträchtige Strebervolk!" Und wo immer hohles Phrasentum sich für Lebenswahrheit und -weisheit ausgibt, zieht Raabe mit seinem durchdringenden Scharfblick dem schönen Schein die Decke weg: „ . . . . ‚Sich für andere aufopfern' — was bei Lichte besehen und gar beim fahlen Schein des Weltbrandes nichts anderes gewöhnlich bedeutet als anderen ihr Dasein mit aller Gewalt und Rücksichtslosigkeit nach eigenem Geschmack und Neigungen einrichten zu wollen. . . . ‚Sich an das Ganze hingeben' ist ein ähnlich schönes Diktum, wird jedoch mehr

von Leuten angewandt, die durch ihre Anlagen sich gedrungen fühlen, den Betrug über das Privatleben hinauszuspielen." (Eulenpfingsten.)

Wer aber die moralischen Ideen gegenüber einem vergänglichen, scheinhaften Sinnenspiel als den Kern aller Dinge, als das Wesenhafte und Bleibende ansieht, wer das Materielle als farbenprächtige, verwirrende und vergehende Erscheinung der ewigen Ideen betrachtet und die Schöpfuug geistiger Güter, ethischer Werte als höchste Aufgabe des strebenden Willens kennzeichnet, gilt im philosophischen Sinne als Idealist. Und doch ist der philosophische Begriff des Idealismus zu kalt, zu nüchtern, um diesen idealen Höhenflug eines Raabe, diese reine Begeisterung für alles Edle und Erhabene bezeichnen zu können. „Überall leuchtet das Hohe und Edle auf, unter häßlichem Schmutz wie in heiterer Umgebung; es waltet im dumpfigen Armenhause und im feinen Salon, es liegt im Vagabundenkittel am Graben der der Landstraße und schreitet zwischen blühenden Bosketts im Garten des reichen Bankiers einher, es lebt im Gassenlärm europäischer Hauptstädte und in der Wildnis des amerikanischen Westens;" es wohnt in der Turmstube des Sternsehers Ulex wie am Sterbebette in den „Akten des Vogelsangs", im Armenhause des „Schüdderump" wie am Schustertisch und in der Hungerpfarre im „Hungerpastor". In welchem Jugendwerke eines Dichters findet der Aufblick aus der Erscheinungen Flucht zu den Gefilden der Ewigkeit einen ebenso vollendeten Ausdruck wie in den Leuten aus dem Walde?" Und wo offenbart „die heilige Macht des echten, wahren Hungers" nach Licht und Liebe, nach den Idealen wahren Menschentums überwältigender ihre innere sieghafte Kraft als in Hans Unwirrsch, dem „Hungerpastor" oder in Velten Andres, dem großen Idealisten in den „Akten des Vogelsangs?" Da ist alles ideale Streben „ein in den Tiefen des Seins wurzelnder und sich aus ihnen zum Lichte emporringender Trieb, der sich gegen jeden Widerstand, gegen alle Schranken des Materiellen durchsetzt und schlechthin den Inbegriff des Lebens bedeutet. Der Glanz der leuchtenden Schusterkugel weist auf das ewige Feuer des Ideals, an dem sich Hans Unwirrsch nährt, und im „Abu Telfan" ist die einsame Katzenmühle die Hochburg der Ideale. „In der ganzen Erzählung, bald heller, bald leiser, hören wir immer wieder, bei allem Lärm des Tages da draußen, wie die Tropfen klingen, die von dem still stehenden Rade fallen. Das ist das hörbare Zeichen des Idealen, des kleinen Reiches, das Frau Claudine gegen eine wilde Welt verteidigt." Dieselbe symbolische Bedeutung hat auch der alte Degen im „Alten Eisen"; so ist auch der Glaube „an die Unverwüstlichkeit idealer Gesinnung" der wahre Lar eines jeden Menschen, und in den „Leuten aus dem Walde" gehen am nächtlichen Himmel immer wieder die Sterne auf. Raabe bezeichnet es als die Stärke des deutschen Volkes, daß es die Gabe empfangen hat, einen Traum, einen Glauben, eine große seelische Sehnsucht oder was es nun sein mag, jedenfalls etwas Unreales, in unser Leben hineinzutragen und es dadurch zu erhöhen."

Gleichwohl ist „Raabe gewiß nicht, was man so einen deutschen Idealisten nennt; seine Geschöpfe machen nie den Eindruck von Schwächlingen, und idealistische Verstiegenheit findet man kaum bei ihm. Die Raabeschen Vollmenschen sind stolze Träumer und zugleich Menschen der Tatkraft, weiche Naturen und starke Willensmenschen." (Bartels.) „Wir leben in einer sehr realen Welt," heißt's in den „Leuten aus dem Walde," „und obgleich wir keine Flügel haben, so wäre es doch sehr ungerechtfertigt, wenn wir aus Ärger darüber auf dem Kopfe gehen wollten." Mit dem hehren ethischen Idealismus vereinigt Raabe eine wunderbare Lebenswahrheit, die freilich mit einer gemeinen Deutlichkeit der Dinge nach der Art der naturalistischen Dichter nichts zu tun hat. Raabes Welt ist so sonderbar wie kaum eine andere, aber doch voll innerer Wahrheit. Er bevorzugt Gestalten, die man vielfach als Originale bezeichnen könnte, eigenwüchsige, knorrige Menschen mit hundert Ecken und Kanten, Individualitäten und nicht schemenhafte Typen; er sucht das Leben in engen Gassen, stillen Winkeln, einsamen Mühlen und „alten Nestern", aber die Wellen des modernen Lebens schlagen hoch hinein. Nicht nur das gewerbliche Leben mit seinem gewaltigen technischen Fortschritt, das Großstadtleben und die neue Welt, sondern auch historische Umwälzungen, politische und soziale Ideen, Arbeiterwirren und Parteikämpfe spiegeln sich in Raabes Romanen. Und dem Dr. Kohl, dem „unqualifizierbaren, hypergenialen" Idealisten tritt der nüchterne Realist Bogislaus im „Lar" gegenüber, der sich mit seinem nackten Wirklichkeitssinn an die „Offenbarung aus dem Magen" hält, und in den „Kindern von Finkenrode" liegt der Gegensatz zwischen dem Dr. Weitenweber einerseits und Max Bösenberg und Wallinger andrerseits.

So rechnet auch der Idealist Raabe zu den größten realistischen Talenten unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts. Raabe schaut das Leben realistisch, deutet es aber idealistisch. Damit wäre Raabe nach beiden Seiten hin erfaßt, wenn es überhaupt möglich wäre, die Weltanschauung eines Dichters auf eine starre Formel zu bringen. Unser philosophischer Denker besonders hat eine solche souveräne Herrschaft über die Dinge, steht so hoch über allen Gegensätzen, daß man ihm schwerlich mit einem Begriffe der Schulphilosophie beikommen kann. Mindestens in seiner ganzen Entwicklung ist Raabe weder einseitig im Idealismus noch im Realismus befangen gewesen: er ist sich immer dessen bewußt gewesen, daß man zwei Hälften nennen muß, um das Ganze zu bezeichnen.

Ebenso einseitig und unzureichend würde es sein, wollte man Raabe als Pessimisten, als poetischer Ausleger Schopenhauers, und seine Romane als dichterische Gestaltungen Schopenhauerscher Reflexionen bezeichnen. Man kann damit nur auf die gewaltige Krisis in der philosophischen Entwicklung Raabes, auf die Ideenverbindungen hinweisen, die den Dichter in den sechziger Jahren, unter dem übermächtigen Einfluß Schopenhauerscher Philosophie zu erdrücken drohten. Zwar gilt

das tiefsinnige Wort Mohameds: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen!" von mehr als einem jener Romane, die unter dem Zeichen eines bedrückenden Weltleides stehen: aber nach wie vor hat Raabe den „dämonischen Mächten der Sünde und Lüge die sieghafte Macht der Liebe, die unbestechliche Schätzung der wahren Lebensgüter" entgegengesetzt. Es ist auch nicht zu vergessen, daß Raabes negatives Werturteil immer nur der empirischen Welt gegenüber gilt, über der die ethisch-ideale Welt stets ihren vollen Wert behält. Wenn im „Hungerpastor" und „Schüdderump", in „Abu Telfan", „Zum wilden Mann" oder in den „Akten des Vogelsangs" der Inbegriff des Lebens nach Schopenhauerscher Formel auch zugleich der Inbegriff des höchstens Leidens ist, so ist unter dem „Leben" nur das innerliche, reine Leben, die moralische Existenz, das Streben nach den ethischen Idealen zu verstehen; und das ist nach Raabes Philosophie ohne den Kampf mit dem Widerstand der Welt, ohne Schmerz und Enttäuschung nicht zu denken, so daß überhaupt aller Schmerz die äußere, unabweisbare Bedingung eines rein inneren, wahren Glückes ist. Der Kampf um das Edle ist das Glück der „Idealisten", trotzdem „die Kanaille Herr ist und bleibt!" „Des Menschen Herz kann oft am glücklichsten sein, wenn es sich am meisten sehnt," heißt's im „Hungerpastor", und „Ich habe es bis jetzt nicht gewußt, daß die Sorge mit das Beste in und an der Welt ist" im „Fabian und Sebastian".

Das Studium Schopenhauerschen Pessimismus hat zwar das Auge des Dichters für das große Weltleid, für all den Schmerz des wirklichen Lebens geschärft, aber nie hat Raabe, auch im „Abu Telfan" und im „Schüdderump" nicht, die letzten praktischen Konsequenzen dieser philosophischen Theorie gezogen. Bei Schopenhauer steht hinter der Erkenntnis des Weltleides das schwächliche Fazit: „Folglich ist gar nichts unseres Strebens und Ringens wert, folglich ist das Nichtsein dem Sein entschieden vorzuziehen." Bei Raabe hingegen gibt's allem Weltleid gegenüber nur ein aktionskräftiges: „Trotz alledem!" Die vom Schicksal am meisten Geschlagenen sind auch nach dem „Schüdderump" die nach dem Edelsten Strebenden und die im höheren Sinne Glücklichen.

„Je länger, je mehr sehen wir dann auch den Dichter seinem Lieblingsphilosophen gegenüber seine volle Selbständigkeit gewinnen; und wieder verknüpft sich dann mit dem inneren Triumphe des Edeln über das Gemeine oft genug auch der äußere Sieg." (Brandes.) In den „Drei Federn" spricht der Optimist Raabe: „— — Und wenn man auch allen Sonnenschein wegstreicht, so gibt es doch noch den Mond und die hübschen Sterne und die Lampe am Winterabend: es ist so viel schönes Licht in der Welt — — —". Und im „Wunnigel" heißt es wieder: „Langsam, Schritt für Schritt die Treppe der Welt hinauf. Ist nicht jede Stufe, die man betritt, ein Glück? Nicht jeder Treppenabsatz, auf dem man einen Moment still hält und nochmals alles zusammenfaßt, eine Seligkeit?" Dem Optimisten Raabe vom Jahre 1872

spricht man viel zu leichtfertig vom Lachen in der Welt; er hält es für die ernsthafteste Angelegenheit des Menschen. (Träumling.)

So steht neben dem Pessimisten immer mehr oder weniger der Optimist Raabe; Adel und Sittlichkeit durchbrechen immer wieder blühend das Elend der Welt, und mit dem erschütternden Schmerz kommt das befreiende Lachen und das ruhige, stille Sonnenlächeln aus der Tiefe. Raabe bleibt eben nicht in den Extremen, sondern umspannt und überwindet die Gegensätze des Lebens und Seins, er hat den von Hebbel geforderten Dichtergeist, der aus gleicher Höhe und mit gleicher Schärfe in die dunkle wie in die beleuchtete Hemisphäre der Welt hineinblickt. Dadurch gelangt er zu einer sicheren Herrschaft über die Dinge, zu einem souveränen Heldentum, das von höchster Warte herab die Wahrheit der Welt und der Dinge tief unten sieht. Er sieht es, wie „wenig im Grunde etwa die „Pyramide" vor dem Sandhäufchen der spielenden Kinder voraus hat, wie weit die Heldin, die in der Dachstube das Leben zwingt, dem Helden überlegen sein kann, der sich auf dem Schlachtfelde in den Tod wirft, wie die Handlung, das Wort, ja die Empfindung eines Augenblicks, ein Leben voll geräuschvoller Taten und glänzender Ehren aufzuwiegen vermag, er läßt uns die Komplementärfarben zu denjenigen Farben der Dinge sehen, die die Welt ausschließlich sieht, er läßt uns in dem Honig, den sie allein schmeckt, die Galle, aber auch durch ihre Galle den Honig schmecken." (Brandes.) Indem er in allen Dingen immer die Extreme zusammen sieht, steht vor seinen Augen das Weltganze nicht mehr widerspruchsvoll in zwei Hälften auseinanderfallend, sondern beides einander durchdringend als Einheit da. Auf dieser Höhe der Erkenntnis gehört das Lebensleid zum Lebenstrieb und zur Lebensfreude „wie der Schatten zum Licht, die eins nicht ohne das andere sein können, sein dürfen." Der Dichterphilosoph vernimmt in all den Dissonanzen des Daseins die Harmonie des Unendlichen und „durch alles Endliche scheint ihm das Ewige hindurch".

Da ist es denn an sich völlig gleich, ob man solche Reife der Weltanschauung ethisch als geläutertstes, reines Menschentum oder philosophisch als Real-Idealismus oder mit Goethe als Synthese von Geist und Welt bezeichnet — oder ob man im literarischen Sinne von Wilhelm Raabes freiem und befreiendem Humor spricht. Nur daß dieser Humor mit Scherz, Witz und Komik herzlich wenig gemein hat, auch nicht leicht da und dort zu finden ist, sondern wie Sonnenglanz über die Werke des Dichters ausgegossen und der erhabene künstlerische Ausdruck ist für das Verhältnis zwischen dem Menschlich-Irdischen und der ewigen Macht des Lichtes. Ganz besonders gilt für Raabe in diesem Sinne Hebbels Wort: der Humor ist der Kuß, den das Höchste dem Gemeinsten aufdrückt, und wer ihn zu beschwören gedenkt, der muß die Welt an ihren beiden Enden zu packen wissen.

Stimme aus dem Jenseits

Von Victor Blüthgen

Ich bitt euch, die ihr in des Tages Hast
Den Zins verbraucht, den Hirn und Glieder bringen:
Macht bei der offnen Tempeltüre Rast,
Geht nicht vorüber, wenn die Glocken klingen!
Ich fürchte schon, ihr zehrt vom Kapital,
Und stets gehäss'ger wird der Wettstreit heute,
Der Arbeit Segen wandelt sich in Qual —
Ich bitt euch, feiert Sonntag, lieben Leute!

Ich bitt euch, die ihr eure Seele liebt,
Laßt sie den Streit des Tages nicht vergiften:
Den Kampfmut, den die Überzeugung gibt,
Laßt ihn nicht weiden auf des Hasses Triften!
Nichts, was wie er, von Menschenglück entfernt,
Mit allen bösen Geistern auch bedräute —
Daß ihr das Kinderlachen nicht verlernt —
Ich bitt euch, wahrt die Milde, lieben Leute!

Ich bitt euch, die ihr gasten geht zur Kunst,
Laßt nicht des Tags Geschmack euch völlig meistern!
Was laut und lärmend wirbt um eure Gunst —
Ist's sicher wert, euch einzig zu begeistern?
Verstaubt aus Winkeln zog man Bestes schon,
Manch Dichterlos, das schwer die Nachwelt reute,
Mit Vätertorheit rechtete der Sohn —
Ich bitt euch, grabt nach Schätzen, lieben Leute!

Gedenktafel am Raabe-Haus in Wolfenbüttel

Raabe-Nester in Wolfenbüttel

Von Friedrich Jeep

Federzeichnungen von Ferdinand Saffe

Daß unser Wilhelm Raabe in jedem seiner Werke uns so viele anheimelnde Bilder aus der Kleinstadt entwirft, so daß man die echten, rechten Kleinbürger mit all ihren wunderbaren Einfällen und Schrullen in den kleinen, niedrigen Dachkammern oder auf den engen, dunkeln Höfen in ihren oft recht dürftigen, fadenscheinigen Gewändern leibhaftig vor sich zu sehen und mit Händen greifen zu können glaubt, ist ja ganz erklärlich; denn keiner kannte und liebte die Kleinstadt mit all ihrem oft so versteckten Kleinstadtzauber, von den als Prellsteine dienenden Mörsern und Feldschlangen an bis zu den weit vorspringenden Dachtraufen hinauf, so wie er, der, in einer Kleinstadt geboren, in drei Kleinstädten erzogen war. Es sei nur an seine, im Jahre 1831 ungefähr 127 Feuerstellen zählende Geburtsstadt Eschershausen, noch heute die kleinste Stadt des Herzogtums, erinnert, wo er geboren und getauft wurde, bei welcher Gelegenheit die abergläubische Hebamme schon auf die zukünftige Bedeutung des Kindes hingewiesen haben soll, die Hebamme, die nach der Taufe zum größten Entsetzen der Taufzeugen den achtzehn Tage alten Täufling mit dem Köpfchen an eine Säule der Kirche stieß und auf die Frage: „Wozu dies?“ die verblüffende Antwort gab: „Nu wird er ein berühmter Mann!“[1])

[1]) Erst vor kurzem teilte diesen bislang nicht bekannten Zug ein Neffe des Dichters, Herr Regierungsrat Rich. Raabe in Wolfenbüttel, dem Schreiber dieses mit.

Von E. kam Wilhelm Raabe, kaum acht Wochen alt, nach dem am „ehrlichen, gelben Flusse" liegenden Holzminden, für dessen dreitausend, damals meist Ackerbau treibende Einwohner die regelmäßig wiederkehrenden Kram- und Viehmärkte wenn nicht das größte, so doch eins der größten Ereignisse im gleichgewohnten alten Gang des menschlichen Lebens waren. Für Mitteilung anderer Ereignisse sorgte das 1785 von dem Großvater August Raabe begründete „Holzmindische Wochenblatt", das noch heute als „Kreisblatt für den Kreis H." erscheint.

Elf Jahre alt kam unser Raabe, der seit zwei Jahren die vierte Klasse des dortigen Gymnasiums besuchte, auf die, Holzminden benachbarte Stadtschule in Stadtoldendorf („Altershausen"), das damals kaum 1800 Seelen zählte. Dort kam der bisherige Gymnasiast natürlich sofort in die erste oder sog. Rektor-Klasse. „Vor dem hohen Lehnstuhl, den Du itzo einnimmst" — so schrieb W. Raabe aus Braunschweig am 19. Juni 1876 dem Schreiber dieses, der damals in St., in der Mitte der „Raabeschen Lande", Rektor war — „habe ich vor einigen dreißig Jahren auch gesessen — regnante D. Pape — und bin auch zu einem hoffentlich nicht ganz untüchtigen Steinbrecher herangebildet worden"[1]). Außer dem gestrengen Herrn Rektor P. hatte Wilhelm Raabe dort zum Lehrer den Kantor Bestian.

Von St. zog die Mutter Raabes nach dem Tode ihres Mannes Ostern 1845 mit ihren drei Kindern nach Wolfenbüttel, wo ihre beiden Brüder, Direktor Justus und Dr. Christian Jeep[2]), an der Großen oder Hohen Schule tätig waren. Der nunmehrige Aufenthalt in W. (1845—1849) war für den ranken und schlanken, hagern Knaben in jeder Beziehung ein Fortschritt; denn „das mit Braunschweig jetzt (mit der Eisenbahn) fast nur einen Ort bildende, $1^1/_2$ Meilen entfernte W."[3]) war Sitz des Konsistoriums, der hohen und höchsten Gerichte, hatte eine berühmte lateinische Schule, eine berühmte Bibliothek, der einst ein Leibniz und Lessing vorgestanden, ein Theater und noch andere Bildungsanstalten: es war eine Beamtenstadt, die als ehemalige Residenz braunschweigischer Fürsten eine Geschichte hatte, die dem Knaben auf Schritt und Tritt überall in der Stadt und deren Umgebung entgegentrat. Doch wohin zog denn hier die Mutter mit ihren Kindern? Welches Haus ist hier als das erste Raabe-Nest anzusehen? Wir alle sehen hier in der Okerstraße 17, die 1907/8 durch Zuwerfung des bisher die Stadt durchziehenden

---

[1]) Zum Verständnisse des Obigen sei bemerkt, daß noch heute in dem steinreichen Stadtoldendorf recht viele Arbeiter in den Steinbrüchen des Hooptals ihr tägliches Brot sich sauer verdienen.

[2]) Letzterer schenkte seiner Schwester zu ihrem Geburtstage stets so viele — „Ochsenaugen" (so nannte man eine bestimmte Art kleiner Zwiebäcke), als sie alt geworden war, und eine selbst gezogene Blume, wie z. B. eine Aurikel oder Rose.

[3]) Siehe Schröder-Aßmann, die Stadt Braunschweig, 1841, S. 117.

sog. Bruchgrabens einen ganz anderen Charakter erhalten[1]), das fast alleinstehende zweistöckige Haus mit dem üblichen Giebel, das heute Herrn Kaufmann E. Schwanneke gehört und 1845 im Besitze des Oberlandesgerichtsrats Baumgarten war. Das Haus, in das noch heute, wie vor Zeiten, wegen des oft eintretenden Hochwassers zwei steinerne Tritte führen, ist im Laufe der Jahre im Inneren umgebaut, aber die große, hohe Däle und die seitwärts in das obere Stock führende Treppe und die Zimmer selbst zeigen noch heute, daß sie ganz hübsch hoch und geräumig waren: war es doch ein Patrizierhaus, aus dem der damals vierzehn Jahre alte „eigenartige und eigenwillige", sowohl still sinnende, als zu heiterm Spiel und Scherz

Das ehemalige Gymnasium („die Große oder Hohe Schule")

aufgelegte Jüngling, der anfangs Maler werden wollte, täglich der Hohen Schule zueilte. Nach Beendigung derselben ging es auf den Hof oder auf den Wall, der noch heute „die hübsche, stille, kleine Stadt[2])" umgibt, oder nach der, vor

[1]) Das Klima Wolfenbüttels hatte früher infolge der vielen, die Stadt durchziehenden Kanäle und der sie umgebenden Gräben und der so häufig wiederkehrenden Überschwemmungen einen mehr niederländischen Charakter. „Ich sollte denken" — so schreibt Leisewitz aus Braunschweig den 29. Nov. 1781 an Lessings Nachfolger, den Bibliothekar Langer hier — „unsere Luft müßte Ihnen gut tun, da mir die Wolfenbüttelsche zu viel Ähnlichkeit mit der Holländischen zu haben scheint."

[2]) So hatte schon 1841 Claire von Glümer, die einen Teil ihrer Jugend hier verlebte, W. genannt.

W. noch heute liegenden Weißen Schanze[1]), die damals noch mehr als in der Gegenwart sich ihren Charakter als Schanze bewahrt hatte oder auch wohl an schulfreien Nachmittagen nach der, zwei kleine Stunden von W. entfernten, schon längst in Trümmern liegenden Asseburg. Gern — so wird erzählt — schoß er mit „Pusterohr" und „Flüchtchen" nach einer zuvor selbst verfertigten Scheibe oder auch wohl nach einem, einen rauchenden Holländer darstellenden bunten Bilde oder zog mit seinen, in der Großen Schule wohnenden Vettern, mit Rapier bewaffnet, durch die weiten finsteren Räume der ehemaligen Kommisse, in der unten, unter dem Direktor, der dem Knaben stets wohlgesinnte Kalfaktor Olse wohnte.

Doch viel wichtiger für uns ist ein anderes, ebenfalls in der Okerstraße noch heute sich findendes Haus: das eigentliche Raabe-Nest. Wir meinen das der so-

Die Weiße Schanze

eben erwähnten Wohnung schräg gegenüber liegende Eckhaus Nr. 16 (144 A), das, heute im Besitz der Witwe des Fuhrunternehmers Herborth, damals dem Glasermeister Klingenberg gehörte. Dies Fachwerkhaus, in dem der aus Magdeburg und Berlin zurückgekehrte angehende Schriftsteller 1856 bis 1862 aus- und einging, war und ist noch heute ungleich geräumiger, als alle die Wohnungen[2]), in denen die Mutter inzwischen gewohnt hatte und später noch wohnen sollte. (Sie mußte öfter umziehen, ganz besonders ihres jüngsten Sohnes wegen, der

[1]) Auf der im 16. Jahrh. aufgeworfenen Weißen Schanze spielt bekanntlich die „Stopfkuchen" genannte „See- und Mordgeschichte": eine 1888 bis 1890 geschriebene Erzählung, die der Verfasser für sein bestes Werk erklärte und von der Wilh. Scholz behauptet: „Es gibt kaum ein Buch Raabes, das so die Heimat widerspiegelt, wie der Stopfkuchen."

[2]) In diesen Wohnungen ist unser Wilhelm Raabe nur immer ganz kurze Zeit „auf Besuch" gewesen und war da natürlich, wie er mir einst sagte, „mit der Feder nicht im Gange".

sich als Göttinger Student ein schweres Brustleiden zugezogen hatte.) Trotzdem dieses zweite Raabe-Haus zur Hälfte an der Neuen Straße liegt, so ist es doch ein altes Nest, wie die Inschrift „Anno MDCXCIII" über dem Einfahrtstore des Hinterhauses beweist. Auch dieses Haus ist im Laufe der Zeit gar sehr verbaut. Als „Raabens" in diesem Hause wohnten, hatte es nur eine kleine Haustür. War man in das, natürlich auch mit Giebeln versehene Haus eingetreten, so fand man auf der Däle vor sich einen höchst einfachen, eigentlich nur mit wenigen Flaschen und Gläsern angefüllten Laden, rechts von ihm führte eine kleine Treppe in die niedrigen Wohnräume Klingenbergs hinunter, links vom Laden führte hingegen eine, von einem kleinen Absatz unterbrochene, stets mit weißem Sande bestreute Treppe in den ersten Stock. Über einen, nach der Straße zu liegenden großen Gipsvorsaal kam man auf einen ungleich kleineren zweiten (!) Gipsvorsaal, um den die von der Frau Justizamtmann und ihren Kindern bewohnten Räume lagen: die gute Stube, die gemütliche Wohnstube, zwei größere Kammern, ein kleines fensterloses ruhiges Schlafzimmer (des Dichters Schlafkammer), eine Gartenstube, Küche, Wäschekammer, noch eine Gipskammer und in einem einstöckigen Anbau das nötige Zubehör. Des Dichters Arbeitszimmer lag nach Osten und dem Garten hinaus (der oben „Gartenstube" genannte Raum), in dem sich alte schöne Zier- und Obstbäume (Gravensteiner!), deren Zweige in die Fenster hineinragten, und mehrere lange, von altem, hohem Buchsbaum eingefaßte Blumenbeete fanden. Selbstverständlich gab es auch eine eigene lauschige Familienlaube in dem, an dichtem Gesträuch sehr reichen Garten sowie auf dem benachbarten, von vielen Ställen und Scheunen (Dreschtenne!) und Speichern umgebenen holprigen Hofe einen sogenannten Schuckebrunnen: genug ein Dorado für einen angehenden Dichter und Schriftsteller, ein Seitenstück zu Holzmindens goldenem Winkel.[1]) Raabes Zimmer war mit einfachen Möbeln aus dem großelterlichen Hause angefüllt. Unter diesen fand sich auch ein schlichtes Pult, an dem schon der Großvater schriftstellerisch überaus tätig gewesen war. Hier entstanden, nach des Dichters eigener Angabe mir gegenüber, u. a. der ursprüngliche „Frühling" (1857), die schon im vierten Bande von Westermanns Illustr. d. Monatsheften (1858) sich findende historische Erzählung „Lorenz Scheibenhart", ein Kabinetsstück, in dem Raabe uns nicht nur ein kulturhistorisches „Lebensbild aus wüster Zeit" entwirft, sondern zugleich der Stadt (Wolfenbüttel), „die sich da ganz stattlich ausdehnte, Residenz Sr. Fürstl. Gnaden des Herzogs Heinrich Julius" und unwillkürlich Züge seiner eigenen Jugend in die seines Helden hineinwebt. Denn wer würde bei den Worten: „in welcher Stadt meine Mutter einen Unterschlupf zu finden hoffte" oder: „die

[1]) Siehe H. A. Krüger, Der junge Raabe, S. 17f.

Buchstaben lehrte mich mein fromm Mütterlein“[1]) oder: „ich wurde auf die Schule getan, wo ich viel tolle Streiche trieb, jedoch des Lateins ein wenig lernte“ — wer würde, wie gesagt, bei diesen Worten nicht an die eigene Jugend des Verfassers der „Chronik der Sperlingsgasse“, des Jakob Corvinus erinnert? Ferner entstanden hier „Die Kinder von Finkenrode“ (1859); die Erzählungen, Skizzen und Reime enthaltende Sammlung „Halb Mähr, halb mehr“ aus demselben Jahre; die meisten später (1862) in „Verworrenes Leben“ vereinigten Novellen und Skizzen; die

Raabe-Haus

romantische Harzgeschichte in Briefen „Nach dem Großen Kriege“ (1861) und das prächtige, später von Raabe selbst „ein alter Schmarren“ genannte Bilderbuch: „Der heilige Born“ (1861); „Unseres Hergotts Kanzlei“ (1862) und (1863) die ersten beiden Teile der in Stuttgart vollendeten „Die Leute aus dem Walde“, jenes Buch, das gleichsam den Grundstock, den Mittelpunkt der ganzen Raabeschen Poesie bildet. In diesem Hause, in dem auch eine Katze, namens „Spurtchen“ oder

[1]) Vgl. „Heidjer“ 1907: „Mein Mütterlein ist es gewesen, die mir das Lesen aus dem Robinson Crusoe unsers alten Landsmanns aus Deensen, Joachim Heinrich Campe, beigebracht hat ..... der liebe kleine Finger, der mir ums Jahr 1836 herum den Punkt über dem i wies“.

wegen des einen Auges „Einckuck", und ein „Peter" genannter diebischer Rabe Wilhelm Raabes Liebling war, entstand auch das schwungvolle Festgedicht[1]) zur Wolfenbütteler Schillerfeier i. J. 1859, die auf Raabe und seinen „goden Gesellen", den Pianofortefabrikanten Th. Steinweg, zurückgeht, der 1860 nach Braunschweig übersiedelte. Letzterer, im Gegensatz zu Wilh. Raabe „ein Mann mit dem Riesenkörper, dem mächtigen Haupte und den klugen, blitzenden Augen", hielt in dem ansprechend ausgeschmückten Saale des Gasthofs zum Goldenen Löwen am 10. November gen. Jahres die Festrede.

Wohnhaus der Schwiegereltern Raabes

Aber noch ein Raabe-Nest muß hier erwähnt werden: das früher am Neuen Kirchhofe Nr. 390, heute an der Hauptkirche 1 liegende, auch architektonisch nicht unwichtige, aus dem Jahre 1686 stammende Haus, in dem die Eltern seiner Frau und Tante Berta, der jüngsten Tochter des am Karfreitag, dem 2. April 1858 in Wolfenbüttel gestorbenen Oberappellations- und Oberlandesgerichts-Prokurators Christ. Ludw. Leiste und dessen am 30. September 1886 in Braunschweig gestorbenen Ehefrau, Jahre lang wohnten: auch ein Fachwerkhaus mit der bekannten Däle des Sachsenhauses, den Treppen und Umgängen, den über das erste Geschoß hervorragenden Stockwerken und dem in dieselben hineinragenden kräftigen

[1]) Abgedruckt im „Schiller-Denkmal" auf S. 472 f.

Balkenwerk mit den üblichen Ausluchten (zur Aufnahme des sogenannten Throns) und den das Haus krönenden Giebeln: kernfest und auf die Dauer, behaglich und gemütlich durch und durch. — Nachdem sich unser junger Schriftsteller mit seiner Braut am 14. März 1861 feierlich verlobt hatte, fand, wie damals allgemein üblich, die Hochzeit im Jahre danach, am 24. Juli, in dem schon erwähnten Goldenen Löwen statt und gleich danach die Übersiedelung nach Stuttgart.

Mit Fug und Recht können wir Wolfenbütteler also wohl von Raabe-Nestern sprechen, in denen Wilhelm Raabe kürzere oder längere Zeit gelebt, ge-

Das Große Weghaus

litten und geliebt und vor allem einige seiner ersten und besten Erzählungen geschrieben und seinen Dichterberuf entdeckt hat. Welch schönes Los Wolfenbüttel in dieser Beziehung gefallen, dessen ist sich die heute fast 20000 Einwohner zählende Stadt wohl bewußt und hat ihrer Ehrerbietung dem berühmten Schriftsteller gegenüber auch schon vor zwölf Jahren Ausdruck gegeben. Da kam es am 18. September 1901 zu der, vor dem Herzogtore liegenden, die Verbindung zwischen Friedrich-Wilhelm- und Campe-Straße herstellenden „Wilhelm-Raabe-Straße" zur Erinnerung an den Dichter, der von hier aus, wie vor Zeiten Lessing[1]), so oft nach Braunschweig „auf dem Apostel-Rappen" hin und zurück zum Theater rüstig wanderte und anderseits später, als er in Braunschweig lebte, von dort öfter ent-

[1]) Siehe Lessings Brief an Eva König vom 5. Juni 1776.

weder zu Fuß oder mit der „Elektrischen" nach dem Weghause, dem Versammlungsorte der „Kleiderseller", eilte oder zum Besuch der Seinigen nach hier kam. Zur Erinnerung an den ehemaligen Aufenthalt Raabes in hiesiger Stadt wurde ferner am 15. November 1911 am heutigen Herborthschen Eckhause in der Okerstraße 16, freilich nicht an der richtigen Stelle des langen Gebäudes, eine eherne Gedächtnistafel angebracht, auf der sich die Worte finden: „Hier lebte und dichtete Wilhelm Raabe von 1856 bis 1862." Die Rede, die durch Silchers Schottischen Bardenchor seitens des hiesigen Seminarchors eingeleitet und durch das, von Heinrich Schrader vertonte Lebenslied des Hungerpastors abgeschlossen wurde, hielt Wilhelm Brandes, „der scharfsinnige und feinfühlige Interpret dichterischer und menschlicher Größe".

Mit Rücksicht auf diese mannigfachen Beziehungen Wilhelm Raabes zu Wolfenbüttel konnte der im Jahre 1909 zu früh heimgegangene Hans Hoffmann von unserer viel zu wenig gekannten Stadt sagen, daß ihr die Erinnerung an Lessing und Wilhelm Raabe so „einen feinen literar-historischen Duft" verleihe. Ja, ganz besonders den beiden Schwesterstädten Braunschweig und Wolfenbüttel hat Wilhelm Raabe manch schönes, liebes Erinnerungsblatt gewidmet[1]). Hüten und bewahren wir dieses reiche Erbe deutscher Gemütstiefe und edeln Humors, das „der Größten Einer unter Deutschlands Söhnen", „der Riese aus dem Sachsenlande", in seinen Schriften dem von ihm über alles geliebten großen, deutschen Vaterlande hinterließ!

Das Schillerfest von 1859

„Mein Herr, wir feiern heute ein Fest, wie keine andere Nation der Erde es in gleicher Weise zu feiern imstande wäre . . . wer sind die Erbärmlichen, die sich abseits stellen wollen und sagen: Wir tun nicht mit! Ein ganzes Volk stürzt sich heute in die lichte Woge der Schönheit, ein ganzes, großes, edles Volk besinnt sich heute auf das, was es ist! Es sieht mit glanzvollem Auge sich um im Erdensaal, und da es seinen Stuhl im Rate von andern besetzt findet, da hebt es langsam die Hand und legt sie auf die Stirn — es besinnt sich, und dann lächelt es — ein Erstaunen, welches zum Schrecken wird, geht durch den Saal: mein lieber Herr Knackstert, wer sind Sie, daß Sie es wagen, Ihre kleine Beschränktheit über dieses erhabene Sichbesinnen Ihres Volkes zu stellen? Die Nationen am Tische der Menschheit rücken verlegen flüsternd zusammen — es wird Platz und wir werden Platz nehmen, auch ohne Sie zu fragen, mein verehrter Herr! Ich sage Ihnen, wir werden uns setzen, und wir haben einen gewaltigen Hunger nach dem Fasten von so manchem Jahrhundert. Ich versichere Sie, wir werden das Versäumte nachholen!"

Dräumling

[1]) Es sei auch noch an den „Junker von Denow" erinnert.

Liebe und Ehe bei Wilhelm Raabe

Von Kurt Arnold Findeisen

„Hand in Hand, jeliebtes Leben, sagt die janze Naturjeschichte von vorne bis hinten."

Onkel Schönow aus Berlin

Zeigt ein fröhlich Gesicht, ihr Raabefreunde; steckt eure allersonntäglichste Miene auf, und holt meinetwegen auch ein gefühlvolles, erinnerungsseliges Seufzerlein aus dem Busen: Wir wollen von der Liebe reden, von der „naturgeschichtlichen" Liebe im allgemeinen und von der ehelichen Liebe im besonderen, von Minnesehnsucht und bräutlichen Herzensgeschäften, von Verlobung, Hochzeit und Kindtaufe, von Elternglück und Großvaterwonne, von der teuererkauften Junggesellenbeschaulichkeit und dem Altjungfernfrieden. Von der Liebe Lust wollen wir reden und (wir können's nicht verhehlen, obwohl wir euch um ein heiter Gesicht baten) von der Liebe Leid. Aber wir wollen das alles nicht herausgreifen aus dem bunten Gewühl rings um uns her auf unsrer guten Planetenfläche, auch nicht aus unsrer eigenen ersten, rosenrotschimmernden Periode, sondern wir wollen die lebenstrotzende Sintflut-Arche unseres großen Meisters aufschließen und mit Gottvater vom Ararat und mit Heinrich Schaumann alias Stopfkuchen von der weißen Schanze zu den Insassen sprechen: Geht aus dem Kasten! Dann werden sie herauswimmeln, Männlein und Weiblein, Paar um Paar; und wir werden in liebe, vertraute Gesichter blicken, und vielleicht wird es uns dann und wann sein, als wandelten wir selbst an uns vorüber. —

Streut dunkelrote Rosen auf den Weg; windet Guirlanden aus euren schönsten Gefühlen und bekränzt eure Herzen, ihr Raabefreunde; denn sie kommen gegangen, die Menschen Wilhelm Raabes, die sich in signo amoris et matrimonii gefunden oder wenigstens berührt, die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen, und eine sanfte Musik klingt vor ihnen her, — con amore.

Da ist das neubackene, glückversunken lächelnde Ehepaar Gustav und Elise Berg aus der Sperlingsgasse, das seine Hochzeitsreise nach Italien anzutreten im Begriffe ist. Zu ihrer Rechten geht gerührt und zufrieden Herr Johannes Wachholder, der alte Junggeselle, der seine Jugendliebe, Elisens Mutter, an den Freund hatte abtreten müssen, und auf der linken Seite schreitet Frau Helene Berg, deren Witwentränen sich im Blick auf die Kinder mit Freudentränen mischen. Der dicke Dr. Wimmer mit seiner rundlichen, fidelen Eheliebsten und den drei kleinen fetten Wimmerlein, die Großmutter Karsten, die Mann und Heldensöhne längst, längst

verlor, und die blasse Ballettänzerin, die tanzen mußte, während ihr vaterloses Kind daheim mit dem Tode rang, kommen hinterdrein.

Und wir werden nachdenklich: Im ersten Buche Wilhelm Raabes schon der ganze Zirkelkreis menschlicher Liebesgeschäfte, von der Wiege am Traualtar vorüber zum Sarg, ja zum fürchterlichsten aller Todesbetten, zum Kindersarg, vom Augenaufschlagen jubilierenden Minneglücks bis zum philosophischen Kopfschütteln der Entsagung, von der Sinnengier bis hinauf zur schaffenden Gewalt, die die ewige Liebe ist! Da sind sie alle schon, die Gestalten, die in des Meisters Büchern immer feiner umrissen und immer genialer modelliert (teilweise sogar auf goldene Heiligen-Gründe gelegt) so oft wiederkehren, das schöne, makellose Maidlein mit dem Kinderherzchen, die treue Mutter, die schicksalergebene Witwe, die erfahrene, märchenwissende Großmutter, der minnezitterliche Jüngling, der altruistische Hagestolz mit einem Stich ins Absonderliche. Es fehlt nicht der (bei Raabe oft etwas romanhafte) Lüstling und Verführer neben der Gefallenen und dem warm behüteten unehelichen Kinde. Sogar die resolute Ehegesponsin und der von seiner Frauen Hand sanft geleitete Haushaltungsvorstand werden schon angedeutet. Es fehlt nur noch die alte Base oder Tante mit der streitbaren Weltanschauung, der Redegewandheit und der unverbrauchten Mutterliebe neben dem (meist unverheirateten) humorvollen Grobian und Heimtücker mit dem goldenen Herzen. Die erstere stellt sich als Base Schlotterbeck im „Hungerpastor" ein, der letztere in der Gestalt des Privatdozenten Ostermeier schon in des Dichters zweitem Buch „Ein Frühling".

„Ein Frühling!" Steht dieser Dichtung die Liebe nicht gleich wie ein Lächeln im Titel? Und wirklich: Während in der „Chronik" die Liebe der Geschlechter nur zu einigen süßen Cantilenen im Dienste des großen Motivs: In omnibus caritas, verhilft, schlingt sie sich durch das Frühlingsbuch des Dichters als Leitmotiv. Wie die kichernde, spielerische Liebe der beiden Verlobten Georg Leiding und Klärchen Aldeck ernst und gehaltvoll wird, wird erzählt; und der Doktor Hagen, der einst seinen Bruder um einer Frau willen tötete, und die Sängerin Alida, die einer jäh auflodernden Liebe um der Kunst willen entsagen muß, gesellen sich zu ihnen, wie die schäkernden Liebesleute Ernst und Ännchen und der hilflos entfachte Commis Louis Schollenberger, der Ritter Toggenburg aus der Materialenwarenhandlung, der seine Gefühle wie seine Rosinen erfolglos ausbietet, bis sich eine ältliche, aber nicht unvermögliche Demoiselle in Sachen amoris seiner erbarmt.

Auch in des Dichters drittem Buch, in den „Kindern von Finkenrode", ist die Liebe das Thema der großangelegten Fuge. „Gedenke zu lieben! Gedenke geliebt zu werden!" schnarrt der Rabe des toten Oheims nicht umsonst.

„Schöner lächelt der Hain, silberner schwebt der Mond,
Und der ganze Olymp fleußt auf die Erd' herab,

Wenn die Liebe den Jüngling
Durch die einsamen Büsche führt",

steht nicht umsonst hinter dem Titelblatt! Liebe in allen Tonarten, vom strahlendsten Dur bis zum dunkelsten Moll, glückliche und unglückliche, gewährende und versagende, Liebeslist, Wahnsinn und verlorene Liebesmüh' füllen die Seiten dieses Buches. Wie eine neue ars amandi mutet es an; es lehrt: Zertritt der Minne Kreise nicht; nur die Liebe ist gebenedeit und dauerhaft, die in ihrem tiefsten Wesen zweisam ist! Darum muß der Schauspieler und Spiritusfabrikant Mietze die kapriziöse Sidonie doch schließlich erringen. Darum sind die Nester, die sich das Gundermannsche Ehepaar wie auch Konrad und Käthchen gebaut haben, so warm und weich. Darum muß der harmlose, aber noch unreife Max Bösenberg der stillen, innerlichen Cäcilie Willbrand entsagen und dem ihr wohlverwandten Pfarrer von Rulingen Platz machen. — Liebesseufzer und Liebesklagen, Liebesschwüre und Liebesüberschwänglichkeiten, Kindtaufsjubel und Säuglingsgeschrei, Vater-, Mutter- und Zweisiedlerglück, Junggesellen- und Einsiedlerunbehaglichkeit, all das sprengt fast den engen Raum dieser einzigartigen Dichtung; und die Geschichte von der alten Liebe des Gerichtsschreibers Willbrand und der Jungfrau Bremer und die Romanze von der unsäglich traurigen Sehnsuchtsfahrt Günther Wallingers, des Musikanten, durch die Welt an den Grabhügel seiner Anna Ludewig lassen uns nicht wieder los und bewegen unsere Herzen mit dem Zauberklang jenes zitternden Septakkords, zu dem nur die ganz großen Dichter die Noten wissen.

In der Sammlung kleiner Erzählungen, Skizzen und Reime „Halb Mähr, halb mehr" bringt die Erinnerung an die Jugendliebe einen alten verdrießlichen Hagestolz wieder auf den Weg zum Lachen, welches Rezept man den beiden verlassenen, trübseligen Junggesellen aus den „Weihnachtsgeistern" am liebsten auch verschreiben möchte. Der unbekannte sterbende Dichter — einer aus der Menge — und seine arme selbstlose Braut, die sich gegenseitig, um einander nicht noch mehr zu bekümmern, ihre Nöte und Ängste verbergen, spielen sich „eine wahrhaft göttliche Komödie" der Liebe vor. Das Schreiberlein Lorenz Scheibenhart muß um sein ungetreues Schätzel bitter Leid tragen, und der Student von Wittenberg muß gar sein jung Leben lassen um einer Dirne willen, die einen andern gern hat. Aber über all diesen Minnenwegen prangt doch das Wort: „Die Liebe ist schön im deutschen, treuen Vaterland, schöner als sonst auf Erden, was sie auch sagen mögen vom lustigen Frankreich, vom berühmten Italien, vom stolzen Hispanien!"

Die erste größere historische Dichtung Raabes, „Der heilige Born", enthält die entzückende Liebesgeschichte des Klaus Eckenbrecher und der Monika Fichtner, die ihre jungen Helden allen feindlichen Mächten zum Trotz im Sakrament der

heiligen Ehe zusammenführt und einige reizvolle Liebesbriefe, die durchaus nichts mit der minnetriefenden Epistel des Handlungsbeflissenen Schollenberger im „Frühling" zu tun haben, wie Vergißmeinnicht und Maßliebchen zum Strauße schenkt. Zwischen hinein läßt sie uns vor den sündigen Flammen des katholischen Vikars Festus und vor den züngelnden Leidenschaften, welche die schöne Zauberin, die dänische Fausta la Tedesca, in Männerherzen zu schüren versteht, erschaudern.

Die zweite größere historische Arbeit des Dichters „Nach dem großen Kriege", ist eine Geschichte in Briefen, von denen die meisten Liebesberichte sind: der Kollaborator Fritz Wolkenjäger erzählt seinem Freunde und Kampfgenossen, wie das schwermütige Ännchen von Rhoda seine liebe, heitere Braut und seine kleine Frau Oberlehrer ward und wie ihr kranker Geist sich befreite von der graubevererbten Fragelast düsterer, gewalttätiger, brünstiger contes d'amour.

„Unseres Herrgotts Kanzlei", die erste und einzige rein historische Dichtung Raabes, hat in der Durchführung des Liebesmotivs viel Ähnlichkeit mit dem „Heiligen Born". Auch hier müssen zwei Jugendgespielen, Markus Horn und Regina Lotther, die einander heimlich zugetan sind, durch all die Not der Zeit hindurchgehen, ehe sie sich (und auch das noch mitten in Kampf und Gefahr) verloben können. Auch hier versucht eine heißblütige Courtisane in den Gang der Dinge einzugreifen. Auch hier fordert die wildentfachte, ungezügelte Leidenschaft ihr Opfer, nur daß diesmal die Rache eines um sein Liebesglück Betrogenen mit im Spiele ist.

Aus den Novellen und Skizzen des „Verworrenen Lebens" blüht die rührende Märtyrerinnenliebe der kleinen treuen Marketenderin zum Junker von Denow heraus neben der Herzensnot Knispels um das arme, verführte Röschen in „Wer kann es wenden?" und, von den „Jubilationes und Tribulationes" des Schulmeisterleins Michel Haas ganz abgesehen, das Seelenbündnis der beiden Jungen in der „Alten Universität", das eine verjährte, aus Liebeswirren erwachsene Schuld auszugleichen berufen ist.

Unter dem Zeichen der Caritas der „Chronik" stehen dann wieder die „Leute aus dem Walde", die zuversichtlich über die Gassen weg nach den winkenden Sternen blicken, die Menschen um den Hungerpastor, die mit glänzenden Augen ins Licht der philosophischen Schusterkugel sinnen, die Kreuzträger aus „Abu Telfan", die mit feinen, feinen Ohren der trostvollen, beschwichtigenden Stimme der Katzenmühle lauschen, und die innerlichen Helden aus dem „Schüddерump", die das dumpfe, erbarmungslose Poltern des Todeskarrens in der Ferne verstehen und recht zu deuten wissen. Aus diesen Gemeinsamkeiten heraus finden sie sich zusammen; auf diesen zweisamen Wallfahrten und Pilgerzügen nach dem Lande des Ideals fassen sie einander bei den Händen, und die Musik — con amore —, von dem wir am Anfang redeten, singt vor ihnen her: „Findet euch, findet euch,

die ihr an Seele und Geist gleicher Herkunft seid, die ihr an dem ewigen Feuer des Ideals wacht, die ihr es weiter tragt zu künftigen Geschlechtern." Sie finden einander: Fritz Wolf und Eva Dornbluth, Robert Wolf und Helene Wienand, Fränzchen Götz und Hans Unwirrsch, Nikola von Einstein und Leonhard Hagebucher, Antonie Häußler und — der Chevalier von Glaubigern; sie finden einander in Sehnsucht und schmerzgeglühter Liebe, wenn auch nicht in all diesen Fällen das Duett der vermählten Seelen in einen Hochzeitsmarsch übergeht, sondern im letzten Falle sogar ins pure Gegenteil. Sie finden einander und können mit der edlen, freidurchgehenden Nikola frohlocken: „Wir besitzen beide das Bürgerrecht in einem Reiche, von welchem jenes Volk nichts weiß, und keine Macht soll es uns entreißen!" Und „jenes Volk", welches von diesem wundervollen Königreich wirklich nichts weiß und wissen will, welches nicht mitspinnen darf an dem herrlichen Netz der Wege, die die Seele zur Seele leiten, freit und läßt sich freien, wie die Tante Schnödler wohl einst der Onkel Schnödler, der Pantoffelheld, gefreit haben mag, und läuft wohl auch wieder auseinander, wie Julius Schminkert und Angelika Stibbe sich trennten. Bleiben die übrig, die auch wieder auseinander gehen müssen (ohne, daß sie sich übrigens nach außen hin „scheiden" zu lassen brauchen), nicht, weil sie beide nichts von der Provinz der gemeinsamen Innerlichkeiten und Herzensgeschäfte wußten, sondern weil nur eines darin Bürger zu sein berufen war und irrtümlich wähnte, das andere, unberufene, mit emporziehen zu können — Leonhard und die allzu praktische Serena Reihenschlager, Nikola und der Schurke Friedrich von Glimmern —, und die, welche aus demselben Grunde gar nicht erst gepaart werden: Antonie und der täppische Hennig von Lauen, Helene Wienand und der roué aimable Leon von Poppen. Bleiben die übrig, die, weniger tiefe, aber durchaus nicht wertlose Charaktere, auf eine der tausend nüchternen, gutbürgerlichen Musterdurchschnittsehen (mit gelegentlichen Höhenflugversuchen) zusteuern wie Serena und ihr Ferdinand, oder schon mitten in einer solchen drinsitzen wie Emma Wildberg und ihr Major, und die, welche nur noch im Witwenkleid der Erinnerung darin auf- und niedergehen wie (in der zweiten Hälfte des Buches) die Mutter des Mannes aus Tumurkieland. Und was ist der Rest? Eine bunte, seltsam gewürfelte Gruppe älterer Junggesellen und Jungferchen, die wie der Partikulier Mäuseler und Aurora Pogge scheinbar nur zum Ärger und zur Belustigung ihrer Zeitgenossen vorhanden sind, oder die aus einem mehr oder minder geklärten Lebensgefühl und Weltbild heraus in Nachsicht, Güte und Humor die Schritte anderer, jüngerer Menschen bewachen und lenken, umhürden und umhegen wie der Polizeischreiber und Gassenprediger Fiebiger, der Sternseher Ulex, das Freifräulein Juliane von Poppen, die Base von Schlotterbeck, der Onkel Grünebaum, der Leutnant Götz, der Vetter Wassertreter, der Schneidermeister Täubrich-Pascha, Hanne Allmann,

Jane Warwolf, Adelaide von Saint Trouin und der Ritter von Glaubigern. Und besonders gedacht werden muß noch — sehr im Gegensatz zu dem schurkischen Vater der unglücklichen Antonie — dreier Mütter, auf deren Scheiteln sich ein strahlend, ja, in den beiden letzten Fällen, fast ein überirdisch Licht sammelt: der resoluten Frau Adelhaid von Lauen, die ihren Sprößling fest, breit und kühl auf die materielle, nahrhafte Erde zu stellen bestrebt ist, „unserer lieben Frau von der Geduld" Claudine Fehleysen aus der Katzenmühle, die in Einsamkeit, Gram und eintönigem Schmerz ohne ein Wort der Klage ihres verschollenen Sohnes harrt und außerdem noch rings im Kreise mit linder Hand zu heilen vermag, „was Eisen und Feuer nicht heilen können", und der armen Wäscherin Christine Unwirrsch, die ihre letzten Kräfte darangibt, ihrem Jungen die Straße ins Wünscheland des toten, sehnsüchtigen Mannes, ins Land der Ideale zu ebnen und auf dem Sterbebette die große, durch Tränen lächelnde Weisheit findet: „Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe!"

Ehe wir nun weiter gehen, wollen wir noch dem Herrn Professor der vergleichenden (Sprach-) Wissenschaft Christian Georg Reihenschlager in Sachen unseres Themas Liebe und Ehe das Wort geben. Er äußert sich dem aus Abu Telfan Heimgekehrten gegenüber folgendermaßen:

„Ich heiratete, und jetzt will ich Ihnen in drei Worten alle Theorie und Praxis meines Ehestandes exponieren: 35 Jahre lang war ich links um die Ecke gebogen, und vom 29. September mittags 12 Uhr und 25 Minuten im 36. Lebensjahre bis zum Tode meiner guten Therese hatte ich rechtsum zu biegen. Forschen Sie in allen glücklichen und unglücklichen Ehen nach, und Sie werden überall denselben Angelpunkt finden und können sich an ihm halten. Ein Mal, nur ein einziges Mal versuchte ich es noch, links abzubiegen; aber ich ließ es bei diesem Versuche bewenden; alle angenehmen Stunden jedoch, welche ich in der Ehe verlebte, hab ich übrigens ihm zu verdanken; denn er lehrte mich erkennen, was der Mann der Frau schuldig ist und daß der Mann der Frau nicht wenig schuldig ist. — Meine Ansicht von den Weibern geht dahin, daß es zwei Arten derselben gibt, unverheiratete und verheiratete, im Verkehr mit welchen dem männlichen Menschen die höchste Vorsicht anzuempfehlen ist. Ich will gerade nicht sagen, daß der Herr den, welchen er lieb hat, dadurch am ärgsten züchtige, daß er ihn verliebt werden läßt oder gar ihm eine Frau gibt; aber ein gutes Mittel, einen seinen Herrgott erkennen zu lassen, ist es."

In allerhand bunte und kuriose Familienzimmer, Kinderstuben und Junggesellenklausen haben die bisher betrachteten Bücher Raabes hineinschauen lassen. Belehrende und belustigende Blicke gestatten in dieser Hinsicht auch die zwischen „Hungerpastor" und „Abu Telfan" entstandenen „Drei Federn": Wir sehen den Rektor Frühling

gähnend neben seinen langweiligen Brautpaaren sitzen und den bekehrten Menschen-, insonderheit Weiberhasser Hahnenberg neben der kleinen Ausreißerin Luise, und wir küssen (soweit wir männlich sind) der prachtvollen Frau Mathilde Sonntag die Hand, obwohl sie eben erst eine spitze Bemerkung in ihr Familienalbum gesetzt hat, die der Apostrophe des Herrn Professor Reihenschlager an Subjektivität nicht nachsteht:

„Es hat schon manchem Mann seine Frau das gesagt, was er von zwanzig Universitäten und Fakultäten nicht erfahren hätte; und eine richtige Frau weiß sich zu taxieren, und wenn sie's ihrem Herrn und Gebieter nicht merken läßt, so sollte er dankbar dafür sein und sich nicht überheben. Sie überheben sich aber alle, und eine arme Frau hat genug zu tun, bis sie wieder eine Form in die Sache bringt." — Wie in den großen Romanen, so werden auch in den meisten der gleichzeitig entstandenen kleinen Dichtungen Liebe und Ehe in den verschiedensten Beleuchtungen gezeigt: Die „Schwarze Galeere" erzählt von einer waffenumrasselten, aber triumphierenden Liebe, das „letzte Recht" von einer geängstigten, der ebenfalls noch in erfreulicher Weise ihr letztes Recht wird. Die arme Jemima vom Prager Judenkirchhof (Holunderblüte) und der glücklich-unglückliche junge Pfarrer von Wallrode im Elend (Else von der Tanne) werden durch die Liebe erhoben und stark und reif gemacht für den Tod, nicht denselben, der die Herzensbündnisse der Liebenden in „Sankt Thomas" und „Im Siegeskranze" sinnlos zerreißt; und die Hämelschen Kinder gehen durch die Rache eines Verschmähten zugrunde. Noch im Tode führt der freigeistige Kurator Gedelöcke seine böse, engherzige Ehegesponsin hinters Licht, wie — die Mamsell Hornborstel die heiratslustigen Junggesellen der „Gänse von Bützow" mit dem Husarenleutnant hintergeht.

Im „Dräumling" verloben sich zwei im Zeichen Schillers, des Sängers der Freiheit und der Frauen, nachdem der Bräutigam die Braut aus den böswilligen Schlingen beschränktesten Philistertums befreit hat.

Das tolle Capriccio „Christoph Pechlin" nennt sich eine internationale Liebesgeschichte. Das entspricht ganz dem scherzhaft-ironisch-satirischen Grundton der Dichtung; denn international ist sie nur insofern, als er ein biederer Schwabe, sie eine weniger harmlose Engländerin ist; eine Liebesgeschichte im hergebrachten Sinne stellt sie eigentlich noch weniger dar, da sie für eine schöne deutsche Neigung gar kein Organ hat und er schon aus diesem Grunde um jeden Preis wieder von ihr loszukommen sucht. Dazu verhilft ihm schließlich mittelbar der verflossene Amoroso der Dame, während das befreundete Ehepaar Rippgen mit dem weiblichen Übergewicht zu allem einen ergötzlichen Chorus bildet.

Im „Deutschen Mondschein" klagt einer das vollwangige, „poesietriefende" Nachtgestirn im Hinblick auf sein doppeltes Hauskreuz als Ehekuppler an. In der „Geschichte eines schwülen Tags oder Theklas Erbschaft", die mit den

beiden vorangehenden den humoristischen Unterton gemeinsam hat, besinnen sich zwei infolge äußeren Mißgeschicks auf die innerlichen Werte ihrer Ehe.

In dem unsterblichen Gedicht von „Des Reiches Krone" bringt der tapfere Ritter Michel Groland aus dem Kampfe um das bedrängte Reichskleinod seiner Braut nur die Krone mit heim, von der es im „Schüdderump" heißt: „Eine wirkliche Krone kann nur eine Dornenkrone sein," aber in den Händen der Mechtilde Grossin wird daraus die Krone der ewigen Liebe, die wir über den Menschen dieser Blätter schon einige Male blitzen sahen. Die vornehme Patrizierin läßt alles hinter sich, was früher war, pflegt den aussätzigen Geliebten bis ans Ende und wird die Mutter der Sondersiechen. Mit den Worten: „Die Erde ist für uns beide untergegangen; aber wir beide — du und ich — sind doch gerettet. Du stößest mich nicht von dir! Du verbirgst dich nicht mehr vor deiner Braut, vor deinem Weibe," tritt sie zu ihm ins Elend. „Die Liebe ist langmütig und freundlich, sie suchet nicht das Ihre, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles," steht unter ihrem unverlöschbaren Bilde.

Wie weit ist's doch von dieser Heiligen, die im Garten ihres Herzens Passionsblumen und brennende Liebe zieht, zu der Gertrud Tofote im „Meister Autor", die die edelsten Gärten dieser Erde gleichmütig hinter sich versinken läßt, und wie nahe verwandt ist sie im Grunde mit den Männern und Frauen, die sich, zwar schon durchtränkt von dem Geist einer Zeit, die das Wort „sozial" geboren, in Mitleid und Erbarmen zu einem anderen Mühseligen und Beladenen, dem entlaufenen Sträfling Horacker, neigen, als da sind: der wackere Pastor von Gansewinkel und seine Eheliebste, der heitere letzte Konrektor Eckerbusch und der warmherzige Kollege Windwebel! Und wenn wir uns von der selteneren altruistischen Liebe zurückwenden zu der Allerweltsschwester, der Liebe zwischen Mann und Weib, die sich durch die rechte Ehe hindurch zur Vater- und Mutterliebe emporzuläutern berufen ist, was für prächtige Gestalten schenkt uns da dieses Sommerbuch! Es seien nur genannt: das treue Lottchen Achterhang und das zitternde, verweinte Mütterchen des aus dem Korrigendenhause „von wegen der Liebe" Durchgegangenen, das reizende Frauchen des Zeichenlehrers, das aus Angst um den Gatten fast auslöscht, und die praktische, erfahrene Konrektorin, die sich um den ihrigen weniger sorgt, dafür aber einem schnöden, egoistischen Junggesellen den Kopf wäscht.

Als ein Wahngebilde der furchtsamen Gansewinkler, als ein Spuk am hellen, lichten Sommertag hat sich der fürchterliche Räuber und Mörder Horacker entpuppt. Als ein Irrgarten der Liebe, indem es nicht nur im Hochsommer spukt, stellt sich uns unser Dasein nach der tollen Farce „Vom alten Proteus" dar, aber wir finden uns noch einmal aus dem wunderlichen Park heraus, lachen und freuen uns, daß es nur ein Spuk war, der unser Sommerbehagen an der Welt als Blumen-

idyll störte. Das sommerliche Eheidyll der jungen Müllersleute an der Innerste wird durch die rach- und eifersüchtige rote Doris freilich ernsthafter (aber glücklicherweise ebenfalls nur vorübergehend) gestört. Das durch Meinungsverschiedenheiten der Väter getrübte Liebesverhältnis der jungen Leute in „Eulenpfingsten" dagegen stellt die Tante Lina Nebelung, die vor vielen Jahren auch einmal unglücklich verlobt gewesen ist, mit sicher zugreifender Hand wieder her. Sie ist eine ebenso großartige alte Jungfer wie die schöne, jüdische Frau Salome eine interessante Witwe ist, und wie jener die Welt unzähliger Wirkungsmöglichkeiten voll scheint, weiß diese, die den großen Ekel vor vielen Erdendingen in sich trägt, mit ihren mancherlei liebenswürdigen Talenten nicht recht wohin. So fügt es der kluge Scholten gut (und die Umstände unterstützen ihn), daß sie sich der kleinen Eilicke mütterlich annimmt, der sehnsüchtigen kleinen Eilicke, die von ihrem unglücklichen Vater, dem wildgenialen Bildhauer Gurrian, ebenso vernachlässigt wird wie die Tochter des sammelwütigen Regierungsrats Wunnigel aus Königsberg von dem ihrigen. Aber auch diese findet Trost, und zwar in der ärztlichen Pflege und in den Armen des biederen Doktors Weylandt, während sich ihr Erzeuger vor einer in übereiltem Sammeleifer erworbenen zweiten Lebensgefährtin nicht anders zu retten weiß, als daß er zu dem phantastischen Eigenbrödler Brüggemann ins Bett kriecht.

Im „Deutschen Adel" lernen wir eine „wundervolle alte Mama" kennen, zu derem beneidenswertem Temperament sich der Sohn in einem originellen Liebesbriefe bekennt. „Welch ein Glück ist es doch, daß wir beide, du und ich, zu allen unseren Erlebnissen und Erfahrungen die nötige Phantasie, und zwar in der Richtung auf das Sonnige hin, auf die Welt mitgebracht haben." Außer seiner Mama liebt er noch die vortreffliche Natalie, die sich durch Klavierunterricht tapfer durch die Tage hilft wie die redliche Rosine im „Lar", die ihr auch darin ähnelt, daß sie schließlich einem ebenso braven und humorbegabten Burschen die Hand zum Bunde reicht.

In den unvergleichlich poesievollen „Alten Nestern", über denen die Heimatliebe und die rückwärtsgewandte Sehnsucht bebende Hände falten, finden sich die, welche „von Gottes- und Rechtswegen" zueinander gehören, erst nach vielen Irrungen und Wirrungen, Anfechtungen und — Läuterungen zusammen. Dann sind wir aber lange im Zweifel, ob der trotzige Ewald und die stolze Irene oder die scheue Eva und der weltüberlegene, schwerfällige Träumer Just, ob das erste oder das zweite Paar wohl die blütenvollere Liebe mit hinübernimmt aus dem Gestern ins Morgen, bis wir schließlich dem zweiten den Preis zuerkennen müssen.

Von der Süßigkeit des Ineinanderfließens vermählter Seelen hat die Frau Rittmeister Grünhage (Horn von Wanza) in der Zeit ihrer ehelichen Gefangenschaft nicht viel gespürt, wohl aber hat sie sich in dem langwierigen Kleinkrieg mit ihrem angetrauten

Raufbold und Brummbären behauptet und (was mehr sagen will) innerlich befestigt und vertieft.

In einem steten Widerstreit mit seinem giftigen Ehepart befindet sich ebenfalls der Besitzer der Villa Schönow aus Berlin, bis er (hier ist es also der männliche Teil) sich endgültig durchsetzt, ja schließlich auf der ganzen Linie den Sieg gewinnt. Obwohl ihm die Verhältnisse behilflich sind, geschieht das im letzten Grunde doch allein durch seine über alle Zweifel erhabene Herzensgüte, die sich in geradezu vorbildlicher, rührender Art an den hilflos verliebten Kindern seiner toten Freunde erweist.

Wie Schönow leidet auch der ehemalige Zahlmeister des Kaisers von Mexiko, Joseph Tiefenbacher (Prinzessin Fisch), an seiner „besseren Hälfte", bis sie ihm eines Tages echappiert, nachdem sie im Kopfe des halbwüchsigen Buben Theodor vom Kuhstieg zu Ilmental allerlei Unheil angerichtet.

Wie dieser unerfahrene Knabe muß der gescheite, weitgereiste Professor der Staatswissenschaften Veit von Bielow, einer der unruhigen Gäste aus dem Säkulum, die nach dem vermeintlichen Frauenideal ausgestreckten Hände sinken lassen, freilich im durchaus entgegengesetzten Sinn; denn während die „Prinzessin Fisch" der Erstlingsopfergaben eines Kinderherzens nicht würdig ist, ist der Gast aus dem Säkulum, aus der Zeitlichkeit, nur wert, neben dem angebeteten Mädchen, der frommen Schwester des einsamen Pfarrers Hahnemeyer im öden Gebirgsdorf, — begraben zu werden. Lebend muß er zurück in den Strudel der Welt und eine der Vielzuvielen heiraten. Über der einstigen Pflegerin und Lehrerin der kleinen Kinder in der Idiotenanstalt zu Schmerzhausen, über Phoebe Hahnemeyer aber schwebt unsichtbar-sichtbar wie über ihrer Schwester Mechtilde Grossin die Muttergotteskrone der ewigen Jungfrauschaft, der Strahlenkranz der Liebe, die kein Ende hat.

Im Zeichen der Liebe, die „nimmer aufhört", stehen ebenfalls Peter Uhusen im „Alten Eisen" und der Pate Schnarrwergk im „Lar". Jener erbarmt sich, obwohl er vom traurigen Sterbebette seiner Frau kommt, neben der Witwe Cruse der verlassenen Kleinen seiner einstigen Gespielin, dieser, ein über alle Maßen bärbeißiger Einspänner, verhilft dem Sohne seiner ersten und einzigen Flamme zu Wohlstand und zum Besitz des geliebten Mädchens. Er vor allem ist's, der die „Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte" „Der Lar" zu dem macht, was sie nach der drolligen Titelblattnotiz sein möchte, zu einem Buch, „in welchem sie sich kriegen".

Auch Heinrich Schaumann, genannt Stopfkuchen, und Valentine, die verwilderte, verstörte Tochter des Bauern Quakatz, der unschuldig im Verdachte eines Mordes steht, kriegen sich, wenn Stopfkuchen auch lange hartnäckig vor der roten Schanze hat liegen müssen, ehe es ihm gelungen ist, Tochter und Vater aus Menschenhaß

Raabe und seine Enkelkinder
nach einer Photographie von Fritz Limmer 1910

und Verbitterung ein wenig herauszulocken. Die Stärke seines Gefühls für das unglückliche Mädchen wird dadurch gekennzeichnet, daß er sich's zur Lebensaufgabe macht, den Unschuldigen des Mordverdachts zu entkleiden, was ihm auch gelingt, und daß er, als er schließlich, just beim Begräbnis seines wieder ehrlich gemachten Schwiegervaters, den wirklichen Mörder entdeckt, dies seiner Frau erst auf Umwegen zu Ohren kommen läßt, um nicht ihre mühsam verharschten Wunden jäh wieder aufzureißen.

Es kriegen sich ebenfalls Wilhelm Gutmann und Klotilde Blume (*Gutmanns Reisen*) und Evchen Kleynkauer und Eberhard Meyer (*Kloster Lugau*), obwohl die Eltern beider Mädchen ihren Töchtern andere Ehegatten vorbestimmt hatten. Im letzteren Falle ist es besonders die famose Tante Kennesicalle, die den von Oberkonsistorialrat Kleynkauer und Gemahlin begünstigten Bewerber als niedrigen Spekulanten und Intriganten entlarvt und kurzerhand mittels einer Ohrfeige aus dem Wege befördert. Es ist dies dieselbe Tante, die auch an der glücklichen Vereinigung Franz Herbergers und Laura Warburgs nicht unbeteiligt ist und die, trotz ihrer „Keplerhöhe" im Garten bei sotaner ehenvermittelnder Veranlagung mit Wilhelm Raabe wohl übereingestimmt haben würde in seiner originellen, aber bestimmten Ablehnung der Frauenemanzipation: „Damen erheben sich über ihre Schwestern auf Erden am besten nur so weit, als Esel und Tragsessel reichen; studieren sie aber kurz geschoren in Zürich, so mögen sie meinetwegen auch in Männerhosen den Montblanc erklettern: Esel sind die, welche sie sich wieder herunterholen, und mögen dann auch unbeschadet ihres häuslichen Glückes für das politische Stimmrecht ihrer Weiber reden, schreiben und drucken lassen — es kommt wirklich nichts darauf an für uns andere — es geht gottlob fürs erste nur sie allein was an."

Das reife, schwere Buch „*Die Akten des Vogelsangs*" ist das Buch der spezifisch Raabischen Liebe, die ihre herbe niedersächsische Art nicht verleugnen kann. Velten Andres und Helene Trotzendorff sind ihrem geheimsten Wesen zufolge für einander bestimmt. Das fühlen sie wie Sonne und Wind. Die Fittichschläge ihrer verschwisterten Seelen streben einander zu; in *einem* Rhythmus ängstet und sehnt sich der Pendelschlag ihrer Herzen, aber ihr Mund weiß nichts davon, und ihre Augen hüten und hehlen das Geheimnis, als wäre es unrecht Gut. So gehen sie stolz und trotzig an sich vorüber. Sagt doch Helene geradezu: „Ich hätte mir lieber die Zunge abgebissen, als ganz wahr davon gesprochen, wie ich mir mein Lebensglück dachte." Ihre Sehnsüchte suchen einander, stoßen aus wie wilde Vögel und kehren immer wieder heim ohne das Ölblatt von Noahs Taube. Und als sie endlich, nach Jahren, Jahren, Jahren, spät wie Fritz Wolf und Eva Dornbluth, sehr spät wie Ewald Sixtus und Irene Everstein, zu spät noch zusammenkommen, kann

die Witwe des Dollarmillionärs dem gescheiterten, gefühlvoll-gefühllosen Abenteurer nur die Hand unter das sterbende, teure Haupt legen.

In „Hastenbeck", dem letzten zu Lebzeiten des Dichters erschienenen Buche, schauen wir noch einmal mitten in eine typische Raabische Ehe hinein: Da ist der Hausvater Ehrn Gottlieb Holtnicker, „auf der glatten Stirn die Heiterkeit derer, so auf Erden ihr Behagen festzuhalten verstehen, wie auch der Krieg um sie her wüte, — selbst der häusliche." Da ist die Hausmutter, „die für uns das alte Wort, daß man von den besten ihrer Art am wenigsten reden hört, vollkommen zu Schanden macht." Da ist das liebliche Bienchen von Boffzen, einst „vater- und mutterlos dem kinderlosen Pfarrhause aus Gottes Wunderwagen herausgefallen, vor die Füße gerollt und bei ihm weicher gebettet als sonst manch ein eheleiblich Töchterlein". Dieses Bienchen liebt, sehr gegen den Willen der Pflegemutter, den jungen Porzellanmaler Palo Wille, entflieht mit ihm und rettet sich ihn mit Hilfe der großartigen Lebensinvalidin vom Landwehrturm vor den Gewalttaten der Zeit. Aus dem schlichten, süßen Kinde wird eine Heldin der Liebe, deren Heroismus nur der tapfere Pastor von Derental, für den es eigentlich bestimmt war, erreicht, als er die Flüchtigen mit zusammengebissenen Zähnen und heißumschnürtem Herzen in seinem eigenen Hause traut. Aber im Sonnenschein, mit Kinderjubel um die Kniee der merkwürdigen „Großmutter" Wackerhahn vom alten Wartturm endet dies Buch. In seltsamem Gegensatz zu dem Schübderump, der durch so manche Liebesgeschichte Raabes polterte, bringt hier der „Wunderwagen Gottes" Herzen zu Herzen.

In dem nachgelassenen Werke des Dichters, dem Fragment „Altershausen", wird dann der bedeutsame Zirkel vollkommen. Durchschauert und gefürstet von der Kraft der ewigen Liebe, die schon in dem ersten Werke die schaffende Gewalt war, erbarmt sich Minchen Ahrens des armseligen Blödsinnigen in des Medizinalrat Feyerabend Kinderheimat und Morgenland. — „Und die Liebe ist die größeste unter ihnen!" So schließt das letzte Werk mit einem jauchzenden Siegeston die Symphonie: In

Liebesweben — Goldzauberkreise.

Die Arche ist leer. Es war eine lange Karawane, die an uns vorbei nach dem Mekka der Liebe pilgerte, und wir wissen schon, daß nicht alle Waller begnadet heimkehrten. Halten wir nun noch einmal Rückschau; registrieren wir noch, was wir vorhin bei der Fülle der Gesichte übersehen mußten:

In allen Abstufungen, in allen Situationen des irdischen Liebeswesens, von der Liebesraserei bis zur Konvenienzehe und zum zertrümmerten Herd, sahen wir die Menschen Wilhelm Raabes; wir sahen sie schmachten, werben, freien, beieinander wohnen; wir priesen mit dem Dichter die glücklich, „denen Herz-Dame aus den Karten herausfällt und die damit das Spiel gewinnen"; wir begeisterten uns mit

dem Pfarrherrn von Ganſewinkel: „Wem Gott ein braves und kluges Weib beſchert, der iſt gepflanzt wie ein Baum an den Waſſerbächen", und murmelten dazu mit dem Konrektor Eckerbuſch: „Manchmal auch wie eine Mühle —." Und doch haben wir ſie noch nicht alle in unſeren Akten!

Da ſind noch Liebende von der biederen Treue der unverdorbenen Kinder des Volkes (Ludwig Tellering und Marie Heil — Die Leute aus dem Walde, Schelze und Wieſchen — Das Odfeld, Börries und Dortchen — Haſtenbeck) und ſolche aus den ſogenannten beſten Kreiſen, die wie die ſchöne Leonie des Beaux, die Phoebeſchweſter (Die Akten des Vogelſangs) frühzeitig reſignieren müſſen. Da ſind noch Bräute, die um den toten Bräutigam trauern (Thekla Overhaus — Das Horn von Wanza) oder wohl gar, des Liebſten beraubt, verkümmern (Ludowike — Im Siegeskranze), und ſolche, die ſich über den Tod des Liebhabers zu tröſten wiſſen (Selinde Fegebanck — Das Odfeld). Da ſind noch leichtſinnige, unglückliche Dirnen und Frauen (Rotkäppchen — Im alten Eiſen, Henriette Trublet, Kleophea Götz — Der Hungerpaſtor) neben Töchtern, die mit ihren Vätern ihre liebe Not haben (Natalie Ferrari — Deutſcher Adel, Albertine Lippoldes — Pfiſters Mühle), und Frauen, die an ihren Männern leiden (Hermine Wolke — Wer kann es wenden, die Heyligerin, die Mutter der Laurentia — Das letzte Recht) neben Ehemännern, die zu ſelbſtändige Weiberchen beſitzen (Rippgen — Chriſtoph Pechlin, Achtermann — Deutſcher Adel, Löhnefinke — Deutſcher Mondſchein). Da ſind noch Väter und Mütter, die im Blick auf ihre Söhne und Töchter „auf alle elterliche Gartenkultur verzichten" zu müſſen glauben (Ludolf Horn — Unſeres Herrgotts Kanzlei, Steuerinſpektor Hagebucher — Abu Telfan, Bußemann ſen. und Ackermann — Deutſcher Adel), neben ſolchen, die gar an ihren Kindern brennendes Weh erleben müſſen (Thomas Erdener, der Vater der Kindesmörderin — Fabian und Sebaſtian, die Karſtens — Chronik, Irene Everſtein — Alte Neſter, Erdwine Hegewiſch — Im alten Eiſen). Da ſind noch köſtliche, kritiſche alte Jungfern, berufene Kindermuhmen und verklärte Überwinderinnen (Mademoiſelle Martin, Jule Grote, Julie Kiebitz, Dorette Kriſteller, Riekchen Schellenbaum) neben „wirklich guten Junggeſellen, nachſichtig-gelaſſen-ſtillen Lächlern und humanen Geiſtern, die trotz Liebesverzicht und Reſignation für ihre verlorenen Jugendliebſten und deren Kinder lebenslang noch — vorhanden ſind (Homilius, Spörenwagen). Da ſind noch Schwiegerväter und Schwiegermütter, Onkel und Tanten, Paten und Patinnen, Vettern, Stiefgeſchwiſter und Couſinen —. Wir wollen ſchließen, nachdem wir noch aus der Menge der ſchönſten Liebesſzenen des überreichen Dichters zwei herausgefiſcht haben: Gerhard und Wittchen, die ratloſen Seelchen, auf der Bank des toten Siegers von Beaune la Rolande in der dunklen Sommernacht (Villa Schönow) und Wilhelm und Klotilde, während der „ſüßen, ſüßen, wonnigen" erſten Generalverſammlung

des deutschen Nationalvereins zu Koburg, auf der Bank im Park der Ehrenburg unter dem blauen Sonnenschirm (Gutmanns Reisen). —

Liebe und Ehe bei Wilhelm Raabe: Die Liebe der Geschlechter, die morgenfrisch, neuartig, verheißungsvoll opalisierend an das Individuum herantritt, behandelt unser Dichter nicht anders, als er im Getriebe des Werktags alle Unbeteiligten tun, nämlich als durchaus nichts Neues und Außerordentliches. Seine Liebe, das hat schon W. Brandes nachgewiesen, ist meist eine Jugendliebe mit dem hellsten Licht auf der femininen Seite; sie ist (in wohltuendem Gegensatz zu dem herrschenden Modus der meisten Romanschriftsteller) gar nicht erotisch und nur in den Werken der ersten Periode hier und da rein lyrisch. Und obwohl er den Chronisten der „Gänse von Bützow" seufzen läßt: „Die Ehe, matrimonium, conjugium, connubium, ist ein viel heimtückischeres Land als die schöne Halbinsel Italien", kennt er doch nichts Heiligeres als eine harmonische deutsche Ehe und Familie (er war selbst glücklich verheiratet), wo Mann und Weib in einer Liebe eines Geistes sind, und die teuren Züge seines eigenen Mütterchens, das er einem Freunde gegenüber einmal als „eines der lichtgeborenen Joviskinder" charakterisierte, erkennen wir in den Porträts jener unsagbar feinen „alten Damen", wie Velten Andres sagen würde, in den Bildern der Frauen und Mütter seiner besten Bücher wieder.

„Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe." Dieses schon vorher angeführte Wort der sterbenden Wäscherin Christine Unwirrsch kennzeichnet deutlich Raabes Stellung zur Liebe der Geschlechter. Ihm ist die Frau Hüterin des germanischen Familienideals, Gesellin, Trösterin, Helferin des in die Weite wirkenden und strebenden Mannes, Gebärerin und Erzieherin deutscher Kinder; die modernen Eheprobleme sind für ihn nicht vorhanden. So steht er auch durchaus auf dem alten Sittenkodex, war er doch einer der „großen Ethiker der christlichen Welt". —

Wir schließen. Nicht mehr einen Rosenstrauß, sondern einen Immortellenkranz halten wir in Händen, nachdem wir in allen Werken des Dichters der Liebe nachgegangen; denn es hat sich gezeigt, und das ist das Schönste, daß die Liebe zwischen Mann und Weib bei ihm immer deutlicher zur Handlangerin der ewigen Liebe wird.

Von der Mutter

Was man von der Mutter hat, das sitzt fest und läßt sich nicht ausreden, das behält man, und es ist auch gut so, denn jeder Keim der sittlichen Fortentwicklung des Menschengeschlechts liegt darin verborgen.

Nach dem großen Kriege

Raabe im Jahre 1870

BRIEFE

Wilhelm Raabe an Ludwig Rellstab

Mitgeteilt von Wilhelm Brandes

Geehrter Herr!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre hübsche Empfehlung der Chronik der Sperlingsgasse in der Vossischen Zeitung vom 29. Oktober[1]). Ich habe das Blatt erst kürzlich zu Gesicht bekommen und bin außerdem noch einige Tage mit mir zu Rate gegangen, ob ein Brief wirklich nothwendig und „an der Stelle" sei, da ich mir denke, welche Unmasse von Briefen . . . . . Allein Ihre herzlichen Worte: „ich wollte, sein Name stände im Wohnungsanzeiger, daß ich ihn besuchen könnte" sprechen dafür und bitte ich Sie diesen Brief als eine mehr oder weniger gelegen kommende Visite anzusehen.

Ich habe dies Büchlein als ein Student im vorletzten Sommer in Berlin geschrieben und das Lokale so ziemlich treu beibehalten; die bunten Figuren und Figürchen des kleinen Theaters aber selbst geschaffen und sollen einige bedeutend lobenswürdiger als ihr theurer Erzeuger selbst sein. Seien Sie dabei versichert, geehrtester Herr, daß mir die „hohe und höchste Verwandtschaft" durchaus nicht zu Kopfe gestiegen ist — ich weiß recht gut, daß der ganze Werth des Büchleins nur

---

[1]) Anlaß zu diesem Briefe war die Besprechung des angesehenen Berliner Kritikers Ludwig Rellstab in der „Vossischen Zeitung" vom 29. Oktober 1856 (also vier Wochen nach Erscheinen des Buches). Sie lautet: „Wir verlassen das Theater und ziehen in die Sperlingsgasse, eine Wohnung, die ich dem Leser von ganzem Herzen und von ganzer Seele empfehlen will. Chronik der Sperlingsgasse nennt sich ein gleichfalls in obiger Verlagsbuchhandlung (Stage) herausgegebenes Büchlein von Jakob Corvinus. Ein reizendes Buch, warm wie die Märzensonne, die uns über die Blumenbretter ins Fenster schaut, heiter wie der Frühlingshimmel, doch zugleich sinnvoll ernst, mild melancholisch wie ein Herbstsonnenuntergang. Der Dicher hat eine angesehene Verwandtschaft, z. B. mit dem dänischen Andersen, ja in einem entfernten Grade mit einem der höchsten Verwandten, den es in der Literatenfamilie gibt, mit Jean Paul. Bei alledem hat er vollständig sein eigenes Haus und Hof und lebt nicht von seinen Verwandten. Zieht denn, ihr Leser, in die Sperlingsgasse! Mein Wohnungsanzeiger kennt sie nicht, und doch glaube ich sie zu kennen in unserer eigenen Vaterstadt. Ihr werdet die beste Nachbarschaft finden, lustige, tolle, zarte, schöne, kernhafte, gesunde, sehr Kranke. Ihr werdet lächeln, lachen, vielleicht auch eine Träne vergießen! Immer aber innerlich erwärmt, oft erhoben sein. — Ob Jakob Corvinus, der Autor, von Matthias stammt, weiß ich nicht; aber er ist mir lieber. Ich wollte nur, sein Name stände im Wohnungsanzeiger, daß ich ihn besuchen könnte, doch ich habe ihn so vergeblich gesucht wie die Sperlingsgasse." (Nach dem Abdruck bei H. A. Krüger „der junge Raabe", Leipzig 1911 S. 44/45.) — Der Brief Raabes findet sich im Entwurf in seiner Korrespondenz. Der unvollendete Satz Zeile 6 ist etwa zu ergänzen: welche Unmasse von Briefen Sie lesen müßten, wenn jeder, von dem Sie ein Buch besprochen haben, an Sie schreiben wollte. —

in einer gewissen Frische und Unmittelbarkeit der Anschauung, die auch beim ersten Blick gefällt, besteht. [Doch] habe ich das Gefühl, als könne ich Bücher solcher Art, vielleicht auch bessere noch viele und vielerlei zu Tage fördern: Jesus Sirach würde sprechen: „Ich bin wie der Vollmond und habe noch viel zu sagen", deshalb nehme ich Ihre Empfehlung, geehrtester Herr, als die Erste für ein gutes Omen und danke Ihnen nochmals dafür.

Hochachtungsvoll

Wolfenbüttel, 14. Nov. 1856 Wilh. Raabe

Wilhelm Raabe an Thaddäus Lau

Mitgeteilt von Wilhelm Brandes

Hochgeehrter Herr!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut. Ich lebe hier von allem literarischen Verkehr so ziemlich abgeschnitten und ist mir daher jedes freundliche Zeichen aus der Ferne um so erfrischender und ermunternder.

Gern stelle ich Ihnen mein Dasein zu einer biographischen Skizze zur Disposition; nur ist darüber leider — oder gottlob? — wenig zu sagen.

Ich bin am 8. September 1831 zu Eschershausen im Weserkreis des Herzogtums Braunschweig geboren nnd erhielt meine erste Erziehung in den Volksschulen und auf dem Gymnasium zu Holzminden und Stadtoldendorf, an welchem letzteren Orte mein Vater 1845 als Justizamtmann starb. Auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel lernte ich wenig mehr als Zeichnen und Deutsch schreiben und wurde 1849 nach Magdeburg geschickt, daselbst den Buchhandel zu lernen. Der Versuch mißlang vollständig und fast wäre ich daran zu Grunde gegangen, wenn ich mich nicht durch einen kühnen Sprung gerettet hätte. Krank kam ich nach Hause zurück, warf mich nun aber mit großem Eifer auf die Studien und konnte 1854 nach Berlin zur Universität gehen, wo ich bis 1856 blieb. Eine ziemliche Menge sehr verworrenen Wissens hatte ich im Hirn zusammengehäuft, jetzt konnte ich Ordnung darein bringen und that es nach Kräften. Ohne Bekannte und Freunde in der großen Stadt war ich vollständig auf mich selbst beschränkt und bildete mir in dem Getümmel eine eigene Welt. Im Sommer 1855 schrieb ich meine „Chronik der Sperlingsgasse", welche 1857 im Druck erschien. Das Buch ist jedenfalls so zu sagen eine pathologische Merkwürdigkeit; — Trauerspiele und Gedichte habe ich vorher weder gemacht noch verbrannt und mich somit vor manchen Sünden bewahrt, die andere junge Poeten mit der Feder und Tinte begehen.

Das kleine Werk erhielt mehr Beifall, als es verdient, und so konnte ich nach meiner Rückkehr von der Universität im Jahre 1857 das Buch „Ein Frühling"

schreiben. Davon erschien 1859 zu Rotterdam unter dem Titel „Een lenteleven“ eine holländische Übersetzung.

1858 schrieb ich die „Kinder von Finkenrode“, 1859—60 den „heiligen Born“, — 1860 das Buch „Nach dem großen Kriege“, meine letzte Arbeit.

Dazwischen erschienen, meistens in den Westermannschen Monatsheften die Novellen, Skizzen usw.: Der Weg zum Lachen, — Der Student von Wittenberg — Weihnachtsgeister — Lorenz Scheibenhart — Einer aus der Menge — Die alte Universität — Der Junker von Denow — Aus dem Lebensbuche des Schulmeisterleins Michel Haas — Wer kann es wenden? — Die beiden Dichtungen: Königseid und der Kreuzgang — Ein Geheimniß, Lebensbild aus den Tagen Ludwigs XIV. — Die schwarze Helene — Auf dunklem Grunde. —

Gegenwärtig lebe ich in Wolfenbüttel als Schriftsteller, habe mich verlobt und beschäftige mich mit neuen Arbeiten. Was ich von meinen Schriften selbst noch besitze, sende ich Ihnen hierbei; glauben Sie mir, verehrter Herr, Niemand ist mehr als ich von der Unzulänglichkeit dessen, was ich bis jetzt geschaffen habe, überzeugt[1]).

Mit dem besten Gruß

Ihr ganz ergebener

Wolfenbüttel, den 23. Mai 1861 Wilh. Raabe

An Wilhelm Kosch

Der Empfänger der Briefe teilt folgendes mit:

Die im Septemberheft 1911 in „Westermanns Monatsheften“ veröffentlichten „Erinnerungen an Wilhelm Raabe“ fanden soviel Beachtung, daß ich nunmehr die diesen zugrundeliegenden Briefe des Dichters um weitere vermehrt vollinhaltlich zum Abdruck bringe.

1904 ging meine Prager Studentenzeit zu Ende. Die Tschechen durchstürmten tobend wieder einmal Straßen und Plätze der alten Universitätsstadt, um dem Deutschtum daselbst den Garaus zu machen. In einem kleinen am Bodensee erscheinenden

---

[1]) Diese erste Selbstbiographie Raabes ist die Antwort auf eine Bitte des damals in Ottweiler lebenden Literaten Thaddäus Lau vom 20. Mai um biographisches Material zu einem Artikel, den er über R. (wie über andere Autoren) zu schreiben beabsichtigte. Lau dankt für Brief und Sendung unter dem 31. Mai, bittet aber um Erweiterung der biographischen Mitteilungen, namentlich hinsichtlich seines Entwicklungsganges, auch seiner Familienverhältnisse, weil er gern ein recht fertiges Bild geben wolle. Auch diesem Wunsche hat Raabe unter dem 7. Juni entsprochen, aber leider von seinem Briefe kein Konzept behalten. Lau hat das gesamte Material dann ziemlich oberflächlich verarbeitet in der biographischen Skizze, die in Über Land und Meer Bd. IX (Nr. 25 und 26 von 1863) erschienen ist. (Auszüge daraus bei H. A. Krüger S. 58 und in Nr. 3 der Mitteilungen der Gesellschaft der Freunde W. Raabes von 1911 S. 41 ff.)

Blatt hatte ich inzwischen eine Würdigung Raabes veröffentlicht und diese mit ein paar jugendlich begeisterten Zeilen dem berühmten Meister in Braunschweig zugesandt. Zu meiner freudigen Überraschung bekam ich bald hernach folgenden Brief:

Braunschweig, 13. März 1904

Mein lieber Herr Kosch!

Ich danke Ihnen für den ernsten und guten Brief, den Sie mir geschrieben haben, und die Hand, die Sie mir aus dem grade jetzt wider gegen Uns so Wut- und Giftgeifernden Prag reichen, nehme ich und halte sie gern fest!

Sie haben Recht: es ist mir ziemlich schwer gemacht worden, „den Widerstand der stumpfen Welt" zu besiegen (wie wenig weiß und will der Deutsche was deutsch ist) und aus Ihrem Österreich ist mir kaum je etwas zugekommen, was mir hätte die Gewißheit geben können, daß meine Lebensarbeit dort nicht ganz vergebens gewesen sei. So hat mir denn auch Ihr Aufsatz im „Vorarlberger Volksblatt" wohl getan und ich habe mich seiner gefreut.

Im Jahre 1869 habe ich in Bregenz mit Frau und zwei jungen Kindern schöne Sommertage verlebt; von daher ist mir das alte Brigantium immer in freundlicher Erinnerung geblieben, und ich habe auch den Stoff zu einer meiner besseren Erzählungen, zu dem „Marsch nach Hause" dort gefunden. —

Es wird mich freuen, von Ihnen später mal wieder zu hören.

Mit dem aufrichtigsten Wunsch für ehrenvollsten Erfolg im philosophischen Doktorexamen und eben so guten Wünschen für den übrigen Lebensweg Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Infolge dieser aufmunternden Zeilen faßte ich den Entschluß, Raabes Beziehungen zu Österreich zu behandeln und da die von Alfred Freiherrn von Berger und Karl Glossy eben begründete Zeitschrift „Österreichische Rundschau" wohl auf Veranlassung meines Lehrers August Sauer mich zur Mitarbeit einlud, wollte ich an dieser Stelle meinen Plan verwirklichen. Dazu schrieb mir Raabe:

Braunschweig, 13. September 1904

Hochgeehrter Herr Doktor!

Es freut mich aufrichtig, daß mir in Ihnen solch ein eifriger getreuer Bannerträger im deutschen Österreich erstanden ist; und da ich wahrscheinlich in einigen Tagen nach Rendsburg verreise, wohin mein einer Schwiegersohn als Oberstabsarzt versetzt worden ist, so beantworte ich Ihren Brief eingehend.

Zu Ihrem Aufsatz für die „Österreichische Rundschau" kann ich Ihnen nur mitteilen, daß ich 1859 während des Krieges einige Zeit in Wien gewesen bin und eines Tags, aus dem Esterhazykeller in die heiße Junisonne heraufsteigend, die

Stadt in Bestürzung über Magenta sah. Die Straßenbilder von damals stehen mir heute noch deutlich vor der Seele. Zu Hause schloß ich mich dann dem Nationalverein an und war 1860 mit in Koburg zu seiner Konstituierung. Daraus sind dann „Gutmanns Reisen" geworden.

Von Wien fuhr ich die Donau hinauf nach Linz, war am Traunsee, in Ischl und am Hallstätter See, woher ich mir die„ Keltischen Knochen" holte, welche wundersame Geschichte Sie im zweiten Bande meiner „Gesammelten Erzählungen" finden werden. Als ich mich dann 34 Jahre später Anno 1893 auf dem Rudolfsturm noch einmal nach den alten Gebeinen umsah, sagte man mir, man habe sämtliche Museen Europas damit versorgt und jetzt das Nachgraben eingestellt. —

Das ist das Hauptsächliche, was ich Ihnen zu meinem „Verhältnis zu Österreich", so weit es meine Schriften angeht, mitteilen kann. —

Nun noch schönen Dank für den Aufsatz in dem Liter. Beiblatt zum „Mährisch-Schlesischen Korrespondenten", der mir sehr gut gefallen hat. Ein kleiner Irrtum ist Ihnen dabei begegnet, daß Sie sagen, die Chronik der Sperlingsgasse sei vor fünfzig Jahren erschienen. Ich habe nur im November 1854 meine literarische Laufbahn begonnen, indem ich das kleine Buch zu schreiben anfing.

Von höchstem Interesse ist mir der „kleine Exkurs" am Schlusse Ihres Aufsatzes gewesen. Ich besuche kein Theater mehr und habe das Drama auch als Buch nicht gelesen; so war mir der von Ihnen aufgedeckte Sachverhalt eine ganze Neuigkeit.

Sie haben vollkommen Recht! Heißen müßte es:

Der Zapfenstreich. Ein Trauerspiel von Franz Adam Beyerlein. Nach dem Roman Abu Telfan von Wilhelm Raabe. —

Das Ding verdiente wirklich ein wenig mehr der Öffentlichkeit übergeben zu werden.

Mit den treuesten Wünschen für Ihren ferneren Lebensweg

Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Sollten Sie mir noch einmal etwas zu sagen haben, so schreiben Sie mir immer nach Braunschweig. Meine Korrespondenzen werden mir stets nachgesendet. —

Als ich in „Westermanns Monatsheften" auf Raabes Äußerung über Beyerleins „Zapfenstreich" hingewiesen hatte, fühlte sich dieser des Plagiats beschuldigt und schrieb sehr erregte Repliken, die ich im Novemberheft 1911 der eben erwähnten Zeitschrift als unbegründete Ausgeburten überhitzter Phantasie zurückweisen konnte. Jener Artikel im „Mährisch-Schlesischen Korrespondenten" vom 9. September 1904 nämlich ist weit davon entfernt den erfolgreichen Verfasser des „Zapfenstreichs" auch nur im Entferntesten des „literarischen Diebstahls" zu bezichtigen. Die fragliche Stelle lautet wortgetreu:

Und nun zum Schluß ein kleiner Exkurs! Im Abu Telfan steht eine interessante Geschichte, die heutzutage sehr aktuell ist. Ein modernes Drama hält sich um dessentwillen noch immer auf dem Repertoire. Beidemal liebt ein junger Soldat die Tochter eines Unteroffiziers mit dem vollen Einverständnis ihres Verfassers; beidemal wird der Soldat versetzt, indes ein sauberer Herr Offizier das Mädchen betört; beidemal fällt der Geliebte des entehrten Mädchens den Verführer, seinen Vorgesetzten, mit der Dienstwaffe an; beidemal endet die Tragödie, indem der Vater die Rache übernimmt. Das betreffende Kapitel (21.), in dem die Vorgeschichte des Schlußaktes erzählt wird, schließt bei Raabe mit den bezeichnenden Worten: „Der Leutnant Kind, der wird in den Geduld den letzten Zapfenstreich erwarten. Das Leben ist ein ekel Ding für einen Menschen, der nichts mehr vor der Hand hat, der das Alte abtat und nichts Neues mehr vornehmen kann".

In der Folge befragte ich Raabe, ob meine Liste seiner österreichischen Erzählungen vollständig sei. Eine Ansichtskarte aus Rendsburg vom 19. September 1904 (Gerhardstraße 22) brachte die lakonische Botschaft: Aus örtlicher Anschauung (Prag) noch „Hollunderblüte". Gesammelte Erzählungen, Band I. — Geschrieben 1863. „Keltische Knochen", geschrieben Mai 1864.

Im November 1904 erschien mein Aufsatz „Wilhelm Raabe und Österreich" in der „Österr. Rundschau". Raabe übersandte mir am 2. Dezember d. J. die „Braunschweigischen Anzeigen" vom 1. d. M., die eine Notiz darüber enthielten, und schrieb: Sie ersehen aus der Beilage, daß die Blume, die Sie in die „Österreichische Rundschau" gepflanzt haben, bereits gefiederten Samen entsendet. Ich habe mich Ihres Aufsatzes sehr gefreut und durchaus keine kritischen Bemerkungen zu machen. Bei Gelegenheit sehen Sie sich mal die Geschichte „Im alten Eisen" an. Darin finden Sie gleichfalls ein hübsches Stück Wienerisches Leben.

Erhalten Sie mir Ihre Teilnahme! Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Leben und Ihre Bestrebungen zum Besten unseres deutschen Volkes Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Der Aufsatz ist jetzt bequem in meiner Sammlung „Menschen und Bücher" (Leipzig, Dyk 1912) nachzulesen.

Am Weihnachtsabend 1904 starb meine Mutter. Trostreich erschien mir da Raabes teilnahmsvolles Schreiben:

Braunschweig, 28. Dezember 1904

Mein armer lieber Dr. Kosch!

Mein herzliches Beileid spreche ich Ihnen und den Ihrigen zu der Nachricht vom Tode Ihrer Mutter aus. Es ist doch die Mutter, welche wir uns in der Jugend am liebsten als Begleiterin bei unseren Lebenserfolgen gegenwärtig wünschen, sie,

deren Herz, am lautesten bei unseren kleinen und größeren Triumphen, vom ersten Schritt an bis zum Doktor der Weltweisheit — „vor Freude singt"!

Nun muß und wird es Ihnen schon ein Trost sein, daß die Gute Sie doch noch eine schöne Strecke hat aufwärts steigen sehen.

Ihr

Wilh. Raabe

1905 trat ich in die Redaktion der Prager Monatsschrift „Deutsche Arbeit" ein und bat Raabe um einen kleinen Beitrag. Ich bekam einen Korb:

Braunschweig, 13. Februar 1905

Hochgeehrter Herr Doktor!

Besten Dank für die freundliche Aufforderung zur Mitarbeit; aber leider bin ich jetzt als „Schriftsteller" völlig a. D! — Das Alter ist über mich gekommen, und fünfzig Jahre des Schaffens sind, meine ich, für alle liebenswürdigen Ansprüche an einen Menschen, genug.

Von dem gesandten schönen Heft habe ich mit Vergnügen Kenntnis genommen und wünsche der „Deutschen Arbeit" in Böhmen aus ganzem Herzen beste Erfolge.

Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Im August 1905 war ich während einer Reise nach Dänemark zum erstenmal in Braunschweig und besuchte natürlich Raabe. Als ich, heimgekehrt, ihm dankte, schrieb er zurück:

Braunschweig, 4. September 1905

Mein lieber Herr Dr. Kosch!

Es freut mich sehr, daß Ihre Fahrt durch den deutschen Norden so völlig zu Ihrer Zufriedenheit ausgefallen ist und unserem großen Vaterland einen tapfern treuen Sohn mehr gewonnen hat.

Für Ihren Besuch habe ich zu danken. Wiederholen Sie ihn mir ja bald. Da ich demnächst ins fünfundsiebzigste Jahr eintrete, drängt die Zeit doch ein wenig. Mich länger hier im Erdenwirrwarr aufzuhalten, als sein muß, ist wenig Anlaß vorhanden. — Das Glas, welches Sie auf meinem Tische fanden, hatte mir einige Stunden vor Ihrem Besuch ein Freund, Oberlehrer Dr. Adler von der Latina der Frankeschen Stiftung in Halle, mitgebracht. Er hatte es in meinem Geburtsort meinem Geburtshause gegenüber gekauft. Ich werde mich erkundigen, ob es hier in Braunschweig auch zu haben ist und Ihnen auf Ihren Wunsch bei Gelegenheit Nachricht darüber geben.

Daß Ihnen die „Gesammelten Erzählungen" behagen, ist mir sehr erfreulich. Das Publikum läßt natürlich nur den ersten Band gelten, den zweiten sieht's schon schief an, vom dritten und vierten will es nichts wissen. Dasselbe Verhältnis, in das es sich zu meiner ganzen übrigen Lebensarbeit stellt! —

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohlergehen,

Ihr sehr ergebener
Wilh. Raabe

Ich bereitete mich um diese Zeit bereits auf meine akademische Laufbahn vor und gedachte im Sommer 1907 als Privatdozent in Prag über Raabe zu lesen. Dies zum Verständnis des folgenden Briefes:

Braunschweig, 29. Dezember 1905

Mein lieber Herr Dr. Kosch!

Haben Sie Dank für Ihren so freundlichen und inhaltsreichen Weihnachts- und Neujahrsbrief! Hoffentlich reicht meine Lebensdauer noch in den Sommer 1907 hinein, so daß ich mich persönlich der Ausführung Ihres ehrenvollen Vorsatzes erfreuen kann. Wissen kann man das im fünfundsiebzigsten nicht mehr so leichtlich; aber wie dem auch sei: Sie haben mir Freude gemacht durch Ihre Mitteilung. — Auch daß Sie im nächsten Sommer Braunschweig auf der Reise berühren werden, ist vortrefflich. Wir können dann vielleicht zusammen auf die Suche nach dem kuriosen Glase gehen. Leider ist mir die Sache bis jetzt gänzlich aus dem Gedächtnis gekommen. Jedenfalls werde ich aber jetzt noch einmal eine Umfrage danach in meiner Bekanntschaft halten.

Daß Sie trotz der bänglichen Zeiten mit einem leichten und frohen Herzen ins neue Jahr hinübergehen mögen, ist der aufrichtige Wunsch

Ihres ergebenen
Wilh. Raabe

Der nächste Brief hat folgenden Wortlaut:

Braunschweig, 28. Juni 1906

Lieber Herr Dr. Kosch!

Es war eine freundliche Botschaft, die mir Ihr Brief nach Braunschweig brachte. Ein paar Tage früher hätte er mich in Rendsburg getroffen, wo wir einige Wochen bei unseren Kindern und Enkeln zu Besuch waren.

Wenn ich noch am Leben bin, finden Sie mich jedenfalls in diesem Sommer hier am Ort. Unsere Kymane, vier von der Eider, werden ihre Ferien dies Jahr hier bei uns verbringen.

Möge Ihren Habilitierungs- und Vorlesungsplänen alles Glück blühen! Doch darüber mündlich bei unserem Zusammensein im August!

Mit freundlichsten Grüßen Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Inzwischen begannen die Verhandlungen wegen meiner Berufung nach Freiburg in der Schweiz. Aus der geplanten Reise wurde zunächst nichts. Ich kam erst Ende Dezember 1906 nach Braunschweig. Im Sommersemester 1907 hielt ich im Germanistischen Seminar zu Freiburg Übungen an Raabe ab, vornehmlich an „Horacker". Es waren dies die ersten auf akademischem Boden. Die später erwähnte Arbeit über die „Hollunderblüte" von Marie Speyer aus Luxemburg reifte damals. Dagegen gedieh die im nächsten Brief gemeinte Doktordissertation über „Raabe und Dickens" zu keinem Abschluß. Der Kandidat Adolf Schirmer aus Duderstadt im Eichsfeld, der, von Richard Schaukel in die Literatur eingeführt, bei Müller in München ein hübsches Buch „Gedichte" herausgegeben hatte, verlor sich eines Tags, ohne je wieder aufzutauchen. Der Schluß des Briefes bezieht sich auf eine mündliche Äußerung Raabes, er habe versucht jeden Sterbenden zu individualisieren, gewiß würde dereinst ein Doktorand darüber schreiben, wie er die Leute in seinen Erzählungen verscheiden lasse. Der Brief lautet:

Braunschweig, 14. Mai 1907

Verehrter und lieber Herr Professor!

Schönen Dank für die selbstverständlich mir höchst interessanten Mitteilungen aus Ihrem germanistischen Seminar! Das hätte sich der alte fidele Weser-Rektor auch nicht träumen lassen, daß dermaleinst seine Solling-Abenteuer in Freiburg in der Schweiz zur Menschenbildung so zerpflückt werden würden. Mögen sie jedenfalls dem Lehrer wie den Schülern recht viele helle freundliche Stunden bereiten!

Dem jungen mutigen Doktoranden wünsche ich natürlich bei seinem Thema besten Erfolg; — es ließe sich freilich Allerlei darüber sagen. Sie, geehrter Herr und Freund, geben mir wohl seinerzeit gütigst Nachricht über den Ausfall des Unternehmens. —

Die Nachricht von Adolf Sterns raschem Tode kam uns hier wie der Blitz aus heiterm Himmel. Ich vor allem hatte Grund, seinen Hingang zu betrauern: er war ja der Raabe-Redner am 8. September 1901 im hiesigen Rathaussaal, und alles, was sich nachher an den Tag anschloß, blieb wahrlich licht und freundlich in der Erinnerung haften! Noch ganz kurze Zeit vor seinem Tode bekam ich von ihm und Freund Hans Hoffmann, der in Prag eine Vorlesung über mich gehalten hatte, eine sehr vergnügliche Postkarte aus nächtlicher Stunde. Das sanfte Scheiden dürfen wir dem treuen Mann wohl gönnen! — —

Nun von Adolf Sterns Tod zu dem „Tod bei W. R.!", worauf Sie mich in Ihrem letzten Brief heranholen. Da bezieht sich mein zufällig Wort vom 30. Dezember 1906 doch wohl mehr auf die Schilderung des Sterbens in meinen Schriften als auf meinen philosophischen oder philosophierenden Lebensgang. In dieser Hinsicht kann ich Ihnen nur sagen, daß ich, als ich im Jahre 1854 die disjekten Membren meiner Weltkenntnis mehr in ein übersichtliches Ganzes zusammenzubringen suchte, dort alles noch den Hegelianern gehörte. Die Diadochen hatten ja eben erst den Mantel Alexanders geteilt — unter sich geteilt, d. h. die Herausgabe seiner sämtlichen Werke bewerkstelligt. So sind zuerst die Hotho, Michelet, Märcker und wie sie alle heißen, meine Lehrer geworden.

Der Name Schopenhauer ist erst zehn Jahre später zu mir gelangt, wie das auch Brandes in seiner Monographie mitteilt. — — —

Erhalten Sie mir ja Ihre schöne Teilnahme! Mit herzlichem Gruß

Ihr

Wilh. Raabe

Im Juni d. J. befragte ich Raabe nach der historischen Quelle für seine „Schwarze Galeere" und bekam auf einer Karte die gewünschte Auskunft:

Braunschweig, 17. Juni 1907

Geehrter Herr Professor!

Karl Curths, Der niederländische Revolutionskrieg. Leipzig 1823 bei Fr. Chr. Vogel. Eine Fortsetzung der Schillerschen Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. — — Schönen Dank für den eben zu mir gelangenden Sonderabdruck aus „Deutsche Arbeit!"

Mit freundlichem Gruß Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Jener Sonderabdruck war eine Rezension der von Raabe beeinflußten oder doch mit dessen „Erzählungen" verwandten Novellensammlung „Reif im Frühling" von J. J. Horschick.

Nach längerer Pause folgte wieder ein Brief:

Braunschweig, 7. Mai 1908

Hochgeehrter Herr Professor!

Besten Dank für die erfreuliche Mitteilung über den schönen, auch mich mitbetreffenden Erfolg Ihrer Seminarübungen! Daß die Beschäftigung mit meiner Lebensarbeit Ihnen immer noch Befriedigung gewährt und Freude macht, freut mich sehr. Erhalten Sie mir ja diese Teilnahme. —

Ihrer jungen Luxemburgerin meinen besten Segen zu ihrer Arbeit; aber wenn es irgend möglich ist, behalten Sie die Sache fernerhin in der Hand, und senden Sie mir die Handschrift nicht zu! Was Manuskripte betrifft, so fangen meine siebenundsiebzig Lebensjahre bedenklich zu zählen an: die Augen nehmen ab und die Müdigkeit nimmt zu, letztere besonders in literarischen Dingen. —

Die Dissertation Ihres hannöverschen Studenten schickt er mir wohl, wann sie gedruckt ist. Solche Ehren werden mir jetzt häufiger zuteil. Neulich noch konnte ich mich über das Osterprogramm des Stettiner Stadtgymnasiums freuen. Das Hauptstück handelte von „W. R.'s Weltanschauung" von Oberlehrer Dr. Iltz. —

Daß ich Ihren Brief erst heute beantworte, müssen Sie entschuldigen. Zu Ostern hatte ich das Haus voll. Meine Rendsburger Familie war zum Feste gekommen, — der älteste Junge, ein zwölfjähriger Tertianer, natürlich mit frischherausgeschnittenem Blinddarm. Nun, Gottlob, die Sache ist verlaufen und Eltern und Großeltern von viel Sorge und Angst befreit. —

Führt Sie Ihr Lebensweg nicht noch einmal nach dem deutschen Norden? Den armen Schönaich-Carolath finden Sie schon nicht mehr. Aber das da ist wirklich eine Erlösung gewesen! —

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr ergebenster
Wilh. Raabe

Auf eine Anfrage bezieht sich eine Karte:

Braunschweig, 13. Mai 1908

Hochgeehrter Herr Professor!

Die „Hollunderblüte" ist gegen Ende 1862 geschrieben und 1863 in der Zeitschrift „Über Land und Meer" abgedruckt worden. Veränderungen wurden an den verschiedenen Neudrucken nicht vorgenommen; — mit freundlichstem Gruß, auch an Ihr Auditorium

Ihr ergebenster
Wilh. Raabe

Im Herbst 1908 erschien die Abhandlung „Raabes Hollunderblüte" von Marie Speyer als 1. Heft der von mir herausgegebenen Sammlung „Deutsche Quellen und Studien" bei Habbel in Regensburg. Raabe dankte bewegten Herzens:

Braunschweig, 4. Oktober 1908

Verehrter und lieber Herr Professor!

Haben Sie zunächst Dank für Ihren freundlichen Geburtstagsgruß; aber sodann auch für die Zusendung der schönen Festgabe Ihrer liebenswürdigen Luxemburger Schülerin.

Die Schrift Fräulein Marie Speyers hat mir rechte Freude gemacht. Das ist ja die erste wirkliche Doktorschrift, die über den alten Raabe das Licht erblickt, und ich bitte Sie, der jungen Dame so rasch als möglich meinen aufrichtigen Dank für den erfolgreichen Eifer auszusprechen, mit dem sie sich der Begutachtung jener „Erinnerung aus dem Hause des Lebens" gewidmet hat.

Das hat sich die „Hollunderblüte" im November des Jahres 1862 wahrlich nicht träumen lassen, daß sie im Jahre 1908 zu solcher Ehrung erhoben werden würde. —

Zu den erfreulichen Nachrichten Ihres Briefes gehört natürlich auch die Ankündigung Ihres demnächstigen Besuchs in Braunschweig. Sie treffen mich nicht nur bei Herbst, sondern auch immer noch Leonhardstraße 29a, I! Also auf baldiges frohes Wiedersehen, — mit herzlichem Gruß

Ihr treuergebener

Wilh. Raabe

Mich beschäftigte um jene Zeit die Herausgabe von Eichendorffs „Tagebüchern", auf die Raabe im folgenden Brief zu sprechen kommt:

Braunschweig, 16. November 1908

Lieber Herr Professor!

Ich kann nun auch schon sagen: „Immer etwas Neues (und Angenehmes) aus Freiburg im Uechtlande!" Schönen Dank habe ich Ihnen jetzt wieder für Ihren Aufsatz „Literatur und Volkskunde" in der „Deutschen Literaturzeitung" vom 7. d. M. zu sagen; das Zitat aus dem „Hungerpastor" macht sich darin zu Professor Sauers Aufstellungen recht gut.

In die Eichendorffschen „Tagebücher" habe ich mich nach Möglichkeit zu finden gesucht. In welch eine wunderliche, ungeschlachte, ja brutale Welt führen einen diese Blätter mit den Tagesaufzeichnungen des späteren großen Romantikers! Von Vaterlandssinn, Verpflichtungen gegen das eigene Volkstum keine Spur. Der Rhein natürlich des deutschen Volkes Grenze — gegenüber das „schimmernde Frankreich". Und dieser Jubel, endlich auch mal den Fuß in die fremdländische Herrlichkeit setzen zu dürfen und zwar zu Speyer: „Nun standen wir denn zum ersten Male auf französischem Boden." — Man sieht aus diesem Buche wieder so recht, was für ein Segen der erste Napoleon für uns gewesen ist. — —

Vorgestern habe ich nun auch mit einem liebenswürdigen Begleitschreiben von Ihrer prächtigen Schülerin ihre „Studie" über die „Hollunderblüte" erhalten. Mit Bewunderung und Rührung bin ich der jungen Dame auf ihrem Wege durch die

kleine, mir jetzt so fern abliegende Dichtung gefolgt: so bald als möglich werde ich Fräulein Marie Speyer darüber schreiben. Sagen Sie ihr fürs Erste meinen herzlichsten Gruß! — —

Was wird uns Deutschen der heutige Tag in Kiel auf dem Kreuzer „Deutschland" zuwege bringen? Da fletscht uns wahrlich mal wieder die Weltgeschichte die Zähne zu! —

In Treue Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Das Zitat in obigem Brief bezieht sich auf Eichendorffs Heidelberger Zeit. Erst die Freiheitskriege machten ihn wie die meisten Jünglinge jener Tage zum deutschnationalen Mann.

Der merkwürdige Satz am Schluß des Briefes zeigt, welch starken Anteil Raabe an der Zeitgeschichte nahm. Die Novembertage des Jahres 1908 waren nämlich voll höchster politischer Erregung wegen jener Veröffentlichung des „Daily Telegraph", die im deutschen Reich eine so scharfe Kritik an dem „persönlichen" Regiment des Kaisers hervorrief. Für den 16. November war eine entscheidende Unterredung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bülow in Kiel angesetzt, die aber infolge des plötzlichen Todes des Grafen von Hülsen-Haeseler abbestellt wurde und erst am 17. November in Potsdam stattfand.

Wohl der literarisch bedeutsamste Brief, den ich von Raabe erhalten habe, ist sein vorletzter: Ich hatte den Dichter vorher um sein Verhältnis zum neueren englischen Roman befragt.

Braunschweig, 27. Februar 1909

Hochgeehrter Herr Professor!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihren letzten Brief erst heute beantworte. Ich hatte aber für zwei Druckereien die Korrektur von drei Neudrucken zu besorgen und dazu mußte ich einem Münchener Maler zu einem lebensgroßen Bildnis für hiesiges „Vaterländisches Museum" sitzen.

Was nun Ihre Anfrage betrifft, so kann ich darauf nur erwidern, daß ich Romane von Kindesbeinen an gelesen habe, doch nie des Studiums (auch im spätesten Lebensalter), sondern nur der Unterhaltung und des Behagens wegen. Meine Eltern waren natürlich in der Leihbibliothek und einem Journalzirkel abonniert, und so habe ich schon als 10—11jähriger Junge die „Geheimnisse von Paris" und den „Ewigen Juden" mit schauderndem Entzücken genossen. Nachher war mir alles recht, was mir in die Hände fiel, W. Scott, Dumas der Ältere und was im Deutschen in den Dreißigerjahren noch ziemlich neu lag, Hauff, E. A. Th. Hoffmann usw. — na, Alles! die englischen Autoren natürlich auch; speziell mit

ihnen habe ich mich aber erst in Magdeburg beschäftigt, besonders mit Thackeray. Dem zu liebe habe ich dort englisch gelernt und Pendennis ist das einzige Buch der Art gewesen, welches ich mir damals käuflich erwarb. Der junge werdende Autor darin reizte mich eben schon. — —

Daß Sie in Braunschweig stets herzlich willkommen sind, wissen Sie. Gestern hatten wir Karl Spitteler hier. Auch ihm schien es in unserm Kreise zu behagen. „Das ist ja grade so, als säße ich mal wieder an Gottfried Kellers Tisch", meinte er einmal. —

An Frl. Speyer meinen herzlichen Gruß und zum demnächstigen Doktor der Philosophie aufrichtigen Glückwunsch!

In alter Treue Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Herrn Hermann Anders Krügers Buch erscheint nicht. —

Soweit die Nachschrift. Krügers wertvolle Monographie „Der junge Raabe, Jugendjahre und Erstlingswerke" ist in der Tat erst 1911 in Buchform erschienen.

Zu Weihnacht 1909 hatte ich einen Raabe-Aufsatz in der Wiener „Ostdeutschen Rundschau" erscheinen lassen. Meine Hoffnung, demnächst nach Österreich zurückkehren zu können, erfüllte sich damals nicht. Darauf bezieht sich der Schluß des hier angefügten Briefes, von dem ich nicht wußte, daß es Raabes Abschiedsgruß an mich sei:

Braunschweig, 10. Januar 1910

Hochverehrter Herr und Freund!

Vorerst herzlichen Gruß und beste Wünsche zum Jahreswechsel! Möge 1910 Ihnen Alles bringen, was Sie von 1909 vergebens ersehnt und erstrebt haben! —

Hoffentlich haben Sie die Festtage in Behagen verlebt: wir leider nicht. Eine alte Schwester von mir (76 Jahre) wurde am zweiten Weihnachtstage bei uns schwer herzkrank, und jetzt haben wir sie nach dem Marienstift bringen müssen. In der Privatwohnung und Pflege konnten wir ihr nicht leisten, was zur Überwindung oder Linderung dieses Leidens nötig. —

Doch genug von dem tagtäglichen Menschenschicksal! Schönen Dank für den so wohlwollenden feinen Aufsatz in der Wiener „Ostdeutschen Rundschau". Es war in allem häuslichen Jammer doch wieder ein Zeichen, daß man seine Lebensarbeit durch Gute und Böse getan hatte und daß sie fortwirkt.

Das alte „Hüh und Hott" werden Sie sich also wohl noch ein Weilchen gefallen lassen müssen? Nun, der Herr wird Sie davon seinerzeit erlösen: ich will

nur wünschen, daß Ihnen dann das heimatliche Flügelkleid nicht ebensoviel Molesten machen wird wie jetzo der „schwere Panzer" der Fremde.

Mit den treuesten Wünschen für Ihren weiteren Lebensweg

Ihr

Wilh. Raabe

An Adolf Glaser, Freiburg i. B.

„Wilhelm Raabe schrieb mir diesen Brief", so sagt uns Adolf Glaser, „bei Gelegenheit meines achtzigsten Geburtstages, der am 15. Dezember 1909 begangen und damals von Dr. Düsel in den Westermannschen Monatsheften sehr wohlwollend besprochen wurde. — Im Jahre 1856 war ich von Herrn George Westermann, dem Großvater des jetzigen Chefs des Hauses, nach Braunschweig berufen worden. Ich traf dort im Juli ein und im Oktober erschien das erste Heft der damals neuen und zugleich ersten deutschen Monatsschrift. Raabe lebte in Wolfenbüttel bei seiner Mutter. Die „Chronik der Sperlingsgasse" war erschienen, von einem Teil der literarischen Welt warm begrüßt, vom Publikum wenig beachtet. Eben war sein zweiter Roman „Ein Frühling" im Feuilleton der im Vieweg'schen Verlage in Braunschweig erscheinenden „Deutschen Reichszeitung" erschienen. Der Redakteur der Reichszeitung, Reinhard Otto, machte mich mit Raabe im Sommer 1857 bekannt. Ich besuchte diesen dann in Wolfenbüttel und lernte seine hochachtbare, kluge und reichgebildete Mutter, den damals von schwerer Krankheit genesenden Bruder Heinrich und die Schwester Emilie kennen. Von da an entwickelte sich ein lebhafter literarischer und persönlicher Verkehr. Auf dem Weghause zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig — schon zu Lessings Zeit bekannt — trafen wir uns allwöchentlich. Gewöhnlich geleitete ich den Freund, häufig in Begleitung einiger seiner Bekannten, nach Wolfenbüttel, blieb sehr oft noch einige Abendstunden im Raabeschen Familienkreise und kehrte mit der Eisenbahn nach Braunschweig zurück. — Im November 1857 erschien die Novelle „Der Student von Wittenberg" unter dem Pseudonym Jacob Corvinus im dritten Bande der Monatshefte. Im nächsten Band kam „Lorenz Scheibenhart", Ein Lebensbild aus ernster Zeit. Im fünften Bande erschien zuerst „Die alte Universität" und dann „Der Junker von Denow". Es waren lauter kostbare Kleinodien und schon damals war zu erkennen, daß sich eine begeisterte, wenn auch nicht sehr zahlreiche Raabe-Gemeinde bildete. Die Monatshefte waren stolz auf diese ganz aparte poetische Erscheinung. Bis dahin hatte sich der Dichter Jacob Corvinus genannt. Im Bande VII Dezember 1859 bei der Novelle „Wer kann es wenden?" gab er zuerst seinen wahren Namen Wilhelm Raabe mit dem Zusatze unter Klammern (Jacob Cor-

vinus). — In demselben Bande erschienen auch zwei größere Dichtungen von ihm in Balladenform, die fast verschollen sind: sie waren betitelt „Königseid" und „Der Kreuzgang". Sie stehen im Februar-Hefte von Westermanns Monatsheften vom Jahre 1860.

„Meine freundschaftlichen Beziehungen zu Raabe und den Seinigen blieben ungestört. Er verlobte sich dann mit Fräulein Bertha Leiste. Der Hochzeit wohnte ich als Trauzeuge bei. Das junge Paar reiste sofort nach Stuttgart, wo sie sich häuslich niederließen und wo Raabe mit dem gerade damals dort recht zahlreichen Schriftstellerkreise verkehrte. Es lebten damals Hackländer, Edmund Hoefer, Otto Müller, Wilhelm Jensen, Moritz Hartmann u. a. dort. Raabe schloß sich besonders freundschaftlich an das Jensensche Ehepaar an. Nach etwa fünf Jahren zog die Familie wieder nach Braunschweig und die alten Beziehungen, die mich früher nach Wolfenbüttel geführt hatten, brachten mich nun in die Wohnung vor dem Augusttore in Braunschweig, bis ich selbst nach Berlin übersiedelte, um die Monatshefte von dort zu leiten. Häufig genug kam ich nach der alten Welfenresidenz und habe später auch den abendlichen Zusammenkünften in Herbsts Weinstube beigewohnt. Als Hans Hoffmann, den ich seit vielen Jahren kannte, nach Wernigerode zog, kam er eines Abends nach Braunschweig, als ich gerade dort war, und ich vermittelte seine Bekanntschaft mit Wilhelm Raabe."

Der Brief des Dichters an Adolf Glaser lautet:

Braunschweig, 13. Dec. 1909

Lieber Adolf!

Aus Dr. Düsels feinem Festgruß habe ich zuerst erfahren, daß Du Deinen 80sten Geburtstag in Freiburg im Breisgau begehen würdest. Allen den Wünschen, die Dr. Düsel in seinem Aufsatze Dir ausgesprochen hat, schließe ich mich herzlichst an.

Möge Dir noch manches gesunde Lebensjahr und — am Ende des Weges beschieden sein ein sanftes Hinübergleiten in das süße Nichts, oder — ein gelassenes in das Etwas, was von der Kinderstube an bei „Glockenklang und Chorgesang", aber im Laufe der Geschichte auch unter Faufthammergekrach, Kanonendonner, durch Feuer und Blut der Menschen darauf hinweist, daß jenseits des irdischen Jammerthales doch noch eine andere Welt und Existenz möglich sei. —

Mir ist's seit dem August nicht zum Besten ergangen. In Rendsburg beim Besuch bei unseren Kindern erkrankte ich plötzlich an einem vollständigen Zusammenbruch aller körperlichen und geistigen Kräfte, verbunden mit einer unüberwindlichen Schlafsucht. Den Reiz der Sache zu erhöhen, fügte das Schicksal scherzhafter Weise durch einen Fall einen Schlüsselbeinbruch hinzu, so daß ich über einen Monat den rechten Arm in Binden und Bandagen zu tragen hatte. Als ein alter, aber ge-

sünder Kerl war ich ausgezogen und als gebrechlicher Kränkling kam ich im September nach Braunschweig heim.

Nun suche ich immer noch mühsam die membra disjecti poetae zusammen und es geht recht langsam damit. In der bekannten Weinstube findest Du mich wahrscheinlich noch nicht, wenn Du wieder nach Br. kommst; aber komme nur und nimm Dir ein warnendes Beispiel an Deinem alten Freunde! —

Im Sommer 1857 war es ja wohl, als der Verfasser der Chronik der Sperlingsgasse und der Redakteur der neugegründeten Westermannschen Monatshefte, vor dem alten Theater auf dem Hagenmarkte einander zuerst vorgestellt wurden?

Nun bist Du Achtzig und vom achtzigsten Jahr bin auch ich eben nicht weit entfernt: in neun Monaten setze ich meinen Fuß hinein! Haben wir bis jetzt alles nehmen müssen, wie es uns gegeben wurde, so wird das auch ferner so sein: warten wir es möglichst in Geduld ab.

Meine Frau und meine Töchter grüßen selbstverständlich Dich ebenfalls und wünschen Dir alles Beste weit über's Achtzigste hinaus!

Dein

Wilh. Raabe

An Dr. Owlglaß, München

Den nachfolgenden Brief schrieb mir Raabe, als ich ihn auf Veranlassung der Redaktion des „Simplicissimus" gebeten hatte, uns für eine Sondernummer zu Schillers hundertstem Todestag durch einen Beitrag auszuzeichnen:

Braunschweig, 27. Febr. 1905

Lieber Herr Doktor!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute auf Ihre freundliche Zuschrift antworte; aber meine Korrespondenz hat sich jetzt so ausgedehnt, daß ich nothgedrungen eine gewisse Reihenfolge dabei innehalten muß.

Zur Sache habe ich nur zu sagen, daß ich Anno 1859 mein Theil zur damaligen Schillerfeier treu und redlich beigetragen habe durch Reim und sogar öffentlich Vortragen des Gereimten. —

Dann habe ich meinen „Dräumling" geschrieben zu Ehren des hohen Dichters und nicht den geringsten Widerhall beim Publikum dafür gefunden: jetzt, als „Schriftsteller" a. D., nehme ich mir das Recht, ganz und gar das Wort den Leuten von heute zu lassen. Ich weiß wirklich nichts Neues über Friedrich Schiller aufzutischen, und — es ist halb lächerlich halb verdrießlich — habe das nach allen Ecken und Enden Deutschlands — von Wien bis Kiel mitzutheilen.

Glauben Sie nicht, daß Sie der Einzige sind, der für den 9ten Mai dieses Jahres etwas Besonderes haben und machen will! Ein Dutzend unbeantworteter Briefe gleich dem Ihrigen liegt noch vor mir und ich habe für alle nur dieselbe Antwort wie der alte Hebel: „I weiß nüt mehr!"

Mit herzlichem Gruß — auch an die liebe Frau Gemahlin

Ihr treuergebener

Wilh. Raabe

Wie ich zu Wilhelm Raabe kam

Mit vier Briefen des Dichters

Von Josef Baß

„Der Wald warf seine Schatten auf den Rand der Weise und im weichen Grase unter den ersten Bäumen lag Leonhard Hagebucher und blickte zwischen den Fingern durch, hinaus in den Sonnenschein. Er für seinen Teil hatte noch das Recht, im Himmel und auf Erden mehr zu sehen, als ganz Bumsdorf und Nippenburg zusammen, und er machte in ungestörter träumerischer Behaglichkeit von seinem Rechte Gebrauch. Wie ein großes Kind lag er in der Wiege der Heimat und ließ sich schaukeln, und von der Lerche, dem Finken und dem Wind im Buchengezweig das Lied von der ewigen Jugend und Schönheit der Welt vorsingen."

Das ist der erste Eindruck, den ich von Raabe empfangen habe, denn ganz genau so, wie es im Anfang des 4. Kapitels von Abu Telfan zu lesen steht, erging es mir in den großen Sommerferien des Jahres 1867, als ich am Rande meines heimatlichen Waldes das gelbe Heft von „Über Land und Meer", in dem Abu Telfan damals erschien, las. Nur daß ich eben blutjung, ein angehender Quartaner (Unter-Tertianer) war und niemals im Tumurkielande, am wenigsten elf Jahre lang gelebt hatte. Ich verstand daher die tiefsinnige Geschichte des armen Bumsdorfer Odysseus selbstverständlich nicht, legte sie bald zur Seite und nichts blieb mir in der Erinnerung als der furchtbare Drache auf dem Umschlage und die angeführte Stelle, weil sie so ganz meinen damaligen Zustand wiedergab. Fünf Jahre später, als ich kaum die Universität bezogen hatte, entlehnte ich zufällig unserer akademischen Lesehalle den 27. Band der Westermannschen Monatshefte und begann den „Schüdderump", legte ihn aber ebensobald auch wieder weg; er kam mir natürlich noch viel schwerer vor. Ich hätte es nicht ungünstiger treffen können. Dann kam die arge Zeit, in der das deutsche Volk, besonders aber sein österreichischer Teil, der noch jetzt dem Dichter so überaus spröde gegenübersteht, genug von Raabe hatte. Aus den Literaturgeschichten aber konnte man sich dazumal den Braunschweiger Dichter auch nicht holen und selbst das Jahr 1901, der große Wendepunkt, ging an mir spurlos vorüber, da ich in der Sommerfrische kaum eine Zeitung zu Gesicht bekam. Und so galt mir Raabe noch immer ebensowenig, wie fast allen meinen Landsleuten.

Es war daher ein reiner Zufall, daß mir der „Hungerpastor" in die Hand geriet, das Buch, welches von allen seinen großen Büchern nach meiner Ansicht den klarsten Gang hat und bei allem Tiefsinn auch für schneller Lesende am leichtesten verständlich ist.

Mir aber ging es, zumal ich das Schwabenalter längst überschritten hatte, wie eine Offenbarung auf. Ich las das Buch zum zweiten und zum dritten Male. „Abu Telfan" und „der Schüdderump" folgten. Jetzt war Raabe mein, wie er jedes wird, der in seine Tiefe eindringen will und kann und ohne ein Gutsbesitzer, selbst nur „ein mäßiger" zu sein, wie es A. Bartels (im Septemberheft des „Kunstwarts" von 1901) wünscht, um Raabe recht oft lesen zu können, gehöre ich zu den Glücklichen in Deutschland, die selten eine Woche vergehen lassen, ohne den einen oder anderen Band von Raabe zu genießen; denn ich besitze sie alle und zwar habe ich als Schulmeister zunächst antiquarisch jeden „Westermann" gekauft, der eine Raabesche Geschichte enthielt, einmal sogar sieben Schüdderump auf einmal, um sie auch meinen Bekannten zukommen zu lassen, zur größten Verwunderung und Freude des Buchhändlers, der die Ladenhüter los wurde. In Buchform waren die Bände nicht zu bekommen. „Raabe," sagte mir ein Wiener Antiquarius, „wird bei uns wenig gelesen, aber wer ihn hat, gibt ihn nicht wieder her".

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Nach langem Zögern konnte ich endlich nicht anders; ich mußte dem verehrten Dichter meine Bewunderung und Liebe aussprechen. Das tat ich denn etwa Anfangs April 1909. Ich schrieb ungefähr, daß ich nicht einsähe, warum ich ihm nicht für die zahllosen genußreichen Stunden, die mir das wiederholte Lesen seiner Bücher verschaffte, meinen Dank und meine Verehrung ausdrücken dürfe. Ich sei kein Jüngling mehr, sondern ein Mann, den nach eben vollendeter Dienstzeit als Gymnasial- und Realschullehrer sich als Emmeritus vor allem freue, sein volles otium, wie bisher seine freien Stunden, den Großen des Geistes weihen zu können. Stolz sei ich vor allem darauf, mir neben Lessing, ohne Literaturgeschichte, den Mann entdeckt und lieben gelernt zu haben, der auf dem geweihten Boden unseres größten geistigen Kämpfers lebe.

Angesprochen hatte ich ihn als Doctor h(umanitatis) c(aelestissimae).

Eine Antwort erwartete ich nicht. Wie war ich nun freudig überrascht, als am 1. Mai — ein glücklicher Tag — meine Frau, die mich im Scherz oft mit meiner Begeisterung aufzog, ins Zimmer trat mit den Worten: „Da hast Du einen Brief! Rate einmal von wem?" Ich riet immer daneben. Endlich sagte sie: „Na, von Deinem Raabe!"

Jawohl, er war von Raabe. Er schrieb:[1])

Braunschweig, 30 April 1909

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich danke Ihnen für Ihren guten Brief! Sie glauben nicht, wie sehr das mich in meinen alten Tagen erfreut, wenn jetzt mehr und mehr auch aus Österreich her,

[1]) Ich schreibe die Briefe ohne jede Veränderung oder Weglassung ab.

die Zeichen sich mehren, daß meine Lebensarbeit nicht ganz vergeblich gewesen ist. Es ist noch nicht lange Zeit, daß mir diese Genugthuung wird; aber ich habe nun doch schon viele Freunde unter den südlichen Volksgenossen und darf nun auch Sie, verehrter Herr, mit herzlicher Freude dazu rechnen!

Erhalten Sie mir ja Ihre schöne Theilnahme! Mit freundlichem Gruß

Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Ermutigt durch diese freundliche Antwort erlaubte ich mir, ihm einige meiner literarischen Arbeiten zu senden, nicht etwa, um sein Urteil zu hören, sondern eben im Überschwang meiner Gefühle. Zugleich bat ich um eine Erklärung des Wortes: „Hippokäpourier" in Christoph Pechlin (3. Aufl. S. 134. Z. 2 v. o.), die ich trotz allen Versuchen nicht hatte finden können. Daß „die Stadt der Hippokäpourier" Stuttgart sein müsse, wußte ich wohl, aber wie? Hippos: das Pferd, gut! Ura: Schweif, auch gut! Kopf und Schwanz hatte ich; was aber bedeutete der Rumpf? Die Lösung erhielt ich auf folgender Postkarte:

Braunschweig, 18 Juli 1909

Hochgeehrter Herr Schulrath!

Schönen Dank für die freundliche litterarische Sendung, auf deren demnächstigen Genuß ich mich sehr freue. Was die „Stutengärtner" anbetrifft, so ist das Wort von mir nur für die von Ihnen angezogene Burleske „geschöpft" worden und also nicht im Geringsten von irgendwelchem grammatikalischen Werth. *Κηπουρὸς*, der Gärtner nach meinem Wörterbuch. —

Zu der Rangerhöhung herzlichen Glückwunsch! Möge die Sommerfrische in dem schönen Goisern[1]) wohlgedeihen! Ihr ergebenster

Wilh. Raabe

Zum Geburtstage 1909 hatte ich über den nun Achtundsiebzigjährigen in der „Literarischen Rundschau" des Neuen Wiener Tagblattes einen Aufsatz veröffentlicht, der aber leider um die gute Hälfte gekürzt worden war, und ihn dem Dichter als Gruß aus der alten Ostmark geschickt. Da keine Antwort erfolgte, besorgte ich, er sei nicht in seine Hände gelangt, fragte an und erhielt sehr bald folgenden Brief:

Braunschweig, 28 Dec. 1909

Hochverehrter Herr Schulrath!

Leider habe ich für die betrübliche Versäumniß eine stichhaltende Entschuldigung! Im August erkrankte ich in Rendsburg beim Besuch bei meinen Kindern recht

[1]) Im Salzkammergut; Raabe nennt es auch in den „Keltischen Knochen".

schwer und bin heute noch nicht völlig genesen. Den ganzen September durch mußte ich dazu, eines Falles wegen, den Schreibarm in der Binde tragen und so mußte wohl meine gesammte Korrespondenz in's Stocken kommen.

Aufrichtig leid thut es mir dabei, daß auch Ihr liebenswürdiges Guthaben an meine litterarische Dankbarkeit verloren gegangen ist. Wahrlich, wahrlich, ich kann verständnißvolle gütige Fürsprecher in diesem sonderbaren Deutsch-Österreich noch immer wohl gebrauchen! Wenn die Reichsdeutschen sich jetzt wenigstens ein wenig um den alten Raabe bekümmern, so haben die Brüder in Österreich sich eigentlich nie, weder um den alten noch um den jungen Raabe je den Kopf noch das Herz warm werden lassen. Thun Sie, hochverehrter Herr Professor, ja das Ihrige, daß das anders wird! Ich habe seinerzeit auch die verstümmelte Abhandlung mit Vergnügen gelesen und sie mir aufbewahrt. Ebenso den Dyonisius von Syrakus und die feine Schrift vom „Selbstbewußtsein u. Selbstlob".

Weihnachten ist vorüber; aber das neue Jahr 1910 steht vor der Thür: möge es uns als Einzelnen wie in unseren Völkern nur Gutes und Segensreiches bringen!

Mit den freundlichsten Grüßen

Ihr ergebenster

Wilh. Raabe

Ich las zu dieser Zeit wieder einmal den „Meister Autor oder die Geschichten vom versunkenen Garten". Ich glaubte, mir sei das rechte Licht über das rätselhafte Buch aufgegangen und wollte des Meister Autors Urteil hören, ob ich das Richtige gefunden hätte. Ich schrieb daher gegen Ende Februar 1910 etwa folgendes, das ich aus dem Gedächtnisse und meinen Aufzeichnungen wiedergebe: Manchmal wird man auch die Geister, die man nicht gerufen hat, nicht los. Allein da ich gerade den Meister Autor durchgelesen habe, so will ich zu meiner Entschuldigung Ihnen mit einem Worte aus dem 18. Kapitel kommen: „Es klopft häufig an meiner Thür . . . und ich pflege mich nie durch ein „Nicht zu Hause" zu verleugnen; den Kreis meiner Bekannten habe ich niemals zu verengern gesucht, und dazu gehörte der Mensch, der jetzt kam, sogar zu meinen Freunden".

Nun sind es eben „Die Geschichten vom versunkenen Garten", die mich geradezu zwingen, wieder an Ihre Tür zu klopfen. Ich habe den Meister Autor zum dritten Mal gelesen und finde, daß ihn noch keiner von allen, die über ihn geschrieben, verstanden hat. Jensen z. B. (Westerm. Monatsh. Bd. 47 S. 121) meint: „Ein geheimnisvoll überschleiertes, nicht immer ganz klar verständliches Buch ist Meister Autor, das von seltsamen Schauern der Poesie durchduftet und durchweht wird und für den sie zu empfinden Befähigten jedenfalls eine der feinsten Schöpfungen Raabe's darstellt"; der feine Brandes sagt eigentlich darüber nur, „es seien aus

bunter Wirklichkeit und Ahnung des tiefsten Zusammenhanges wundersam gemischte Geschichten" (S. 16 vgl. S. 80). „Die Gärten des Lebens versinken: dies ist der kurze Inhalt der Kunimundischen Weisheit" (Gerber S. 182) und ähnlich Koch in seiner Einleitung zu Eulenpfingsten (Hesse S. 19): „das Gegenstück zu Christoph Pechlin, dem naiven, bald groben, bald so gütigen Schwaben bietet der tiefernste „Meister Autor oder die Geschichte vom versunkenen Garten". Der Meister Autor ist persönlich ja eine Art lachender Philosoph; das Maß von Bitterkeit und Grausamkeit der pessimistischen Lebensauffassung in dieser „Geschichte" übersteigt aber beinahe sogar dasjenige im „Schüdderump"; die nicht wenigen, denen auch „ihr Garten versunken ist" im wirren Getriebe und Gebrause der Welt, werden des Dichters herben Gedankengängen mit nur zu gutem Verständnisse folgen können." Das Alles aber befriedigt mich durchaus nicht; ich halte es für allzu eng oder zu weit, wie man es nimmt. Gestatten Sie mir daher, Ihnen meine Auffassung darzulegen. Als ich das Buch zum dritten Male las (die beiden ersten Male war es mir allerdings auch „geheimnisvoll überschleiert"), fiel es wie eine Binde von meinen Augen. Und alles stimmt mir ganz vortrefflich. „Der versunkene Garten" ist das alte gemütvolle Deutschland und das deutsche Wesen, das durch den großen Krieg von 1870 verloren gegangen, versunken ist. Es hat im Elmwalde in der Vergangenheit gelebt, sitzt da noch in seiner alten Art und kümmert sich nicht um das Neue. Daß man dahin über Kneitlingen, dem Geburtsorte Eulenspiegels, und Schöppenstedt, dem Schilda Braunschweigs, gelangt, paßt sehr gut. Im Walde wohnen der Autor, Meister Kunemund, selbstverständlich Raabe selbst, und der Förster Tofote (zu Fuße), während das neue Deutschland dahinrast, wobei es wohl auch ein Eisenbahnunglück gibt, das unter anderen den Leichtmatrosen Schaake trifft, einen Vertreter der alten, phantasievollen Zeit, der von dem neuen Wesen Gertrude, dem reichgewordenen Bürgertum, bei Seite geschoben, vergessen worden ist. Zu diesem alten Deutschland gehörten auch die Alte im Walde, die Alltäglichkeit(?) und die „Hafenmeisterin". Herr von Schmidt ist vielleicht das deutsche Publikum, das der Autor nicht gleich erkennt. Mynheer van Kunemund mag der Franzose sein, der mit seiner Erbschaft, den fünf Milliarden, dem alten Deutschland ein Kuckucksei ins Nest gelegt hat. Von diesem so plötzlich hereingebrochenen Reichtum stammt das ganze Elend. Signor Ceretto Wichselmeyer „der Marktschreier" ist der trockene Menschenverstand, der alles ganz nüchtern, frei von aller Phantasie ansieht, aber auch die deutsche Bedientenhaftigkeit, die sich in Alles schickt. Der Jüd Prasem bedeutet, wie der Name anzeigen soll, den falschen Glanz des neuen Reichtums. In der Stadt herrscht schon der Gründungsschwindel (Prioritätenstraße) und der Stein der Abnahme, den Schaake am liebsten in den Fluß würfe, wo er am tiefsten ist, ist gleichfalls der Reichtum. Konrad ist das neue Berlin,

mit dem sich Gertrude vermählt; die Witwe Christine von Wittum, deren Mann der Herr v. Schmidt wird, die neue vornehme Welt mit ihrem äußerlichen Treiben; sie hat früher bezeichnend Christine Erdmann geheißen. Das wären so die Hauptzüge.

Wenige Tage später hatte ich die Antwort:

Braunschweig, 8 März 1910

Hochgeehrter Herr Schulrath!

Ich danke Ihnen sehr für Ihren mir hochinteressanten Brief! So hoch und in's Weite wie in Ihrer feinen allegorischen Abhandlung sind meine Gedanken bei Abfaßung der „Geschichten vom versunkenen Garten" zwar nicht gegangen; aber Ihre Auffaßung von der Sache läßt sich auch hören, und hat jedenfalls mir viel Vergnügen gemacht! —

Für das deutsche Volk war ich in den Jahren 1872—73, der Zeit der Entstehung des Buchs, durchaus nicht mehr vorhanden. Vor Kurzem von Stuttgart aus regem, auch litterarischem Gesellschaftskreise nach Braunschweig übergesiedelt, saß ich hier völlig in der Einsamkeit ohne Freunde, ja auch ohne Bekannte — dem gebildeten, gelehrten und ungelehrtem Honoratiorenthum ·/. höchstens ein absonderlicher und dazu etwas verunglückter „Romanschreiber". Da hatte man wohl Muße und Gele[gen]heit allerlei Illusionen nachzuträumen und in Ruhe und Stille den Rauch seiner Cigarre über die versunkenen Gärten hinzublasen.

Das habe ich gethan und so ist das Buch entstanden, auch aus allerhand persönlichen äußerlichen Anschauungen. Das große „Siegervolk", das über seinen welthistorischen Erfolg durch seine Gründerperiode feierte, ist mir wirklich nicht mit in es hineingerathen. Beobachtungen aus dem alltäglichen Dasein des Menschen auf der Erde habe ich wieder mal hingestellt und Lohn und Anerkennung dafür hingenommen. Das Werkchen erfreut sich wenigstens jetzt noch, nach 38 Jahren, im vierten Bande meiner gesammelten Erzählungen eines bescheidenen, unbekannten Vorhandenseins! — Ihnen, Herr Schulrath, kann ich nur mein Behagen darüber wiederholen, daß eine Zuschrift wie die Ihrige mir jetzt auch aus Wien — aus Österreich kommen kann.

Vor zwei oder drei Jahren war das noch nicht möglich.

Mit vorzüglicher Hochachtung und freundlichem Gruß

Ihr ergebener

Wilh. Raabe

Ich hatte also doch Unrecht mit meiner Auffassung, daß „sie sich aber auch wohl hören läßt" ergibt eine aufmerksame Lesung des Buches. Sie findet gewissermaßen ihre Rechtfertigung auch in einem Worte des Dichters im „Hungerpastor"

(1. A. I, S. 9): „Was er las, verstand er meistens auch; und wie er aus Manchem den Sinn nicht herausfand, welchen der Autor hineingelegt hatte, so fand er einen anderen Sinn heraus oder legte ihn hinein, der ihm ganz allein gehörte, und mit welchem der Autor sehr oft zufrieden sein konnte."

Noch einmal schrieb ich, um über einige kleine Erfolge zu berichten, die ich in Sachen Raabes hatte in meinem Kreise erringen können, und legte einen Aufsatz bei, den ich zu seinem 79. Geburtstage in der Prager „Bohemia" vom 7. September veröffentlicht hatte. Beides, Brief und Aufsatz, dürfte Raabe schwerlich mehr gelesen haben. Der Dichter war schon schwer krank und zwei Monate später kam, für uns Außenstehende ganz unerwartet, daher um so erschütternder, die Todesnachricht.

Die Briefe aber gehören zu meinen größten Schätzen und es wird immer mein Stolz sein, daß ich diesem echten deutschen Dichter wenigstens in seinen letzten Lebensjahren habe persönlich nahe treten dürfen[1]).

---

[1]) Die Belegstellen, die mich zu meiner Auffassung geführt haben sind: Meister Autor, Gesamm. Erzähl. 4. Bd. Janke. 2. Aufl.

1. Meister Autor (natürlich Raabe selbst): S. 1, 39, 47, 49! 50! 57, 58, 75, 84, 89, 105! 112, 117, 131! 132!
2. von Schmidt: (das deutsche Publikum, daher auch der alltägliche Name) 5; ein beschäftigungsloser Liebhaber wohlfeiler ästhetischer Genüsse 9; ihm traut der Autor trotz der ziemlich langen Bekanntschaft noch lange nicht recht 12, 42! 43, 46 f.!
3. Tofote: 13, 15, 48 f., 53.
4. Gertrude: 39, 49, 57, 74! 76, 78, 81 f.! 83 ff., 91, 92 f.!
5. Schaake: 29! 31, 32, 40, 56, 59, 64, 87, 89, 102 f.!! 104, 111 f., 114.
6. Wichselmeyer: 35! 36, 72, 79! 80, 84, 96, 106 f.,! 111, 120, 121!, 125, 132.
7. Christine von Wittum: 77, 78, 84, 90, 93, 95!, 121, 126, 127.
8. Vollrad: 76, 89, 129.
9. Prasem: 26, 28, 31.
10. Das alte Deutschland vor 1871: 55, 62, (Die alte Hafenmeisterin): 63, 65, 76! 116, 117; Die Alte im Walde: 73, 102 f., 105, 131. Der Garten (ruppig, aber wunderschön): 37! 67! 70! 88.
11. Der Stein der Abnahme: 40 f., 71! 98, 100.
12. Entgleisung 44; Prioritätenstraße 35.

Anm. Die mit Rufzeichen versehenen Zahlen schienen mir besonders bezeichnend.

Raabes Meister Autor

Von Franz Hahne[1])

Der heilige Autor, der zu Braunschweig in St. Ägidien verehrt wurde, nach dem auch daselbst eine Straße vor dem Augusttore heißt, war der Stadtheilige von Braunschweig und hat sich als solcher der Legende nach wiederholt bewährt. Seine berühmteste Schirmherrntat ist die Abwendung einer Belagerung König Philipps von Schwaben in seinem Kampfe mit Otto dem Vierten a. 1200. Als das feindliche Heer vor der Stadt lag, erschien er in der Nacht dem mitbelagernden Bischof von Trier, in dessen Stadt vordem seine Gebeine aufbewahrt waren, bedrohte ihn heftig, wenn er seine allerliebste Stadt fürder berennte, und befahl ihm, den König Philipp zum Abzuge zu veranlassen, wie auch geschah. „Und der liebe St. Autor", so berichtet der Chronist Hermann Bothe, „hat diese Stadt oft und viel in Fehden beschützt und beschirmt, wenn sie belagert ward, in Not kam und ganz schwach werden wollte; desgleichen in Zwietracht, die auch ganz schwer mit Blutstürzung über sie ausgegangen ist, so daß sie beinah in des Fürsten Gewalt fiel. Und weil sie also durch die Gnade des heiligen Vaters St. Autoris bewahrt ist, so wird selbiger für einen Patron dieser ganzen Stadt gehalten."

Mit diesem heiligen Autor, der von dem griechischen Söldnerführer Lykios abstammte und dem V. Jahrhundert angehört, hat der Meister Autor Raabes nur recht wenig zu tun. Er ist ein leibhafter Mensch des 19. Säkulums, ein Deutscher und Braunschweiger, im Elm, später südwestlich vom Elm ansässig, ein schlichter bescheidener Mann ohne jeden Anspruch auf kirchliche Ehrungen. Freilich trägt er seinen Namen Autor nicht von ungefähr. Denn — wie Ludwig Hänselmann in der Einleitung zu Berthold Meiers Legenden und Geschichten des Klosters St. Ägidien bemerkt — dieser Name war seit etwa 1525 ein beliebter Taufname in Braunschweig geworden und kennzeichnet seinen Träger sogleich als Braunschweiger. Meister Autor ist auch ein Heiliger der Entsagung und Selbstlosigkeit und nicht minder ein Helfer und Verteidiger für seine Lieben, und so trägt er den Namen mit größerem Rechte als mancher Namensbruder. Um den Sinn dieser Namengebung noch zu verstärken, hat der Dichter ihm den Familiennamen Kunemund beigelegt, d. i. Sippenschirmer. Wie sehr er diesen verdient, kann keinem Leser entgehen.

---

[1]) Nach Josef Baß' interessanter Auslegung darf dieser in mehr als einer Hinsicht ergänzende Aufsatz über des Dichters rätselvolles Werk gewiß auf besondere Aufmerksamkeit rechnen. Die Herausgeber.

I

Er ist augenscheinlich die Hauptperson der Erzählung, die, auf welche es dem Dichter ankommt, die er erschöpfend schildern und dem Leser ans Herz legen will. Aber er ist nicht die wichtigste Person für die Handlung. Diese wird ureigentlich in Bewegung gesetzt von seinem „kleinen" Bruder, dem reich gewordenen verstorbenen Mynheer van Kunemund, einem recht üblen Herrn, und sie dreht sich um das Geschick des jungen Paars Gertrud Tofote und Karl Schaake. Gertrud Tofote, die im Elm unter dem Schutze Autor Kunemunds naiv und rein erwachsene Mädchenblüte, wird von K. Schaake, einem schlichten, aber hübschen, klugen und aufstrebenden Jungen, geliebt und liebt ihn frisch natürlich wieder. Da setzt Mynheer van Kunemund das Kind zur Erbin seines ungeheuren Vermögens ein und schreckt den Liebenden dadurch aus allen seinen Hoffnungen. Wie darf er glauben, daß die reiche vornehme Dame, die Gertrud nun zu werden bestimmt ist, dem einfachen Leinewebersohn und Leichtmatrosen aus Kneitlingen die Hand zum Ehebunde reichen werde? In halber Verzweiflung, und doch noch nicht aller Hoffnung bar, zieht er in die Welt, wie Velten Andres für Helene Trotzendorf, um Besitz und Ehre zu erwerben und so vielleicht noch Anspruch auf ihre Hand zu gewinnen. Inzwischen aber sind alle Mächte des Reichtums, kultureller Verfeinerung, gesellschaftlicher Umgarnung und Bestrickung am Werke, um ihm Gertrud völlig zu entfremden. Die schöne, schlaue Witwe Christine von Wittum fängt sie ganz für sich ein, mit der Absicht, die reiche Erbin ihrem herzlich törichten Vetter Vollrad zu verloben. Zu allem Überfluß aber wird Karl Schaake des wenig aussichtsvollen Kampfes mit diesen Mächten überhoben, dadurch, daß ihm bei einem Eisenbahnunglück in der Nähe der Heimat beide Füße doppelt gebrochen werden, was ihm nach längerem Siechtum in der Beguinenwohnung seiner Tante im Cyriakshofe den Tod bringt. Gertrud wird bald darauf die Frau Vollrads von Wittum. Meister Autor indessen, der Gertrud geliebt hat und liebt, wie man nur ein eigenes Kind lieben kann, muß das geschehen lassen und mit der alten Haushälterin des Vaters Tofote, einem ingrimmigen und ungenießbaren Frauenzimmer, ein trübes Alter auf seinem Dorfe führen. Die eigentlich handelnden Personen also in diesem Drama sind der verstorbene Mynheer van Kunemund mittels seines alles umwälzenden Testamentes und die lebenslustige schöne Christine von Wittum, welche die dadurch geschaffene Lage für ihren Vetter Vollrad ausnutzt und auch für sich selber in den entstehenden Beziehungen einen geschickten Fang zu tun weiß. Die übrigen müssen mit sich schalten lassen: Gertrud Tofote, das anmutige, gutherzige Mädchen, ist noch zu ungereift im Charakter, um etwas Selbständiges zu bedeuten. Sie ist die lieblichste der Waldelfen in der Naturfrische des Elmes, jedoch in das städtische Wesen versetzt, wird sie kühl und fremd gegen das Frühere, selbst gegen

den Meister Autor. Zwar rührt sie Karl Schaakes Unglück, und sein Tod, dem sie beiwohnt, bringt ihr eine heftige Erschütterung, aber das vermag ihre Verbindung mit Vollrad von Wittum nicht aufzuhalten. K. Schaake, der treffliche Junge, erschreckt und unmutig über den Wechsel in Gertruds Geschick, ist in seiner Schlichtheit machtlos, dagegen anzukämpfen, und es wird ihm vom Schicksal übel mitgespielt. Der Meister Autor, eine betrachtende, ruhige Natur, muß gleichfalls dulden, was sein widerwärtiger Bruder angestiftet hat, wenn er auch im Ernstfalle von Karl Schaakes Tod hilfreich und teilnahmsvoll auf dem Plane ist. Und noch weniger vermag Herr Emil von Schmid, der in der Geschichte mitspielende Schreiber dieser wundersamen Historie, und Ceretto Meyer, alias Wichselmeyer, der nachgelassene schwarze Diener Mynheers van Kunemund, es zu wenden, der eine, weil er seiner Natur nach gleichfalls mehr betrachtend als aktiv ist, der andre, weil ihm als Diener nur das Gehorchen oder höchstens ein leises, verstohlenes Urteil zukommt.

II

Indes, wenn man nur die Begebenheiten des Meister Autor kennt, so kennt man ihn schlechterdings durchaus nicht. Die Begebenheiten sind bei Raabe meist mit wenigen Worten umschrieben. Aber wie er sie sich abspielen läßt, welche Fülle von Herz und Gemüt dabei aus seinen Personen emporquillt, welche Besonnenheit und Gedankentiefe er als Schriftsteller offenbart, welche reife, gediegene Kunst er anwendet, seinen Werken Vollendung und Dauer zu geben, das ist es, wodurch er unsern Anteil im besonderen Maße erweckt.

Unsere Aufmerksamkeit wendet sich zuvörderst den Charakteren zu. Über Gertrud Tofote und Karl Schaake, die im Mittelpunkte der Handlung stehen, ist kaum noch etwas zu sagen. Sie sind so leicht umrissen, so jugendlich einfach und durchsichtig, daß sie mit ihrer Rolle in der Handlung genügend gekennzeichnet sind. Bei Vollrad von Wittum, der seine Oberflächlichkeit dadurch hinlänglich ausdrückt, daß er sich durch den Meister Autor an seinen „verrückten" Onkel mit der Gemmensammlung erinnert fühlt, brauchen wir uns ebenfalls nicht aufzuhalten. Selbst seine Base Christine, die das, was der alte Tückebold durch sein Testament angebahnt hat, vollendet und aus Gertrud ein feines Dämchen und eine vergnügte junge Frau macht, ist für uns rasch erklärt als die Weltdame, die sich nichts Besseres weiß, als elegante, geschwätzige, wenn auch inhaltslose Gesellschaften zu geben, das Leben zu einer Freudenfolge zu gestalten und tunlichst durch geschickte Heiraten und kluge Behandlung von Erbtanten dafür zu sorgen, daß die Mittel dazu nie ausgehen. — Unser Interesse wird lebhafter geweckt durch die Personen, die dem Tageslauf ferner stehen, die einen erworbenen Charakter besitzen, in die wir uns erst hineindenken und hineinfühlen müssen, um sie zu verstehen. Eine solche

ist die Base Schaake, Karls Tante. Sie ist ein altes Beguinchen, also kaum der Beachtung eines Angehörigen der höheren Kultur wert, aber wie hat sie uns der Dichter ans Herz gelegt! Herr Emil von Schmid sucht den Verwundeten in ihrer Wohnung auf und sieht zuerst sie: „In der Fensterwölbung am Spinnrade eine alte Frau! In dem Sonnenstrahl die merkwürdigste alte Frau mit dem merkwürdigsten weißen Haar, das ich je an einer alten Frau gesehen hatte. Das war eine Fülle von Licht — eine Fülle, die sich nicht bändigen ließ und an Schönheit wahrlich den blondesten, braunsten, schwärzesten Locken der Jugend nichts nachgab. Blaue klare Augen, wie sie nur zu diesem Silber paßten, leuchteten unter den noch immer dunklen Brauen." Nach den ersten Erkundigungen berichtet er weiter: „dann gab ich der Alten die Hand, und wir verstanden uns bald recht gut. Sie war sehr freundlich und gut, und je länger man sie offen oder verstohlen ansah, desto weißer wurde ihr Haar und desto blauer und klarer ihre alten Augen." Es ist das ästhetische Bild, das Raabe anzog, nicht minder die von ihm warm geliebte saubere niedersächsische Rasse. Aber wie sieht es im Innern des Zauberweibleins aus? Das offenbart sich, als sie den Besuch vor die Tür begleitet: „O Herr, ich bin 70 Jahr alt, und ich soll ihm ein Gesicht machen wie ein jung Mädchen, das am Pfingstsonntage zu Tanze gehen will", und zum andern ersehen wir es aus dem unorthographischen, undatierten und ununterschriebenen Zettel an Gertrud: „Er will dich nochmal sehen. Tu's mir zu liebe — der liebe Gott wird's dir vergelten, Gertrud." Es ist die volle, hingebende Liebe zu ihrem einzigen Anverwandten auf Erden, ihrem Liebling Karl, die in diesen Worten ergreifend hervorbricht. Für sich will dies gute Frauchen nichts mehr, ihr Eigenwille ist völlig still geworden. — Das gerade Gegenstück zu ihr ist die „Alte", die Haushälterin Tofotes im Walde und spätere Hausgenossin Autor Kunemunds auf seinem Altenteil. In dieser tobt und wütet der Eigenwille wie ein unverlöschlicher Vulkan. Er treibt sie an, selbst für Ceretto Wichselmeyer, den gräsigen Neger, sich zu erwärmen, und bewirkt durch seine heftigen und gehässigen Ausbrüche gegen jedermann, daß ihr binnen kurzem das ganze Dorf feindselig ist und sie mit Sack und Pack an die Grenze der Feldmark befördert. Der Brief, den sie über ihre Lage an Meister Autor schreibt, ist dadurch bemerkenswert, daß in jedem dritten Satze der Eigenwille wie ein bellender Hund hervorspringt und selbst vor dem lieben Gott nicht zurückbebt. — Der Förster Tofote, Gertruds verwitweter Vater, tritt wenig hervor. Er ist bei der Forstbehörde nach Aussage des Forsteleven von Müller nicht zum besten angeschrieben, wahrscheinlich weil er keine günstige Ergebnisse herausschlägt. Aber er hat noch Sinn für die Poesie des Waldes. Seine Försterei mit ihrem mannigfaltigen Getier mutet wie ein Zauberreich an. Seine Liebe zu den Tieren ist so individuell, daß er ein verstorbenes Haustier am liebsten ausstopft, um es nicht ganz zu vermissen.

Dazu ist er ein guter echter Freund, der Treu erzeigen und Freundschaft halten kann. Er sagt dem Meister Autor wohl die Wahrheit über seine stille Malice, die die Menschen erbittere, aber er läßt ihn darum nicht im Stiche, wie die gebildete Freundschaft tut, die nach Emil von Schmids Beobachtung bei entstehenden Mißhelligkeiten klug und vernünftig vor allem sich selber in Sicherheit bringt. So steht er als eine wohltuende Kerngestalt uns vor Augen. — Am bedeutsamsten aber ist die Dreiheit, deren Stern und Kern der Titelheld ist: Ceretto Wichselmeyer, der Autor Emil von Schmid und Meister Autor. Sie haben alle drei etwas gemeinsam, sie fühlen sich jung trotz zunehmenden Alters. Meister Autor sagt von sich: „Ich verstehe die Welt wohl noch, aber sie versteht mich nicht mehr, und so werden wir wohl nie mehr so zusammenkommen, wie damals, als wir beide noch jünger waren. Na mir ist's zuletzt einerlei; ja, Herr, es kitzelt einen sogar dann und wann, wenn man bei sich überlegt, daß man im Grunde der Jüngere von zweien geblieben ist. Laß sie altwerden, die Welt, was kümmert's mich!" Ceretto Wichselmeyer, wegen seiner Klugheit von Herrn von Schmid als großer Mann bewundert, erwidert diesem philosophisch: „Das heißt, wir haben Jahrmärkte und Messen bezogen, sind alt geworden und jung geblieben. Herr, man kann das letztere auch ohne auf dem Markte ausgestanden zu haben — der Herr Kunemund kann sich in der Hinsicht auf das Aushängeschild malen lassen — na, wie ist's? Was das anbetrifft, darf man Sie doch mit der Trompete vor die Bude schicken!" Worin besteht diese Jugend? In der Natürlichkeit des Empfindens, in der selbstlosen Reinheit des Erkennens, in dem Sinn für die wesentlichen Güter des Lebens: Gesundheit, Natur, Menschenliebe, Persönlichkeit, endlich in dem unmittelbar sicheren Gefühl, sich selber zu besitzen, welches Storm preist: „Laß den Pöbel aller Sorten tanzen um die goldnen Kälber; denn du hast von deinem Leben doch am Ende nur dich selber." Trotz dieser Gleichartigkeit des Grundes sind die drei Charaktere untereinander doch wundervoll abgestuft und unterschieden. Ceretto Meyer ist Neger und Diener. Das gibt ihm einen Schein der Niedrigkeit und Fremdheit. Er horcht an den Türen, er ist von erschreckender Häßlichkeit. Indes auf die Farbe kam dem Dichter viel an. Sie ist so malerisch gesehen wie das weiße Haar und die blauen Wunderaugen der Base Schaake. Und ferner wirkt sie Dinge, die die weiße Farbe nicht vermocht hätte. Der erste Schrecken des Kindes Gertrud, als er zur Anmeldung seines Herrn Mynherr van Kunemund in den Wald kommt, seine gräßliche Fratze beim Abschied, der Gegensatz zwischen seinem schwarzen Gesicht und weißem Haar im Garten seines Herrn, das alles wäre ohne die schwarze Farbe nicht denkbar. Raabe nennt ihn eine „wahre, wirkliche, echte Meßrarität — eine Rarität auch für die Büchermesse", und zeigt dadurch, wie wichtig ihm die schwarze Farbe ist. Im übrigen ist Wichselmeyer von europäischer Klugheit, wie sie wohl

bei den schwarzen Kellnern in Nordamerika zu finden sein soll. „Nach einem gleich gebildeten Mohren, Neger oder Nigger wird man lange suchen dürfen", bekennt Schmid. Er übersieht das geschäftliche Leben, die Stadterweiterungspläne, die gesellschaftlichen Beziehungen vollkommen. Er beobachtet überlegen das Gehaben des Verfassers an dem Abend bei Christine von Wittum, sagt schon in der Mitte der Geschichte seine Verlobung vorher und bestellt seiner Zusage gewiß die Einladung der Witwe zu dem entscheidenden Gespräch. So ist es kein Wunder, daß Herr Emil von Schmid ihn als eine Art von gutem Genius mit nach Berlin nimmt und sich von diesem kurioſen Philosophen derartig imponieren läßt, daß er ihn als seinen Bedienten so recht nicht behandeln kann. Nur in einem Punkte zeigt er bei aller Gutartigkeit seine fremde Rasse. Sein Mitgefühl ist recht wenig warm. Er bleibt auch beim Höhepunkte der Tragik ziemlich gelassen. Aus dem Sterbezimmer Karl Schaakes entfernt er sich sachte, um draußen in der frischen Luft bei einer Zigarre seelenruhig Betrachtungen darüber anzustellen, daß kühle Vernünftigkeit in allen Lebenslagen für den Menschen das Beste sei. Hier erleben wir den einzigen Wutausbruch des alten Kunemund, und auch sein Begleiter von Schmid macht seinen Arm ziemlich grimmig von dem Griff des dunkelfarbigen Weltweisen frei und hätte beinah etwas sehr laut gerufen, was er keineswegs niederzuschreiben gewagt haben würde. Er ist eben trotz aller Hochachtung durch eine erhebliche Kluft von dem trefflichen Ceretto getrennt, die zwischen ihm und dem Helden nicht derartig klafft. Zwischen diesen beiden Deutschen und Niedersachsen besteht nur der Unterschied des Gebildeten und des Naturmenschen, im übrigen sind sie ein Herz und eine Seele. Der Vorzug des wahrhaft Gebildeten besteht in der überlegenen Kenntnis der Umwelt und der Bewußtheit seiner Innenwelt. So trifft ihn von außen nichts Unerwartetes oder Unverständliches, und seine eignen Gefühle vermag er zu objektivieren. Der Ausdruck des einen ist das Wort Schmids beim Tode Karls: „Nehmen Sie sich das Elend der Welt nicht mehr zu Herzen, als nötig ist. Es ist noch nie etwas Außergewöhnliches auf Erden vorgefallen." Der Gipfel des andern ist seine Selbstironisierung bei seinem leisen, doch unaufhaltsamen Zutreiben auf Christine von Wittum. Das höchste Ergebnis der Geistesbildung ist die innere Freiheit, die sich bei Goethe in der vollkommenen Objektivität, bei Raabe, wie bei seinem wichtigsten Vorbilde Sterne in dem Freischweben des Humors über den Dingen bewährt. Die innere Freiheit des Denkens hat aber ihre Klippen und Fährlichkeiten. Bei der Leichtigkeit der Denkvorgänge nach verschiedenen Richtungen hin verliert der Gebildete vielfach das Gefühl für das Notwendige und Einzig-Richtige, den Zusammenhang mit der Natur, die uns durch Gefühl und Instinkt besser und rascher das Rechte zu sagen vermag als alle Reflexion. Daher die Sehnsucht der Überkultur nach der Natur, des Alexandrinismus nach dem Hirtenidyll, die Ehrfurcht der echten

Kultur Goethes vor dem Natürlichen, die Bewunderung des sentimentalischen Dichters Schiller gegenüber dem Naiven, die Freude der Erwachsenen an begabten Kindern: daher auch der Respekt, oder besser die liebevolle Verehrung des Herrn Emil von Schmid vor dem Meister Autor. Sie spiegelt sich in dem einzigen Worte: „Er verlegen — der Meister Autor!“ ferner in der Wendung: „das schwere, mühselige Sichemporheben des Alters bekümmerte mich bei dem greisen Freunde; ich half ihm höflich.“ Er sagt nicht „freundlich“, sondern „höflich“, wie man bei Übergeordneten tut. Und so noch vielfach. In der Tat, mit der größten Aufmerksamkeit müssen wir eine Persönlichkeit zu verstehen suchen, welcher der Dichter selbst ein derartiges Gewicht beimißt. Meister Autor ist seiner äußeren Stellung nach ein recht einfacher Mann. Er hat eigentlich Lehrer werden wollen, ist aber durch ein schweres Augenleiden, wahrscheinlich die Nachwirkung des Feldzuges von 1815, an dem er teilgenommen hat, diesem Beruf entzogen und lebt nun zuerst als Hausgenosse des Försters Arend Tofote, dann im kleinen väterlichen Hause sehr bescheiden dahin, — aber er hat es, um schlicht zu reden, in sich. Er ist eine kraftvolle und ganze Natur. Er hat ein starkes wuchtiges Empfinden, das langsam und tief wogt wie das Meer und mit dem leichten Gekräusel oberflächlichen Wellenschlags in einem seichten Empfindungsbächlein moderner Art nichts gemein hat. Er nennt das sein Gemüt und ermißt gar wohl dessen Abstand von der rasch beweglichen Innenwelt des modernen Menschen. „Ihr, die ihr euch da umtreibt, ihr, die ihr alles, was euch passiert, von einem Tage zum andern zu nehmen wißt, ihr könnt euch freilich nicht in unser Gemüte hineinversetzen.“ Dieses Gemüt hat Ernst und Dauer. Er liebt seinen Wald, seine Heimat, sein Haus und Dorf, seine Tiere und seine ihm Nächststehenden. Solche treuen, festwurzelnden Menschen sind der Grund, auf dem unser Volkstum beruht — wie selten sind sie heute! Mit allem in seiner Umgebung ist er durch ein warmes, unbeirrbares Gefühl dauernder Zusammengehörigkeit verbunden, aber mit nichts und niemand so innig wie mit dem Kinde Gertrud Tofote. „Zuletzt“, sagt er, „ist es doch immer nur einzig und allein das Kind, welches mir im Sinne liegt. Wenn ich das Kind in Sicherheit und Behaglichkeit weiß, ist mir alles übrige nur wie ein Unwetter, das man unter einen Busch am Wege abwartet.“ Sie ist die Freude seiner Mannesjahre und die Hoffnung seines Alters, aber nicht im egoistischen Sinne. Als er einsieht, daß ihre Entwicklung zur Weltdame nicht zu hemmen ist, daß sie, zumal nach dem Tode Karl Schaakes, in der Heimat nicht mehr am Platze sein würde, verzichtet er willig auf sie. Er ist eben nicht bloß ein kluger, sondern sogar ein weiser Mann. So jung er sich fühlt, so kindlich und schämig er dem Herrn von Schmid zuerst gegenüber tritt, so sehr er zu staunen vermag über jede Kleinigkeit in der Stadt Braunschweig, die er mit diesem durchwandert, — so klar ist sein Urteil, so fest sein Wille, so reif

und weitschauend sind seine Ansichten, wenn er sich auf seinem Gebiete, dem Reinmenschlichen und Natürlichen, bewegt. Er hat trotz aller Schlichtheit ein scharfes Urteil über das, was ihm und seiner natürlichen Welt nicht gemäß ist. Die Stadtgesellschaft, die aus bloßer Unterhaltungssucht sein Forstidyll überfällt, hat er sofort begriffen, behandelt sie sehr kühl und bringt sich, sobald er kann, vor ihr in Sicherheit. Ebenso macht er über das Stadtvolk, welches, durch das Bahnunglück zum Aufenthalt gezwungen, über eine armselige Dorfkneipe herzhaft und unglimpflich loszieht, große Augen, aber nicht lange. Den Egoisten Wellington, „das rotfrackigte reitende Käkebein," der die Braunschweiger, statt sie an der Siegesfreude in Paris teilnehmen zu lassen, in den Schloßhof von St. Cloud sperrt, hat er in seinen persönlichen Bann getan. Seinen anfangs auf leichtsinnigen Genuß, später auf unanständiges Geldverdienen gerichteten Bruder hält er trotz all seines imponierenden Reichtums für einen Lumpen, und Wichselmeyers Gleichgültigkeit bei der bitteren Todesnot Karl Schaakes erregt ihn zu den gröblichsten Schimpfworten. Solche Erregung ist freilich eine Ausnahme, und sie ist, abgesehen von dem Urteil über Wichselmeyer, hervorgerufen durch die Hemmung seines Willens zum Helfen, die ihm dieser in den Weg legt. Der christliche Wille zum Guten, den er nicht nur an Gertrud und Karl, sondern auch an der unausstehlichen Alten bewährt, ist seine wesentlichste Willensregung. „Wie auch der Alte vor uns unberufenen Alltagsmenschen sich anstellen mag, seinen Beruf hält er fest. Er tut nur so, der getreue Knecht Eckart, als ob die Welt nicht mehr auf ihn zu rechnen habe." Freilich äußerlich zeigt er die Ruhe und Gelassenheit des betrachtenden Weisen. Er sitzt in seinem Dorfe und spielt den Maulwurf auf der Schaufel, aber seine Bedeutung ist dadurch nicht gesunken. Er ist nicht mehr, wie Raabe sagt, der Mann, den sie einst an einem Sommertag im Walde getroffen haben, „das Kind hütend und mit dem Kinde geheimnisvolle Wunder in der Einsamkeit erlebend — er ist nun vielleicht noch etwas mehr". Er ist ein Held der Selbstüberwindung, ein Heiliger der Entsagung, ein Weiser in der Betrachtung des Weltlaufs. Manche seiner schlichten Worte enthalten die ganze Weltweisheit, den Pessimismus Schopenhauers und hinwieder seine Überwindung durch Glauben und Ethik. Er erkennt bitter, daß das Unglück sich nicht so rasch verbraucht in der Welt. „Was Schaden bringt und Unheil stiftet, hat immer eine gute Gesundheit." „Alles ist in der Welt vorhanden, aber nichts an der richtigen Stelle." Die Welt ist unzulänglich. „Wann fehlen der Leiter, die in einen Brunnen hinunterreichen soll, nicht einige Sprossen?" Aber dennoch wie tröstlich sein Wort: „Es führt stets ein Weg um die Mauer." Sein Glaube ist nicht geschwunden, so wenig Aufhebens er als verschlossener Niedersachse davon macht, und er endet bewußt und bestimmt in der Ethik des Christentums: „Unsereiner meint immer, daß er um seinetwillen da sei, doch das ist nicht

so, — es ist wirklich nicht an dem; man muß aber alt werden, um es auszukundschaften." So findet dieser vom Schicksal hartgebettete Mann aus persönlicher Kraft seinen Frieden. Es ist ein Trost und eine Stärkung, ihn zu kennen. Herr von Schmid empfindet jedesmal ein wohltuend warmes Behagen, wenn er an ihn denkt, und hat in mancher unsicheren Stunde den Meister still um Rat gefragt, denselben jedesmal erhalten und wirklich dann und wann befolgt und zwar niemals zu seinem Schaden, wenngleich sehr häufig zur unmäßigen Verwunderung anderer Leute. So können auch wir tun.

III

Es ist uns gewiß in Land und Stadt schon mancher von Meister Autors Schlage begegnet, ohne daß wir ihn erkannt und gewürdigt hätten. Es bedurfte des dichterischen Genius, um ihn voll zu durchschauen, und der dichterischen Kunst, um ihn ins rechte Licht zu stellen, unsern Anteil für ihn zu wecken und ihn unvergeßlich einzuprägen. Die Kunst Raabes, der Wilhelm Brandes in seinem Raabebüchlein ein eignes Kapitel gewidmet hat, worüber aber nach seiner Ansicht Bücher geschrieben werden können, erstrahlt im Meister Autor im schönsten Lichte. Raabe darf in bezug auf die Gediegenheit seiner Kunstwerke einen Platz unter den Vertretern des besten deutschen Kunstgeistes beanspruchen. Man kann ihn getrost mit Dürer und Klinger, mit Bach und Wagner zusammenstellen. Den deutschen Erzählern tut er es in seinen besten Werken nicht an Leichtigkeit und Eleganz, doch an schwer gediegener Arbeit allen zuvor. Wir wissen, welcher sorgfältigen, ja gewissenhaften Arbeitsweise er diese Ergebnisse verdankt, wie er keinen Roman ausarbeitete, den er nicht vorher bis ins Einzelne konzipiert hatte. Daher schreibt sich denn auch die genaue Abgewogenheit der Teile, die schöne Verteilung des dichterischen Schmuckwerks, die Unantastbarkeit der sprachlichen Ausgestaltung.

Der Meister Autor folgte auf Christoph Pechlin, jene ergötzliche schwäbische Schnurre, die er in den Taumel der Gründerjahre hineinwarf, und knüpft an den Ernst des Schüddekrump an. Der erste Entwurf wurde nach einer durch Kindtaufe, Familienbesuch, u. a. bedingten Tätigkeitspause vom 25. Oktober 1873 bis zum 31. Januar 1874 fertiggestellt. Etwa drei Wochen später beginnt die Ausarbeitung. Am 26. Februar ist das erste Kapitel fertig, am 3. März das zweite und so fort, bis er am 10. Juli zu Harzburg in sein Tagebuch schreiben kann: „$9^1/_2$ Uhr Beendigung des Meister Autor oder der Geschichte vom versunkenen Garten." Bemerkenswert ist, daß er das Manuskript am folgenden Tage an Hallberger in Stuttgart schickte, es aber nach einem Monat am 14. August freundlichst zurückbekam, worauf es bei Günther in Leipzig, dem Verleger des Pechlin, eine Unterkunft fand. Am 15. August aber, am Tage nach dem Rückempfang des Autor, um 5 Uhr begann Raabe die Erzählung „Zum Wilden Mann" auszuarbeiten. Das war unbeirrbarer Mannesmut, er zeigte sich seines Meisters Autor würdig.

Der Kunstverstand zeigt sich zuvörderst in der Verteilung des Stoffes. Von einer Regelmäßigkeit der Einteilung, wie die in der Trilogie, je dreimal zwölf Kapitel, die Richard M. Meyer zu seiner wunderlichen Theorie von der vorher festgestellten, irgendwie auszufüllenden Kapitelzahl veranlaßt hat, ist hier ebensowenig die Rede wie bei den Alten Nestern, Pechlin, Dräumling, Pfisters Mühle. Wir haben 26 Kapitel, die sich gleichwohl hübsch gliedern lassen. Die ersten zehn Kapitel geben nach dem heiteren Vorspiel der Landpartie Schmids, die seine Bekanntschaft mit Autor vermittelt, den Bericht von der Übernahme der unseligen Erbschaft Mynheers van Kunemund, die weiteren 16 enthalten die traurigen Folgen davon. Wieder sind zehn Kapitel vom 14. bis 23. dem Unglück Karl Schaakes gewidmet. Vorher gehen drei Kapitel über das Bahnunglück und das zweite Kennenlernen Meister Autors, und den Beschluß bildet das Satyrspiel von der endgültigen Fesselung des Herrn von Schmid durch Christine von Wittum, ebenfalls in drei Kapiteln. An Übersichtlichkeit und innerer Form läßt die Geschichte nichts zu wünschen übrig.

Weit mehr aber, als diese deutliche Disposition ist an dem Werke die dichterische Zier und die philosophische Vertiefung zu bewundern. Ein feiner Kunstgriff, der uns unmittelbar in die dem Gebildeten fremde Welt hineinführt, ist das Mitspielen des Verfassers, der selbst mit dem alten Kunemund durch die Straßen geht, das Haus des tückischen Bruders besichtigt, die Liebe und das Verzagen Karl Schaakes beobachtet, dann unmittelbar nach dem Eisenbahnunglück dieselbe Strecke fährt, den Namen des verunglückten Seemanns in der Zeitung entdeckt und fortan in den trüben Verlauf der Dinge verwickelt bleibt bis zum Begräbnis[1]). Für den Braunschweiger wird die Erzählung besonders belebt dadurch, daß sie am Süd-Elm bei Kneitlingen und in der Stadt Braunschweig spielt. Wir hören es von St. Katharinen zwölf Uhr schlagen, wandern an einem der alten Kirchhöfe vorüber und nähern uns durch Zickzackwege und Heckenstraßen dem Wunderhause Mynheers van Kunemund, das man mit seinen Gartenfiguren und seinem Rokokoschmuck etwa dem heutigen Tennishause im Bürgerpark gleichen mag, als es noch auf der Goslarschen Straße stand. Der Cyriacihof der Base Schaake, nach dem alten Cyriacusstift an der Stelle des heutigen Bahnhofes benannt, ist der Johannishof, wonach noch jetzt das kleine Gäßchen heißt, das von Kattreppeln zum Posthofe führt. Er ist anfangs der siebziger Jahre tatsächlich abgerissen, um dem Postgebäude und der Friedrich-Wilhelm-Straße Platz zu machen. Wundervolle Worte hat Raabe dem alten Gebäude gewidmet, die schon 1874 dem jetzt seit einigen Jahren bestehenden Ausschuß für Denkmalspflege die Richtlinien geben konnten (Kap. 14 und 22).

[1]) Wir finden denselben Kunstgriff in den Alten Nestern, Pfisters Mühle und den Akten des Vogelsangs.

Dieses war Poesie, die er vorgefunden zu haben scheint, — es sind leider keine Abbilder des alten Hofes erhalten[1]) — wie viel mehr aber an köstlichem dichterischem Gut trug er hinein!

Überaus anziehend ist die Einwebung deutscher Märchenzüge in die Erzählung. Der Meister Kunemund mit seinem Schnitzmesser, das er zum Zeitvertreib handhabt, wird dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen, verglichen und somit zu den berühmtesten Leuten im deutschen Volke in Verwandtschaft gebracht. Als ihn die Stadtgesellschaft am Bache trifft, ist er von einem schiefbeinigen, sagenhaft aussehenden Dachshunde begleitet, der bellt wie ein Hund aus den Gebrüdern Grimm. Die Waldförsterei mutet an wie ein Märchen. Daß es so etwas noch geben könnte, scheint schier unglaublich. Aber es ist so. Die Romantik und die Wunderwelt liegen, wie in Pfisters Mühle behauptet wird, „zehn Schritt weit von unsrer Tür, 10, 20, 30 Jahre ab —, als die Eisenbahn noch keine Haltestelle am nächsten Dorfe hatte, — als der Eichenkamp auf dem Grafenbleeke noch nicht der Separation wegen niedergelegt war, — als man die Gänseweide derselben Separation halber noch nicht unter die Bauerschaft verteilt und zu schlechtem Roggenacker gemacht hatte — als die Weiden den Bach entlang noch standen, als dieser Bach selber" — noch nicht zur Gosse der Fabriken gemacht war. Dahin gehört auch die Märchenförsterei Arend Tofotes. Mynheer van Kunemund wird malitiös Herr von Rumpelstilz genannt, Gertrud ist über Nacht eine „Goldprinzessin" geworden. In dem „Märchenhause" des Erblassers wandelt den Dichter eine „märchenhaft neugierig bängliche Stimmung" an, wie dem Hirtenknaben im Kyffhäuser. Auch nach dem Bahnunglück befällt ihn wieder in der Stille der sommersonnigen Natur eine Märchenstimmung, bis ihm das Märchen noch freundlicher die Hand entgegenstreckt und ihm Meister Kunemund zuführt. Die Base Schaake ist ihm wie aus dem Märchenbuche genommen. Christine von Wittum aber ist die Hexe in der Geschichte, wenn auch nicht die häßliche zahnlose aus Hänsel und Gretel.

Diesen lieblichen Motiven des Märchens steht das schwerlastende, tragische des Schicksals gegenüber, das nicht ohne Mystik behandelt ist. Der Stein der Abnahme, den Karl Schaake im Hause des jüngeren Kunemund vorfindet, ist sein Unheil verkündendes Symbol, ein schwärzlich-grünlicher Stein von eirunder Form, der nicht ohne Kunst und Mühe bearbeitet ist. Die eine Hälfte ist mit einem Durcheinander „wahrscheinlich sehr magischer und niederträchtiger Schriftzüge" bedeckt, auf der andern Hälfte ist ein gar nicht häßliches Gesicht eingegraben. „Die Eingeborenen der Sundainseln nennen es den Stein der Abnahme und dulden es nicht,"

[1]) Kenner Braunschweigs glauben für die Schönheit der Architektur den früheren Thomähof an der Heidenstraße als Vorbild zu erkennen.

sagt Karl Schaake. Auch er duldet es nicht unter dem Erbe Gertruds und wirft es voll Abscheu in den Gartenteich. Aber der tückische Stein muß schon zu lange unter den Raritäten Kunemunds gelegen haben; „in diesen Dingen verstehen Mutter Natur und Muhme Schicksal keinen Spaß." Indes das Schicksal tritt noch in andrer Form auf. Als der Schriftsteller von Schmid am Tage nach dem Bahnunglück die Zeitung liest, lenkt ein Jemand hinter ihm seine Augen auf den Namen Karl Schaakes, wohinter steht: „beide Füße doppelt gebrochen", und als er ausruft: „Es ist wohl nicht möglich!", sagt das Ding hinter ihm: „doch wohl, wir machen das häufig so." Ein ähnliches Auftreten des Schicksals läßt sich auch in den alten Nestern (I, 9 S. 75) und im Abu Telfan (Kap. 10 u. 18) gewahren. Nur ist das Motiv hier viel unheimlicher als dort. Freilich ist auch die Mystik des Schicksals zuweilen versöhnlich gewendet. Meister Autor wird mehrfach durch eine innere Mahnung auf eine Not seiner Gertrud aufmerksam gemacht, ja vor dem Tode Karl Schaakes hört er das Singen der Sekte, das in der Sterbenacht erklingt, am hellen Mittag vorher. Er bestaunt das selbst: „Was klingt alles um einen herum in der Welt!" Dem klugen Freunde in der Stadt aber entreißt sein Bericht von seiner Berufung das erstaunte Wort: „Sind die geheimnisvollen Hände noch immer an ihrem Werke? Nun, dann mögen wir guten Leute mit unserm Erdentage anfangen, was wir wollen. Es bleibt doch beim Alten und die Welt ein großes Wunder!" An der Tragik der Einzelschicksale wird dadurch freilich nichts geändert. Die Tragik im Meister Autor wird hinwieder über den Einzelfall hinausgehoben durch das Motiv der versunkenen Gärten. Auch dieses taucht zuerst bei der Besichtigung des geerbten Märchenhauses auf. „In der Umgegend von Batavia", sagt Karl, „trifft man auch solche kuriose alte Gartenhäuser, aber sie versinken allmählich im Sumpfe." Jedoch es handelt sich in unsrer Erzählung nicht um solche durch Naturveränderung untergehende Gärten, auch nicht um den des Mynheer van Kunemund, der durch Straßenanlagen verbaut wird, sondern die Gärten sind ein Symbol für das idyllische Leben in der Liebe zu Natur und Menschen. Für Gertrud Tofote versinkt der Garten ihres Jugendglücks und ihrer Jugendliebe, um einem modernen Berliner Mietshause mit Vollrad von Wittum als Inwohner Platz zu machen. Für den Meister Autor versinkt der Garten seines guten Lebens mit denen, die ihm lieb sind, um ihn der Einsamkeit zu überantworten. „O lieber Herr!" ruft er aus, „wie viele Gärten versinken dem armen Menschen in der Welt!" „Das war das Wort!" fügt der Dichter hinzu. „Es fallen Schlösser — Luftschlösser ein; aber das hat nichts zu bedeuten: die Gärten allein, die den Menschen, den armen Menschen, versinken, die waren ein jeglicher eine Wirklichkeit vom verlorenen Paradiese an." Und das ist, dünkt mich, der Kern des Meister Autor: Hütet die Gärten, ihr Menschen, in denen euer Glück wohnt! Um-

friedigt sie und haltet sie verwahrt, laßt keinen Störenfried hinein! Und verlaßt sie nicht in Verblendung, gebt sie auch nicht allzurasch aus Verzagtheit auf, damit nicht die Reue über euer törichtes Verschulden und die wehe Empfindung der Kälte und Härte, die euch aufgenommen, euer Leben vergifte. Sind sie euch aber versunken, so bewahrt doch die Erinnerung daran als ein Heiligtum in eurem Herzen! Rottet sie nicht aus in Verzweiflung oder Ruchlosigkeit! Das wird euch feiner und tiefer machen, als die andern, und euch Kraft geben, Schwerstes zu erdulden und zu überwinden.

Zu Wilhelm Raabes Gedenken

Von Albert Geiger

Alte Giebel, dunkle Straßen,
Niedrer Berg und enges Tal.
Alte Sitten. Enge Menschen.
Doch darüber Sonnenstrahl.

Giebel dehnen sich. In Stuben
Breitet reich sich Leben aus.
Vielgeartete Gestalten.
Ein Erlebnis jedes Haus.

Täler funkeln. Hügel lachen.
Berge grüßen feierlich.
In den Erlen an den Bächen
Sonnen alte Märchen sich.

Handwerksburschen und Studenten,
Mit dem Ränzel hoffnungsschwer.
Und die Kutsche rollt gemächlich
Städtchen hin und Städtchen her.

Alles spricht in eignen Lauten,
Tragisch, echt, komödienhaft.
Aus dem Städtchen bunte Zauber
Eines Dichters Seele schafft.

Kreise, die beschränkte schienen,
Weiten sich zur Menschlichkeit.
Und es reiht in stillem Schreiten
Alte sich zur neuen Zeit.

Schlote dampfen. Städte öffnen
Ihr Gewimmel, ihr Geschick
Dieses Dichters niebetrognem
Richtendem Verständnisblick.

Problematisch und voll Klarheit,
Voller Wahrheit und doch Wahn,
Voller Skepsis und doch gläubig:
Bunt ein Kleid wird umgetan.

Der's erdacht und der's geschneidert,
Meister seltenen Geschicks,
Zwischen zweien Welten stehend,
Guten und doch scharfen Blicks:

Wilhelm Raabe, vielgeliebter,
Unvergeßlicher Poet,
Wie dein Herz in unsern Herzen
Ewig alt und neu doch steht!

Gabst den Kleinigkeiten Größe.
Zeigtest falsche Größe klein.
Wolltest Mensch nur sein als Dichter.
Doch vor allem: Weiser sein!

Lächle aus der Himmelsferne
„Altershausen" still herab.
Wenn mir heut ein Deingedenken
Warmbescheidene Verse gab.

Lächle freundlich! denn beim Lächeln
Deines Mundes bangt es mir.
Gnädig denke: nicht die letzten
Verse sind's die, die gelten dir!

Lasse so von mir bedichtet,
Kritischer, du, mir den Kopf.
Wirf mich nicht zum großen Haufen
In den großen Phrasentopf!

Hastenbeck, ein Zeugnis von Raabes Patriotismus

Von Max Adler

Mit gleichmütigem Behagen pflegte Meister Raabe lebende und tadelnde Kritik über sich zu lesen; nur einmal habe ich ihn empört gefunden. „Da hat ein Herr Richard M. Meyer mich der Reichsverdrossenheit beschuldigt und mir das volle Herz für Sedan und Kaiserkrone abgesprochen", so ungefähr grollte er einst im Gespräch. Dieses Urteil bot die erste Auflage von Richard M. Meyers „Deutscher Literatur des 19. Jahrhunderts", und die vierte bietet es noch ebenso; ja trotz allen Widerspruchs hat sich der gelehrte Verfasser noch nicht einmal bewogen gefühlt, den bösen sachlichen Fehler über den Horacker zu berichtigen, — die Änderung würde ja freilich den markantesten Pinselstrich aus Meyers Bild nehmen.

Nun wird jedem, der Raabe kennt, der Vorwurf zunächst überraschend kommen. Dem Manne, der in Deutschlands trübster Zeit, wie selbst Meyer immerhin anerkennt, wenn es auch ein arger Mißgriff ist, H. Heines und Raabes Patriotismus auf eine Stufe zu stellen, dem Manne, der in Deutschlands trübster Zeit ein ganzes Herz für seines Volkes Not hatte, dem Manne, der zu den Ersten gehört hat, die Bismarcks Bedeutung erkannten, dem Manne, der — selbst Mitglied des Nationalvereins — in der Sturmzeit der sechziger Jahre im Schwabenlande persönliche Anfeindungen hat erleiden müssen, weil er mit seinem Freunde Jensen mannhaft für Deutschlands Einigung unter Preußens Führung eintrat, dem soll nun das Herz für Deutschlands Größe gefehlt haben! Noch weniger will das dem einleuchten, der mit Raabe vertraulich hat plaudern dürfen. Aber vielleicht macht gerade der Zauber des persönlichen Verkehrs und bewundernde Liebe blind, und der nüchterne Verstand des kühl wägenden Literaturhistorikers behält Recht. Denn das scheint klar, so wesensfremd Meyer gerade einem Raabe gegenübersteht, dem Eindruck seiner Dichtung hat er sich nicht entziehen können, und er bemüht sich, dem Dichter gerecht zu werden. So erkennt er an, daß Raabe die meisten Zeitgenossen dadurch weit überragt, daß er eine eigne Weltanschauung hat; aber er vermißt in ihr die tatkräftige, freudige Mannhaftigkeit und dadurch das Verständnis für die großartige Energie in dem aufstrebenden deutschen Reich.

Nun haben Raabes Verehrer gerade auch diesen Vorwurf zurückzuweisen versucht und dabei namentlich auf das Motto des letzten vollendeten Werkes, der 1899 erschienenen Erzählung „Hastenbeck", hingewiesen. Ein Wort des Freiherrn vom Stein hat Raabe gewählt, das Wort: „Ich habe nur ein Vaterland, das

heißt Deutschland". Aber ein solches Motto kann schließlich doch nur zeigen, wie Raabe selbst über seine Vaterlandsliebe urteilte, aber nicht, ob diese Vaterlandsliebe nicht doch unter den Fehlern krankte, die Meyer an ihr sieht. Darum scheint es mir nützlich, die Erzählung, der Raabe ein so markantes Kennwort gegeben hat — ohne Absicht tut er das ja nie — selbst unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen. Vielleicht gewinnen wir so ein Urteil.

Ein Blick in den Inhalt scheint zunächst Meyers Ansicht voll zu bestätigen: Nicht von den großartigen Kräften des aufstrebenden Preußens erzählt uns der Dichter: ein Stückchen trübster, kümmerlichster Geschichte entrollt sich vor unseren Augen. Der Held der Erzählung, wenn man den armen Pold Wille so nennen darf, ist ein wenig willensstarker, geschickter Braunschweiger Blumenmaler der Porzellanfabrik Fürstenberg. Liebeskummer hat ihn Hannoverschen Werbern in die Hand fallen lassen. Nach der schmachvollen Niederlage bei Hastenbeck und der noch schmachvolleren Konvention von Kloster Zeven desertiert er und schleppt sich fieberkrank in seine Heimat, in Gefahr von Braunschweigern, Hannoveranern oder Franzosen als fahnenflüchtig aufgegriffen und in die Spießruten gejagt zu werden. Um diesen „Helden" gruppieren sich nun die von Meyer so hart beurteilten Lieblingsgestalten Raabes: eine alte, wilde Marketenderin und die scharfe, arbeitsfrohe Pfarrerin — diese beiden Gestalten würde Meyer vielleicht als zu den „kräftigen, heiteren(?)" Frauen gehörend auch seinerseits nicht verwerfen, — aber dann kommen die gutmütigen, teilweise beschränkten, halbinvaliden Personen, ein weichherziger alter und ein weltfremder, opferfroher junger Pfarrer, ein „matt und müder", todkrank am Wege liegen gebliebener Hauptmann, ein beschränkter Bauernbursche mit seiner Herzliebsten. Sie retten schließlich den Maler, und ein Marsch durch den wilden Winter bringt ihn mit seiner Braut, dem Pflegekind des alten Pfarrers, nach Blankenburg zu seinem gnädigen Herzog. Viel Liebe und Selbstlosigkeit, in dem Entsagen des jungen Pfarrers sogar eine Heldentat selbloser Aufopferung, findet der Leser, aber doch ist, was wir sehen, eine kümmerliche Kleinwelt, Schicksale kleiner Leute, die nicht tatkräftig am Bau des Staates mithelfen. Und diesem Bilde hat Raabe nun das stolze Wort des Freiherrn vom Stein als Geleitwort gegeben. Zu welchem Zweck?

Voll würde man des Dichters Absicht wohl erst erkennen können, wenn man wüßte, woher ihm die Anregung zu seiner Erzählung gekommen ist.

Bei seiner Art zu schaffen, ist es von vornherein nicht unwahrscheinlich, daß ihm wirklich ein altes Blatt wie das im 17. Kap. erwähnte aus der Bibel des Pastors Holtnicker einmal in die Hand gefallen ist, oder daß er irgendwo im Braunschweiger Land eine Erzählung von den Leiden, die jemandem der siebenjährige Krieg gebracht hat, so etwa vernommen hat, wie er auf S. 166 der zweiten Auflage so schön zu

schildern weiß: „Und wenn sie ihren Kindern davon erzählten, haben diese nichts von dem, was sonst wohl von Mären und Wundersagen zu ihnen gekommen sein mochte, darüber gestellt, sondern es nachher leise und scheu weiter gegeben an ihre Kinder, so daß es von Mund zu Mund nun auch bis zu uns wahrhaftig und getreu hinunter gelangt ist, wo es nun auf diesem Blatt liegen bleiben mag".

Eine solche Kunde würde in des Dichters Geist auf fruchtbaren Boden gefallen sein; denn gerade die Frage: „Wie halten sich die Kleinen in den großen Ereignissen, und wie behaupten sie sich in dem wilden Strudel stürmischer Zeiten?" hat ihn von Anfang an beschäftigt. „Lorenz Scheibenhart" eröffnet die Reihe der Dichtungen über dies Thema: hierher gehören dann, um nur einige zu nennen, „Else von der Tanne", „Im Siegeskranze", „Der Marsch nach Hause", „Des Reiches Krone" und „Das Odfeld". Zu solchem Stoff mag dann wohl das Motto des Odfeldes passen: „So ist es also das Schicksal Deutschlands immer gewesen, daß seine Bewohner, durch das Gefühl ihrer Tapferkeit hingerissen, an allen Kriegen teilnahmen; oder, daß es selbst der Schauplatz blutiger Auftritte war. Daß wenn über die Grenzen am Oronoco Zwist entstand, er in Deutschland mußte ausgemacht, Kanada auf unserem Boden erobert werden". Wie fügt sich aber das stolze Bekenntnis des Freiherrn vom Stein dazu?

Eine Antwort auf diese Frage erhalten wir zunächst auch nicht, wenn wir die Form der Erzählung betrachten. In seiner staunenswerten Belesenheit liebt es Raabe durch Worte zeitgenössischer Schriften eine wundersame Stimmung über seine Erzählungen zu breiten. In Hastenbeck wählt er eine schroffe Kontrastwirkung.

Der Mensch pflegt sich ja gerade dem zuzuwenden, was seiner Lage oder Stimmung entgegengesetzt ist. So errangen Salomon Geßners Idyllen „mit ihrem goldenen Weltalter der Großmut, Tugend und Unschuld, den Menschen, voll sanfter Empfindung und zierlicher Reden" (Scherer) in jener blutigen Kriegeszeit einen Welterfolg. Das benutzt Raabe: auch in seiner Leute Hand ist des Salomon Geßner Schäferbuch: aber auf blutigem Schlachtfeld aus eines Toten Habe ist es achtlos aufgelesen, sein Deckel trägt eine Kugelspur, und die, die es lesen, müssen statt zum harmlosen Schäferreigen unter Blumen und auf Weiden voll sanfter Lämmer hinein in den blutigen Kriegestanz: im Schäferlied fehlt der Wolf, im Leben spielt er die wilde Hauptrolle.

Schon diese dürftige Andeutung zeigt, welchen Stimmungszauber Raabe wieder über sein Werk zu breiten sucht. Und doch genügt ihm das noch nicht: durch Verdoppelung weiß er den düsteren Ernst noch zu vertiefen. Neben Geßner stellt er eines alten Predigers Predigtenbuch; aber das alles führt uns in unserer Frage keinen Schritt weiter.

Bleibt es demnach bei Meyers Urteil? Findet das stolze Motto im Geiste des Werkes keinen Widerhall? Kann er auf diesem Gebiet — denn was von Hastenbeck

gilt, wird auch von seinen andern Werken gelten — kein Volkserzieher sein? Hat seine „Reichsverdrossenheit" wirklich Schatten auf seine Dichtungen geworfen, jene rätselhafte „Reichsverdrossenheit", von der sich im persönlichen Verkehr mir wenigstens nie etwas gezeigt hat?

Ich glaube doch, Meyers Urteil ist und bleibt falsch. Wer Raabe wirklich verstehen will, darf eben nicht mit klugem Verstand allein lesen, ihm muß ein warmes Herz in der Brust schlagen. Dem Verstand wird eines Gottfried Kellers kaltherzige, politisch hausbacken nüchterne, aber plastisch klare und formschöne Kunst weit mehr zusagen müssen als Raabes Art. Dem deutschen Herzen scheint mir Raabe etwas ganz anderes, viel Größeres zu sagen zu haben, als was Meyer herausliest. Das ist dabei in Hastenbeck noch nicht einmal schwer zu finden.

Wir haben schon auf das Motto des „Odfelds" hingewiesen: derselbe Gedanke erklingt nun, wie Krüger in seinem Buch „Der junge Raabe" S. 135 hervorhebt, schon in dem 1858 entstandenen „Lorenz Scheibenhart!" „Wahrlich, das ist die leidige Not: Ihr möget gegen den Feind anreiten, wo ihr wollt in der Welt, ihr treffet immer gegenüber einen, der euch euren Schwertschlag oder Pistolenschuß mit einem deutschen Fluch zurücke gibt. Mag es sein in Welschland, in Polakien oder im amerikanischen Reich, deutsche Fäuste trommeln überall aufeinander, so weit die Sonne leuchtet, so weit die Nacht dunkel ist. Gott bessere es!" (Halb Mähr, halb mehr S. 152.)

In der Zeit deutschen Elends, als des Reiches Herrlichkeit noch nicht wieder erstanden war, da klagt der Dichter über die kosmopolitische Abenteuerlust seiner lieben Deutschen, die viel edles Blut vergeudet hat. Da brennt in seinem Herzen die Sehnsucht nach dem Deutschen Reich: des zum Zeugnis erzählt er in seinem ersten Werk die kleine Szene vom Meister Gottfried, der seine beiden Söhne im Freiheitskrieg für das Vaterland geopfert hat und dann, in der Zeit der ohnmächtigen Zerrissenheit, die Ehrentafel in der Kirche mit den Namen nicht mehr lesen kann (Chronik 115).

Nun aber ist das Reich gekommen und der Alte muß sehen, wie man im Rausche des Erfolges die schlimme Zeit vergißt, und wie sich im neuen Reich die schlimmen Kräfte so gewaltig wieder regen, die zum Zerfall geführt haben. Da hebt er warnend seine Stimme:

„Weh, Niedersachsen, weh", so beginnt die Schilderung. Tapfere deutsche Soldaten, Hannoveraner, Hessen, Preußen, Bückeburger, Sachsen-Gothaer und Braunschweiger (S. 4, 206, 207), mit tapferen Offizieren wie dem Obersten v. Breitenbach (S. 2) und mannhafte, ehrliebende Fürsten, wie Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (S. 2), haben eine schimpfliche Niederlage erlitten. Der Franzose ist wieder Herr im Land und weiß diese Lage auszunutzen: Raub und Plünderung, Totschlag und andre Gewalttat suchen das arme Land heim: die Söhne griff

der Werber auf und preßte sie als Kanonenfutter ins französische Heer (z. B. S. 121), das ganze Land aber sog man aus, nicht nur mit Kontributionen und Kriegsgeldern für des Heeres Erhaltung und Verpflegung, sondern der einzelne Mann suchte daneben noch persönlich sein Schäfchen zu scheren, soweit eben seine Macht reichte. „Es war in Niedersachsen von der Elbe bis zum Harz kein Haus und keine Hütte, wo nicht die fränkische Räuberfaust in die Sparbüchse, die Speisekammer und den Brotschrank eingriff" (S. 112). Es erpreßte der französische Oberbefehlshaber, der Herzog von Richelieu, und baute sich von dem Raube seinen stolzen Pavillon d'Hannovre in Paris (S. 3, 112), es erpreßte der Generalpächter Gautier, und sein Genosse Fullon konnte von der Beute ein Gut Juvisy erwerben (S. 112). Ohnmächtig waren deutsche Fürsten und ohnmächtig ihre Untertanen: der Herzog von Braunschweig mußte mit schwerem Gelde sich und seiner Familie eine Zuflucht in Blankenburg erkaufen und doch in jedem Augenblick gewärtig sein, aus diesem Asyl in die Gefangenschaft geschleppt zu werden (S. 3 u. 177). Und für die Untertanen war es wieder einmal eine Welt geworden, „in der man sich die Wiege und den Sarg gefallen lassen mußte, ohne drum gefragt zu werden" (S. 151). Mit bitterem Groll erzählt der Dichter von der schlimmen Zeit und es ist ihm ein Beweis von dem Walten der ewigen Gerechtigkeit, daß den elenden Fullon 1789 der Tod an dem Laternenpfahl ereilte (S. 112). Daß der Herzog von Richelieu, 92 Jahre alt, in seinem hannöverschen Pavillon sanft und friedlich entschlafen konnte, bleibt ihm eines jener Rätsel, das uns die Weltregierung von Zeit zu Zeit aufgibt, „hoffentlich nur, um uns zu zeigen, daß die allerhöchste Entscheidung immer noch ausständig bleibt bei einem letzten Tribunal jenseits des bedenklichen bunten Schattenspiels dieser Erde" (S. 113).

Es brennt Raabe das deutsche Herz, wenn er an die Zeiten der Schmach und Erniedrigung denkt, und mit klarem Blick erkennt er die Gründe dieser Not: die deutsche Uneinigkeit und fremder Einfluß. Was hilft den deutschen Truppen ihre Tapferkeit und was der Mut ihrer Offiziere: ein Fremder steht an der Spitze, der englische Prinz August Wilhelm von Cumberland. Was ist ihm deutsche Not und deutsche Ehre? Und so lange er das Heer führt, da machen sich alle schlechten Eigenschaften dort breit: der hochmütige Dünkel nationalstolzer, den Deutschen verachtender Engländer mit unfähigen Offizieren, Eigendünkel und Unfähigkeit hannöverscher Generale und Kabalen und kleinlicher Geist hannöverscher Minister, Groll der anderen Kontingente über diese hochmütigen Scharen (S. 205)! Wie anders das alles, als nun ein rechter deutscher Mann an die Spitze tritt: da wird diese Truppe, von der es eben noch heißt: „Toller als wie damals nach Kloster Zeven ist wohl nur selten um Eid und Ehre deutschen Kriegsvolks und deutscher Ritterschaft von Monsieur Arlequin mit der diplomatischen Pritsche und Gevatter

Hanswurst mit dem politischen Plumpsack herumgetanzt und zugehauen worden" (S. 119) — unter guter deutscher Führung wird dieses Heer zum Schutze des deutschen Landes und verjagt den fremden Räuber.

Und noch eins weiß uns der Dichter mit scharfen Linien zu zeichnen: daß Fürst und Volk zusammen gehören, daß sie beide mit einander gelitten haben in der Zeit deutscher Not und mit einander geblutet haben für Deutschlands Ehre. Den Herzog von Braunschweig trifft die Not so hart wie seine Untertanen, und der Graf von Stolberg ist vor der Räuberfaust des Franzosen so wenig sicher wie der arme Pold Wille. In der Herzogin Philippine Charlotte, der Schwester des großen Friedrich, endlich zeichnet der Dichter eine wahre Idealgestalt einer deutschen Frau und Fürstin: als Schmach und Schande empfindet sie es, in einem Asyl von Richelieus Gnaden in einer gewissen Sicherheit zu leben, während ihre Untertanen den Feind in Dorf und Hütte haben (S. 173). Ihren ältesten Sohn Karl Wilhelm Ferdinand — der 1806 bei Auerstedt den Soldatentod fand — hat sie in den Krieg gesandt mit dem stolzen Wort: „Ich verbiete Euch, mir wieder vor die Augen zu kommen, wenn Ihr nicht Taten getan habt, Eurer Geburt und Eurer Verwandtschaft würdig" (S. 2). Zwei Söhne sind ihr später auf dem Schlachtfelde gefallen, der dritte ist ihr ertrunken, weil sie ihn gelehrt hatte, sein Dasein nicht höher zu achten als das seiner Mitbrüder auf der Erde, nämlich der Prinz Leopold, der als Regimentskommandeur zu Frankfurt a. O. bei der Rettung von Menschen aus dem Ueberschwemmungsgebiet seinen Tod fand (S. 172). Und diesem fürstlichen Kinde legt Raabe sein letztes Bekenntnis in den Mund: „Ich fürchte mich auch vor nichts, wie Papa und Mama und oncle Frédéric und Schwester Amélie und die großen Brüder. Man soll sich vor gar nichts in der Welt fürchten, nicht wahr maman?" (S. 177).

Wir sind am Ende: soviel zeigt diese kurze Betrachtung wohl, daß in Raabe ein treues deutsches Herz geschlagen hat, das nicht nur die Schwächen bitter empfand, an denen Deutschlands Größe zugrunde gegangen ist, sondern das auch mit Stolz für die gute deutsche Art schlug. Freilich, man muß mit stiller Sammlung und warmem Herzen Raabes Worte lesen und in sich lebendig werden lassen, wenn man sie ganz erfassen will, der Meister drängt einem nie seine tiefsten Gedanken auf. Als ein getreuer Eckart hält er seinem Volk den warnenden Spiegel vor: in Glück und Erfolg vergißt es sich ja so leicht, wie es einst so bitter schlimm war und wie es zu diesen schlimmen Tagen gekommen ist (S. 112. Sie haben's natürlich heute vergessen usw.). Und dann leben all die alten Untugenden wieder auf und zehren an unseres Volkes Mark.

So, glaube ich, kann uns Raabe doch ein Erzieher sein, ein Erzieher zu gutem, echtem Patriotismus.

Wie meine Raabebüste entstand

Von H. Siedentop

Im vorigen Winter erschien in Hildesheim ein Aufruf zur Errichtung eines Raabebrunnens, in dem zu lesen war, daß der als Schöpfer in Frage kommende Bildhauer der einzige Plastiker sei, dem Raabe gesessen habe. Braunschweiger Freunde Raabes, die besser darüber unterrichtet sind, schüttelten zu dieser Behauptung verwundert den Kopf. Folgende kurze Schilderung der Entstehung meiner Raabebüste möge auch den Nebenzweck verfolgen, jene Angabe zu widerlegen. Nebenbei bemerkt, enthält nach Mitteilungen von Fräulein M. Raabe das Tagebuch des Meisters aus jener Zeit verschiedene Aufzeichnungen meine Arbeit betreffend.

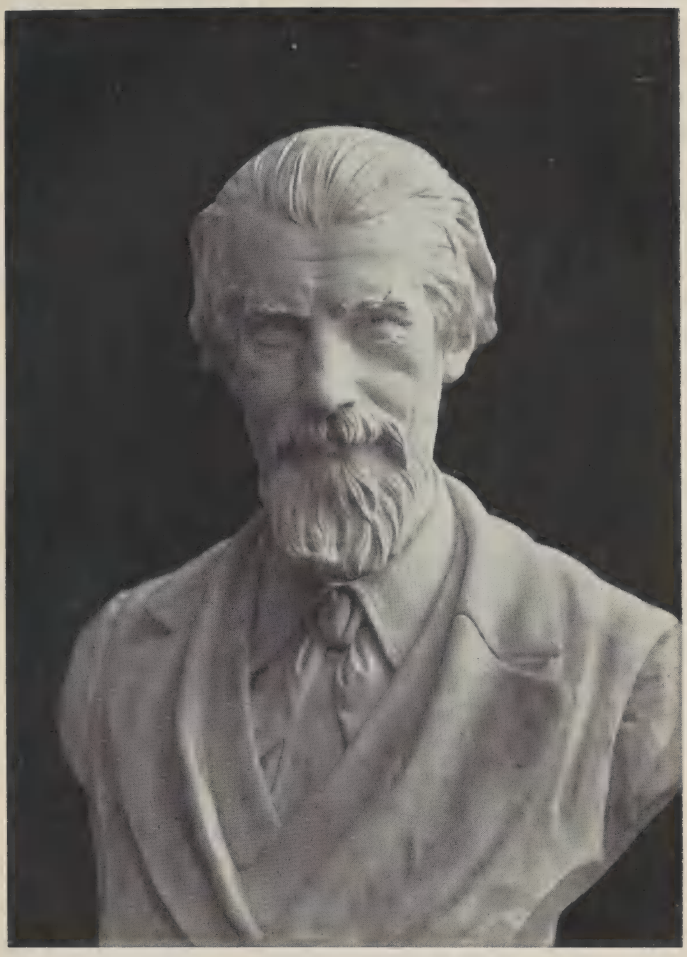
Im Jahre 1890 erhielt ich von meinen Freunden als Geburtstagsgeschenk das erste Raabebuch, die Sperlingsgasse. Ich las es und legte es — nicht beiseite; im Gegenteil, ich las bald mehr, und ich bekomme bis auf den heutigen Tag alljährlich von denselben Freunden ein Raabebuch zum Geburtstage. Einer dieser lieben Freunde, ein begeisterter Raabeanhänger und -freund, weckte in mir den Gedanken, die Büste Raabes zu modellieren. Jawohl, das war eine Idee — aber wie sie verwirklichen? Ich hatte bis dahin nicht einmal ein Bild Raabes gesehen. Er war derzeit noch nicht so populär, daß sein Bild in jedem Bücher- und Bilderladen hing. Es gelang mir, in der damals ersten Kunsthandlung seine Photographie zu erstehen. Einigermaßen verwundert über dieses Bild machte ich mich an die Arbeit, um bald genug einzusehen, daß es so ein vergebliches Mühen war. Inzwischen hatte mein Freund H . . . . einen Intimus Raabes ins Vertrauen gezogen. Diesem wie einem noch hinzugezogenen Freunde gefiel die Idee und die Anlage, und sie bettelten Raabe die Zusage ab, mir zu der Büste sitzen zu wollen.

Das war schon ein tüchtiger Schritt vorwärts. Nun mußte ich dem Meister einen Besuch machen. Ich tat es, mit etwas Herzklopfen freilich, weil ich ihn eben nicht kannte. Wenn ich jetzt an die Schülerszene im Faust denke, so trifft das für meinen Teil die damalige Situation so ziemlich.

Lang, hager, in dem schon öfter beschriebenen und doch unbeschreiblichen Schlafrock, gütige Freundlichkeit auf dem durchgeistigten Gesicht, in seinen Bewegungen etwas linkisch, nicht wissend, wohin mit meinem Hut, nach der Zigarrenkiste suchend und erst allmählich zur Ruhe kommend, — so trat er mir entgegen. Als ich glaubte, ihm sagen zu müssen, daß nicht etwa geschäftliche Spekulation, sondern meines Freundes und meine ehrliche Begeisterung die Veranlassung zu meinem Vorhaben sei, antwortete er mit sarkastischem Lächeln: „Sie würden sonst auch schwerlich auf Ihre Rechnung kommen.“ Er hat auch darin bis auf den heutigen Tag Recht be-

halten. — Als ich auf dem Heimweg war, hatte ich das Gefühl, als sei etwas Großes in mein Leben gekommen. — Nun konnte die Arbeit beginnen. Ich ließ die bereits angefangene Büste nebst einem Drehstuhl in des Meisters Wohnung schaffen, und an einem der nächsten Vormittage, es war im November 1891, nahm ich meine Arbeit im Schreibzimmer des Meister Raabe auf. Rauchend und mich zum Rauchen annimierend, stand er dann meistens neben meinem Drehstuhl, ab und zu meine entstehende Arbeit durch sein Glas betrachtend. (Daß er selbst ein vorzüglicher Zeichner war, wußte ich damals noch nicht.) Dabei sprach er über Vorkommnisse im alltäglichen Leben und über alles Mögliche. Nur großtönende Worte führte er nicht. Lenkte ich die Unterhaltung auf das, was ich gerade von ihm las, so machte er oft treffliche Anmerkungen dazu. Wie bedaure ich heute, über diese Unterhaltungen nicht Tagebuch geführt zu haben! — Im Fluge waren die vereinbarten $1^1/_2$—2 Stunden entschwunden, und so bin ich in einem Zeitraum von vier Wochen etwa 10—12 mal bei dem Meister gewesen. Stets war er gütig und interessiert. Jeder Tag, an dem ich zu Raabe gehen konnte, wurde mir zum Fest. Leicht war die Arbeit freilich nicht, wenngleich der gute Meister ein geduldiges und opferwilliges Modell war. Aber das feine Muskel- und Mienenspiel seines Antlitzes wechselte beständig. Was ich an einem Tage gut gemacht zu haben glaubte, verwarf ich oft am andern wieder. Als ich einmal die Befürchtung aussprach, von seiner wertvollen Zeit zu viel zu beanspruchen, erwiderte er freundlich, das schade gar nichts, er sei gerade mit einer Arbeit fertig, es sei dies eine Erholung für ihn. Das Drücken und Kneten in dem weichen Ton gab ihm oft Anlaß zu humorvollen Bemerkungen. Er nahm auch selbst wohl ein Stückchen Ton zwischen die Finger und freute sich über die Weiche und Geschmeidigkeit des Materials. Zuweilen rief er die eine oder andere seiner Damen zur Kritik herbei, und es entspann sich dann meistens ein lebhaftes Wortgefecht über schiefe Gesichter im allgemeinen und Vater Raabes schiefe Nase ganz im besondern. Er lächelte zu all dem und ließ die kleinen Scherze ruhig über sich ergehen. Eines kleinen Zwischenfalles möchte ich noch gedenken. Der Dichter stand sinnend und rauchend am Fenster und gab mir so prächtige Gelegenheit, sein Profil zu studieren. Plötzlich fährt er aus seinem Träumen auf, öffnet das Fenster, ruft einen vorübergehenden Bekannten an und bittet ihn, auf einen Augenblick heraufzukommen. Stolz zeigt er dem Herrn (ich habe leider seinen Namen vergessen) das Modell der Büste und freut sich über die beifälligen Äußerungen desselben. Nachdem der Besucher gegangen war, meinte Meister Raabe lächelnd: „Nun können wirs ruhig glauben; der würde sich nämlich nicht geniert haben, wenn's ihm nicht gefallen hätte."

Einmal aber hat er mich trotz aller Güte gekränkt! Als ich eines Tages zu ihm kam, sah er merkwürdig verändert aus. Er hatte sich sein Haar, das er im Nacken



Raabe-Büste von H. Siedentop

immer straff bis ziemlich auf den Kragen herunterhängend trug, schneiden lassen. Mir wollte die so entstandene Lücke zwischen Kopf und Rücken nicht recht gefallen, und als ich ihn fragte, warum er mir das getan, entgegnete er ruhig, die Künstlerlocken seien ihm zu unerträglich lang geworden, und so habe seine liebe Frau zur Schere greifen müssen.

Dann kam der Tag, an dem ich die Büste wieder in meine Werkstatt schaffen ließ, um noch einiges rein Technische daran fertig zu stellen. Sie dann aber gleich abzugießen, konnte ich mich noch nicht entschließen. Ich habe sie längere Zeit feucht aufbewahrt, und als ich sie dann wieder hervorholte, hielt ich es für nötig, das Bildnis nochmals mit dem Original zu vergleichen. Bereitwilligst kam der Meister auf meine Bitte zu mir und brachte seinen Bruder, Herrn Oberamtsrichter Raabe, mit. Das Resultat dieses Besuches war, daß ich schon am folgenden Tage an das Abgießen ging. Einige Wochen später stand ich wieder im Arbeitszimmer des Meisters, um ihm das erste Exemplar der Büste zu überreichen. Der Gute war sichtlich erfreut — und ich war es gewiß nicht weniger.

So wie mir Raabe im Laufe der Zeit mehr und mehr gab durch seine Werke (und hoffentlich auch in Zukunft geben wird), so steigerte sich mein künstlerisches Interesse an seiner äußeren Erscheinung. Ich habe sein Bild noch wiederholt darzustellen versucht, so in einer zweiten, kleinern Büste, in einigen Plaketten und letzthin als Statuette. Nebenstehende Abbildung zeigt die Büste, deren Entstehen ich hier geschildert habe. Sie stellt Raabe als Sechziger dar und ist unter seinen plastischen Bildnissen das erste, das unter den Augen des heimgegangenen Meisters entstanden ist.

Das Gute

An manchem Kerl ist nichts Gutes als sein Herz, von welchem die Welt nichts wissen will, halte Dich an einem solchen Kerl und laß die Welt die Nase zuhalten. Es ist mehr daran gelegen, daß das Volk nach grüner Seife rieche, als daß Der und Der, Die und Die nach französischen Parfüms und Essenzen dufte. Hüte Dich vor übergroßem Ekel; denn oft hängt nicht nur des Menschen Appetit, sondern auch des Menschen Seele an einem Haar. Wer mit dem Teufel glücklich kämpfen will, der stellt sich besser fest auf seine Füße und beißt die Zähne zusammen, als daß er sich unter dem Rock des heiligsten Engels verkriecht.

Die Leute aus dem Walde.

Gib deine Waffen weiter, Hans Unwirrsch!

Von Gustav Schüler

Vom heißen Herzen in die Faust!
Das sind die rechten Waffen.
Gegen alles Finstere, das feindlich braust,
Einen lichten Sieg zu schaffen.

Die guten Schwerter sind uns so not!
Hans Unwirrsch, gib das deine!
Über Lebensmoder und Lebenstod
Glüht es im siegenden Scheine.

Ihr treuen Propheten, tut euch kund —
Wir brauchen euch so bitter —
Und reißt mit rascher Hand zum Grund
Das Lebenslügengeflitter.

Aus hartem Düster kommt ihr her
Und tröstet vielerorten.
Zu Herzen, in lähmenden Sorgen schwer,
Kommt ihr mit rüttelnden Worten.

Das Fragen und Zagen um Glück und Gut
Muß besserem Suchen erliegen!
In den Adern sei wieder jungbrausendes Blut,
Und die Freude wird wieder siegen!

Der fröhliche Glaube an fröhlichen Tag
Muß wieder morgens erwachen,
Und das Leben im klingenden Lerchenschlag
Lernt wieder goldig lachen!

In Hochsinn und helfender Bruderkraft
Und Liebe sei's beschlossen —
Bringt zum Guten die blühende Leidenschaft,
Hans Unwirrsch und Genossen!

Wilhelm Raabe und das Christentum

Von Hermann Junge

„Abseits von dieser Bibliothek baute er im Laufe seines langen Lebens und seiner langen Amtsführung ganz allmählich, fast ohne es zu ahnen, seine eigene Theologie, sein eigenes System der Welt- und Gottesanschauung auf." So sagt Raabe von dem greisen Pastor Tillenius, und ich meine, diese Worte gelten auch etwas von Raabe selbst, der ebenfalls sich „sein eigenes System der Welt- und Gottesanschauung" aufgebaut hat. Einen Ausschnitt nur daraus wollen wir hier behandeln, wollen nur die eine Frage ins Auge fassen, wie Raabe zum Christentum steht, was ihn mit dem Christentum verbindet und was ihn davon trennt.

Um mit dem letzteren zu beginnen, so muß der Vollständigkeit wegen noch einmal hervorgehoben werden, was schon mehrfach betont ist: „Wilhelm Raabe war kein Kirchenchrist"[1]). Er hat sich ferngehalten von den Gottesdiensten der Gemeinde, hat die Kindertaufe gering geachtet, so daß er sogar bei den eigenen Enkelkindern dieser kirchlichen Feier fernblieb. Und wenn uns das auch nicht von solchen bezeugt wäre, die ihn kennen, aus seinen Werken treten uns diese Anschauungen deutlich entgegen. Die Schönheit des evangelischen Gemeindegottesdienstes freilich hat Raabe offenbar durchaus empfunden; das zeigt sich in einem seiner ersten Werke („die Kinder von Finkenrode") ebenso deutlich, wie in einem seiner letzten („Kloster Lugau"). Aber charakteristisch ist, daß in beiden Fällen, die Hauptperson doch ein unbeteiligter Zuschauer bleibt; ja, in „Pfisters Mühle" wird sogar einmal fast satirisch auf den Weihnachtsgottesdienst hingewiesen, zu dem nur der Vater Pfister gegangen ist, der für die „Auseinandersetzung mit den Lebens- und Kulturbedingungen des Moments" zu altfränkisch ist. In „Im alten Eisen" wird der Kirchgang deutlich als eine nur äußerliche Sitte gekennzeichnet: „Frau und Tochter haben bereits ungeduldig im Nebenzimmer gewartet, mit den Gesangbüchern auf dem Frühstückstische", aber für die jetzt nächstliegende Pflicht christlicher Liebe haben sie kein Verständnis.

Für Raabes Ablehnung der Taufe ist bereits in dem erwähnten Artikel von Stock auf „Eulenpfingsten" und die „Akten des Vogelsangs" hingewiesen worden. Zu erwähnen wäre da auch noch, daß in „Prinzessin Fisch" kurz, aber vielsagend von dem Vater berichtet wird, daß er „sich während der Taufe als verreist ausgab." Dennoch bekommt der Knabe den Namen Theodor, „diesen schönen Namen ‚Gottesgabe'", und schon das gibt zu bedenken, daß Raabes Stellung zum Christen-

[1]) Vgl. hierzu: Fritz Hartmann „Wilhelm Raabe wie er war und wie er dachte." S. 61. A. Stock: „Einige Federstriche zum Charakterbilde Wilhelm Raabes" in „Deutsch-Evangelisch" II S. 540; Schomburg: „Wilhelm Raabes Religion" in „Kirchliche Gegenwart" 1911. Nr. 19

tum mit der Ablehnung bestimmter kirchlicher Formen nicht erledigt ist. Ja nicht einmal Raabes Stellung zur Kirche. Wie hätte er sonst gerade aus dem Pastorenstande eine solche Fülle anziehender Gestalten mit liebender Dichterhand zeichnen können von den Jugendwerken „Die Kinder von Finkenrode" und „der heilige Born" an, über „Else von der Tanne", „Hungerpastor" und „Horacker" hinweg, bis zu „Unruhige Gäste", „Das Odfeld" und „Hastenbeck" hin! Zeigen nicht gerade diese Gestalten Raabes recht deutlich, wie hoch er Christentum und Kirche schätzte und was er an ihnen schätzte, wie er denn anderseits auch mehr als einmal Theologen gezeichnet hat, wie sie seiner Ansicht nach nicht sein sollten. Besonders tritt der Gegensatz, in dem Raabe sich mit seiner Auffassung vom Christentum zur Orthodoxie befindet, wenigstens zu der Orthodoxie, wie er sie sah, gelegentlich mit großer Schärfe hervor. So spricht Raabe deutlich ablehnend im „Frühling" von „dem orthodoxen christlichen Germanentum", ironisch von „der hochwürdigen Kirchenbehörde" und dem „Konsistorialrat Grützwürster", dessen „Predigten ins Reine schreiben" als das Schlimmste hingestellt wird. Da sind in „die Leute aus dem Walde" Gestalten wie „das große Kirchennachtlicht, der Konsistorialrat Krokisius . . . Dieser treffliche Herr . . . behauptete: Goethe habe durch die Weinszene in Auerbachs Keller jedenfalls, unbedingt und unter allen Umständen das Wunder der Hochzeit zu Kana verspotten wollen." Sein Sohn meint denn auch vor dem Schandpfahl, dem „antediluvianischen Institut": „wenn es nicht unkindlich wäre, so wünschte ich, daß sämtliche Exemplare von meines Herrn Papas sämtlichen Werken dranhingen." Da sind im „Hungerpastor", wiederum durch ihren Namen schon genügend gezeichnet, der Dogmatiker Weihel, „von allerlei dunklen, unheimlichen Gerüchten verfolgt, die seine Moralität nicht in das beste Licht stellten"; der Homiletiker Vogelsang: „Er fand in den Reden des Schülers viel zu viel „Poäsie", viel zu viel Naturschwärmerei; er witterte sogar stellenweise einen Duft von Pantheismus, der seiner orthodoxen Nase im höchsten Grade widerlich war." Dann folgt noch „der Geistesglanz des hellleuchtenden Kirchenlichtes", Professor Mundrecht, und als Vertreterin der Laienorthodoxie die Geheime Rätin Götz, welche „sehr kirchlich gesinnt" war, aber nicht gerade als das Vorbild einer Christin gelten kann. Gedenken wir noch der selbstsüchtigen und schwatzhaften Frau Pastorin aus dem „Schüdderump", die bei passenden Gelegenheiten ihre frommen Sprüche und Seufzer anzubringen versucht und deren Sohn, der Kandidat der Theologie Franz Buschmann, seiner Abstammung Ehre macht, so sehen wir deutlich, wogegen Raabe sich wenden will. Nicht das Christentum ist sein Gegner, sondern was sich bei den genannten Personen mit Unrecht an seine Stelle gesetzt hat, nämlich ein innerlich hohles, ja manchmal sogar gemeines Pharisäertum, dem es nicht um die Sache, sondern nur um die Form zu tun ist, ein Christentum der Worte, das zum

Geschwätz geworden ist und nicht den Beweis des Geistes und der Kraft durch dienende Bruderliebe erbringt.

Zugleich sind die polemischen Gestalten Zeugnisse davon, daß Raabe sich „sein eigenes System der Welt- und Gottesanschauung" aufbaut. Klingt es doch schon in der „Chronik" als die Erinnerung einer Zeit, die hinter ihm liegt: „Das Kinderherz versteht alles, es ist ja noch eins mit der Natur, eins mit — Gott!" Über die Art seiner Zweifel freilich erfahren wir aus Raabes Werken nicht viel, nicht einmal aus dem „Hungerpastor", der Entwicklungsgeschichte eines Theologen, die von modernen Schriftstellern so gern zur Darstellung innerer Gewissenskämpfe benutzt wird. Davon findet sich bei Raabe sehr wenig; aber gerade dieser Roman zeigt an der Gestalt des Moses Freudenstein sehr deutlich, daß Raabe mit der seichten Aufklärung und Religionsverachtung keine Gemeinschaft haben will. Ein andermal, in „Der Weg zum Lachen", sagt Raabe, daß die Philosophen Gott „um so nötiger haben, da sie ihn oft genug vergessen", und im „Deutschen Adel" wird behauptet: „Die besten Philosophen gäben die Rätsel des Daseins nur etwas interessanter auf; vom Lösen sei gar die Rede nicht." Wenn das ausdrücklich durch ein „Da mag er wohl recht haben" bestätigt wird, so haben wir wohl ein Recht, die Worte als Ausdruck für Raabes eigene Anschauung anzusehen. Für Raabe liegt vor dem Leben die Sphinx und stellt den Menschen die Rätsel[1]).

So hat Raabe denn auch die Bibel nicht für ein überwundenes Werk vergangener Zeit gehalten, sondern hat sie stets, als „echte wahre Weltliteratur" bezeichnet. Sie macht auf den Knaben Hans Unwirrsch den größten Eindruck: „Die einfache Großartigkeit der ersten Kapitel der Genesis muß die Kinder wie die Erwachsenen, die Geistig-Armen wie die Millionäre des Geistes überwältigen. Unendlich glaubwürdig sind diese Historien vom Anfang der Dinge und glaubwürdig bleiben sie, trotzdem jeden Tag klarer bewiesen wird, daß die Welt nicht in sieben Tagen erschaffen wurde." Freilich bei der Erschaffung des Weibes entstand „der erste kritische Zweifel in dem Kindeskopf." Wie vertraut Raabe die Bibel ist, sieht man aus der Fülle biblischer Anführungen in seinen Werken. Es wird auch bestätigt durch die Angaben in den erwähnten Artikeln, nach denen das „Buch der Bücher" zu Raabes Lieblingsschriften gehörte. Die Bibel ist ihm ein „weisheitsvolles Buch" geblieben, in dem auch er wie der Sternseher Heinrich Ulex blätterte, „und verknüpfte die Sprüche und Erzählungen der jüdischen Seher und Propheten mit den Ereignissen, den Empfindungen, den Hoffnungen und Befürchtungen, den Freuden und Schmerzen des eigenen Daseins." Ihn interessieren dabei keine religionsgeschichtlichen Fragen,

---

[1]) Vgl. hierzu meine Schrift „Wilhelm Raabe Studien über Form und Inhalt seiner Werke" (Dortmund 1910). S. 88.

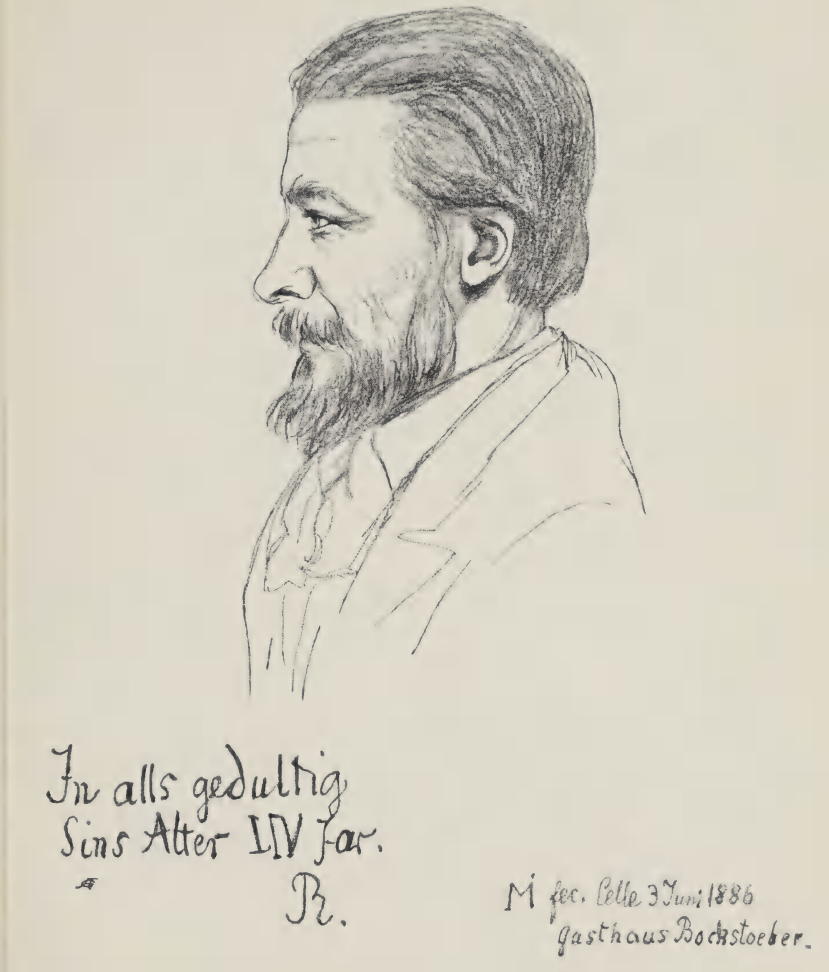
sondern er betont die Bedeutung der biblischen Geschichte für die Gegenwart. „Schön ist's, die Palmen von Bethlehem und Ägypten in den kalten germanischen Winter rauschen und säuseln zu lassen"; („Die Kinder von Finkenrode"), und der „Herr Schmied aus Jüterbogk" sagt vor sich, „daß mir der Mann aus dem sonnigen Nazara am deutlichsten in die Erscheinung tritt, wenn hier zu Lande die Tage kurz und die Nächte lang sind, die Dachrinnen gießen, oder der Schnee fällt."

Ja, Weihnachten, das ist Raabes Lieblingsfest; „da strömt die Quelle, aus welcher die Kinderwelt ihr erstes Christentum schöpft. Nicht dadurch, daß man ihnen von Gott und so weiter Unverständliches vorräsoniert, sie Bibel- oder Gesangbuchverse auswendig lernen läßt; nicht dadurch, daß man sie — womöglich in den Windeln — in die Kirche schleppt, legt man den Keim der wunderbaren Religion in ihre Herzen. An das Gewühl vor den Buden, an den grünen funkelnden Tannenbaum knüpft das junge Gemüt seine ersten, wahren — und was mehr sagen will, — wahrhaft kindlichen Begriffe davon." („Chronik".) Weihnachten ist für Raabe „die rechte Stunde, um in ein neues glückliches Dasein mit freudig-vollem dankbarbewegtem Herzen einzuziehen." („Hungerpastor".) Es ist ihm das Fest warmer helfender Nächstenliebe. Wer gedenkt dabei nicht des Weihnachtsabends bei der armen Tänzerin Rosalie, wo Raabe so schlicht und gemütvoll zeigt, wie man den Armen und Elenden dienen soll! Das ist für Raabe auch vor allem die Aufgabe der Diener der Kirche, die er mit den Worten beschreibt: „Schön ist's zu den Armen und Einfältigen zu sprechen!" („Die Kinder von Finkenrode") und „Viel Liebe muß der Prediger . . . beweisen können und viel vom eigenen Glück muß er verleugnen können für die Hütten um seine Kirche. Es ist nur der heiligste Hunger nach Liebe, der den Menschen für solche Erdstelle stark genug macht." Ja, die Liebe ist „die wahre Offenbarung Gottes!" „Sei gegrüßt, du große schaffende Gewalt, welche du die ewige Liebe bist!", so schließt Raabe sein Erstlingswerk.

Die Hoheit solcher dienenden Liebe zeigt Raabe wieder und wieder in seinen Werken auf, am schönsten vielleicht in einer der reifsten Frauengestalten, die Raabe überhaupt geschaffen hat, der Phöbe aus „Unruhige Gäste." Diese echte Liebe aber geht auch am Kleinsten nicht vorüber, sie fühlt die Not der Menschen, sie achtet auch auf das Seufzen der Kreatur, „die ihren Schmerz ausstehet und stirbt und es nicht mit Worten sagen kann, wie ihr dabei zu Mute ist." („Der Lar".) Aber wie der alte Schnarrwergk sich damit in sein Inneres zurückzieht und kein Aufsehen davon macht, so gilt das für Raabe als ein Kennzeichen echter Liebe, daß sie überall still und ohne Lärm ihren Weg geht: „Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt Alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden, lärmvollen Welt." („Alte Nester".) „Das echte Heldentum," das jederzeit zur Hilfe bereit ist, das findet sich oft bei

denen, über welche die Welt des äußeren Scheins verächtlich oder gar verurteilend hinwegsieht: „Gott ist nicht wählerisch in seinen Boten und Werkzeugen." („Im alten Eisen".) Wenn für Raabe auch die Wahrheit feststeht: „Für das Innerliche hat die Menschheit niemals ein sehr scharfes Auge gehabt", („Die Leute aus dem Walde"), so sucht er sich doch nun gerade die innerlichen Menschen heraus, welche zwischen äußerem und innerem Glück zu unterscheiden wissen. Und wenn auch nur gelegentlich die Rede ist „von dem letzten Sehnen, in welchem im Grunde jeglicher Hunger wurzelt", so zeigt uns Raabe doch gerade wiederum die Menschen, welche „den Sternen auch über die Gräber hinaus glauben" („Die Leute aus dem Walde"), deren Herzen „bluten um das Licht (und) um die Liebe" („Hungerpastor"), die es erfahren haben: „Die Welt hat einen Kern, sie hat einen süßen Kern, nur aber die Zunge oder was so sonst zu der gehört, hat nichts damit zu tun, darauf schmeckt man ihn nicht." („Unruhige Gäste".) Ja, auch in der Geschichte sind ihm vortreffliche Zeiten „alle Zeiten, in denen man einen großen Hunger nach irgend Etwas hat, von dem man weiß, daß man es durch Mühen und Arbeit erlangen kann." („Hungerpastor".) Solch eine Zeit ist für Raabe die Zeit der Reformation, da „es auf dem Kirchturm der Menschheit einmal wieder Zwölf schlug und alles Volk vom Tisch in ein neues Weltenjahr hineinsprang" durch die Tat „des großen Doktors und theuren Mannes Gottes, Martin Luther." („Der heilige Born".) Überhaupt „die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte — Gottes!" („Chronik"), ist „sein großes Weltbuch", in das ihm freilich „der Teufel soviel Unverständlichkeiten und falsche Wörter und Zahlen gesäet hat." („Prinzessin Fisch".) „Gottes Wunderwagen ist ein kurioser Wagen," der gar oft uns Menschen anders führet, als wir uns hoffen und wünschen. Man darf sich seinen Schutzengel nicht vorstellen „wie vom Professor Plockhorst gemalt." („Altershausen".) Vielmehr kommt es darauf an, daß wir das Ziel erreichen, zu dem Philipp Kristeller aus der Apotheke „Zum wilden Mann" gelangt ist, „mit seinem zufriedenen Einverständnis mit seinem harten Los" und zu dem Minchen Ahrens sich bekennt: „ja, ja, wenn es Gottes Wille gewesen ist, so ist es auch der meinige geworden."

Wenn also Gott „sich immer die oberste Hand vorbehält," so ist das Höchste, was ein Mensch erreichen kann, daß er sich willig beugt unter die Macht Gottes, „die Gelassenheit unter allen Umständen, die Gelassenheit jedem Dinge und Wesen gegenüber, die Gelassenheit in jeder Lage sei sie bequem oder unbequem, drohend oder lächelnd, gut oder böse („Drei Federn"), oder wie Frau Claudine sagt: „Du wirst wenn nicht glücklich, so doch ruhig und gelassen werden." Das ist die „heldenhafte Geduld," die auch wohl geradezu „Resignation" genannt wird, „ein Gefühl von Wehmut . . . , aber doch zugleich eine innerliche Beruhigung." Nicht ein schwächliches Verzagen also soll diese Resignation sein im Sinne eines unchrist-



Wilhelm Raabe von Marie Jensen

lichen Pessimismus, vielmehr hilft sie, das Beste aus der Vergangenheit in Sicherheit zu bringen „und das weniger Angenehme . . . in den Winkel zu schieben und fest zuzudecken." („Im alten Eisen".) Das Leben ist nicht sinnlos, auch wenn den Menschen gar manches so erscheint. Wie der Magister Buchius sich „dem persönlichen Elend gegenüber" wieder zurechtfindet durch seine „aus Christen- und Heidentum gezogene Philosophia, . . . mit dem Handbuch der stoischen Moral des Epiktetos mit dem Seneka, mit dem philosophischen Trostbüchlein des Anicius Manlius Torquatus Severinus Boëtius und mit dem alten und neuen Testament" („Das Odfeld"), so macht es auch Raabe selbst[1]).

So haben denn, wie seine Werke zeigen, Christentum und philosophischer Idealismus bei Raabe einen Bund miteinander eingegangen. Seine Gedanken über Gott und Welt hat er selbst einmal in einer der ersten seiner kleinen Erzählungen, „Ein Geheimnis", zu einem „eigenen System der Welt- und Gottesanschauung" zusammengefaßt:

„Wir armen blinden Leutlein auf diesem Erdenballe wandern freilich in einem dichten Nebel, der sich nur zeitweilig ein wenig hier und da lüftet, um im nächsten Augenblicke desto dichter sich wieder zusammenzuziehen. Wir getriebenen und treibenden Erdenbewohner haben freilich nur eine dumpfe Ahnung von dem, was im Getümmel ringsumher vorgeht . . . . Über allen Nebeln ist Gott; der mag zusehen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht. Der mag Acht geben, daß sich der Faden der Geschlechter, welchen er durch die Jahrtausende von dem Erdknäul abwickelt, nicht verwirrt. Nur weil sie abgewickelt werden, drehen sich Sonne, Mond, Sterne; — von jeder leuchtenden Kugel läuft ein Faden zu dem großen Knäul in der Hand Gottes, zu dem großen, letzten Knäul, in welchem jeglicher Knoten, der unterwegs entstanden sein mochte, gelöst sein wird, in welchem alle Fäden nach Farben und Feinheit harmonisch sich zusammenfinden werden."

---

[1]) Vgl. hierzu in meiner vorher genannten Schrift S. 104 und 126 ff.

Selbstbewußtsein

Liebster Freund, haben Sie auch einmal nackt vor dem furchtbaren Geheimnis des Selbstbewußtseins gestanden? Und wenn — wie verhielten Sie sich ihm gegenüber?

Altershausen

Raabes Novelle „Der Junker von Denow“

Von Wilhelm Fehse

Philipp Julius Rehtmeier berichtet in seiner „Braunschweig-Lüneburgischen Chronica“ (Braunschweig 1722) unter dem Jahre 1599: „Als nun in dem Reetzischen Zuge die Braunschweiger Völker zu Roß und Fuß wider die Spanier fortgegangen, sind im Kalenbergischen Lande 2 Compagnien Reuter verblieben, die rohte und blaue Fahne. Sie haben aber vor Reetze wenig Ehre eingeleget, indem Verrähterey vorgangen, so daß ihnen von den Spaniern die Stücke vernagelt.

Endlich haben sie am 7. Sept. bey Nieder-Eltern am Rhein meuteniret, die Fahnen zerrissen, und aus dem Felde geruckt, davon die Rädelsführer in Haft genommen, nacher Wolffenbüttel zum malefics-Recht gebracht, und den 27. Nov. ihrer 24. auf 4. Heerstraßen an 4. Galgen aufgehangen worden, darunter einer von Adel gewesen, die übrigen sind insgesamt begnadiget.“

In dieser historischen Notiz liegt der Keim zu dem lebens- und seelenvollen Bilde, das Raabe in seinem „Junker von Denow“ gemalt hat. Dieser „eine vom Adel“, der am 27. November in Wolfenbüttel mit 23 Kumpanen am Galgen starb, hieß Christof von Denow, und seine Kameraden nannten ihn den Junker. Der Widerspruch zwischen der vornehmen Abkunft und dem Verbrechertod dieses Landsknechts bildete den ersten Anreiz für Raabe, dem eigenartigen Schicksal nachzugehen, das jenen Mann umstrickt hatte. Und als er dann die Geschichte nach Näheren befragt hatte, gewann das Problem für ihn an Gehalt und Tiefe. Die Zufälligkeit der adligen Geburt trat zurück, der Adel der Seele trat in den Widerspruch ein, und dadurch steigerte sich das Geschick des junkerlichen Abenteurers, den im besten Falle die Unerfahrenheit und die mangelnde Vorsicht seiner Jugend entschuldigt, zur bezwingenden Tragik des zermalmenden und erhebenden Schicksals.

Die Novelle zeigt trotz der Enge ihres Rahmens eine so vollendete Vereinigung alles dessen, worin die Raabesche Kunst gipfelt, eine so innige Durchdringung seines meisterhaften historischen Stils mit der tiefen Kraft seiner Seelenkunst, daß ihr Werden wohl Anspruch auf unser Interesse erheben kann.

Der Stoff, den er in der Novelle zum Kunstwerk umschuf, lag dem Dichter vor in der folgenden Schrift:

„Gründtlicher Außführlicher vnd warhafftiger Bericht wegen der Meuterey / so sich bey Nider Eltern am Rein den Freytag vor Mariä geburt / welcher ist gewesen der 7. Septembris alten Calenders Anno 1599. morgens zwischen 7 vnd 8 vhr vnter Des Hochwürdigen Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn / Herrn Heinrichen Julij Postulirten Bisschoffen des Stiffts Halberstadt vnd Hertzogen

zu Braunschweig vnd Lüneburgk / geworbenen Regiment Teutscher Knechte erhoben vnd wie dieselbe gestillet. Ueber Einem ausführlichen bericht was der ausschus von wegen der 10 Meutrischen Fenlein / an Hochermelte J. F. G. vorbracht / sie darauff zu bescheit bekommen / vnnd was hinc inde in der Confrontation gegen jhre Hauptleute sich allerseits befunden.

Sambt dem Proces / so von anfang bis zu ende des angestalten Kayserligen Malesitz Rechts gehalten worden.

Beschrieben Mennichlichen zur wissenschaft durch Fridericum Ortlepium Notarium publicum, vnd des Peinlichen Gerichts zu Wulfenbüttel bestalten vnd beeydigten Gerichtsschreibern. Geschehen im Jahr nach Christi Geburt / 1599."

Fridericus Ortlepius, der Verfasser dieses in Anbetracht seines Themas recht umfangreichen Buches, tritt auch in der Novelle auf, und das Gefühl persönlicher Wichtigkeit, mit dem er dort erfüllt erscheint, kommt schon in dem hier zum Abdruck gelangten Aktenfaszikel deutlich zum Ausdruck.

Er gibt zunächst einen kurzen Überblick über den Tatbestand der Meuterei.

Auf Grund des Koblenzer Abschieds hatte Heinrich Julius von Braunschweig als Kriegsoberster des Niedersächsischen Kreises den Auftrag erhalten, ein Regiment deutscher Landsknechte zum Krieg gegen die Spanier anzuwerben. Nach dem Friedensschluß zwischen Spanien und Frankreich im Jahre 1598 war der spanische Feldherr Francesco de Mendoza mit 30000 Mann über den Rhein gegangen und in die westfälischen Kreise eingefallen. Ihn galt es vom Boden des Reiches zu vertreiben. Der Kampf konzentrierte sich bei Reetz, das von den Spaniern besetzt worden war. Hier meuterten am 7. September zehn von den dreizehn Fähnlein des braunschweigischen Regiments, weil sie glaubten, sie sollten über den Rhein nach Holland geführt werden, um die Festung Bummel zu entsetzen. Die Bemühungen ihres Obersten Otto Heinrich von Beylandt, Reth und Brembt und ihrer sämtlichen Hauptleute, sie zu halten, waren umsonst. Der offene Aufruhr zwang die Offiziere zum Weichen, und führerlos setzte sich der meuterische Haufen nach Osten in Bewegung. Noch einen letzten Versuch machte Graf Philipp zu Hohenlohe-Langenburg, der Statthalter und General-Obrister-Leutnant der gesamten herzoglichen Truppen, die Abtrünnigen zurückzubringen. Er verpfändete ihnen seine Ehre in einem Schreiben, daß sie nicht über den Rhein geführt werden sollten. Auch dies fruchtete nicht. Die Scharen wollten nach Braunschweig zurück, um, wie sie vorgaben, sich dort ihrem Zahlherrn, dem Herzog, zur Verfügung zu stellen. Graf Hohenlohe schickte ihnen noch 40 Reiter nach, die sie vor einem etwaigen Angriff der Feinde decken sollten. Doch die Meuterer wiesen die aufgedrungene Hilfe drohend zurück.

Der Herzog Heinrich Julius aber gab auf die Kunde von der Meuterei dem Grafen Hohenlohe den Befehl, die ungetreuen Landsknechte zu entwaffnen und die

Rädelsführer dingfest zu machen. Dies geschah am 12. Oktober zwischen Ucht und Barnburg. Die umringten Landsknechte wurden gezwungen, die Rädelsführer auszuliefern. Sie sonderten 49 aus, die nach der Festung Stolznau gebracht wurden. Christof von Denow war nicht unter diesen. Die übrigen wurden begnadigt. Die Fähndriche erhielten die Fähnlein wieder und ließen sich von den Landsknechten aufs neue den Fahneneid schwören. Trotzdem verweigerte ein großer Teil von ihnen am 14. Oktober dem Herzog den Dienst. Sie mußten Urfehde schwören, und wurden aus dem Dienst entlassen.

Inzwischen hatte der Herzog Schritte getan, nach den Quellen der Meuterei zu suchen. Die Hauptleute, die sich bei ihm über das Verhalten der ihnen zugewiesenen Knechte beschwerten, wurden bedeutet, zu bleiben, bis ein Ausschuß der Landsknechte deren Beschwerden vorgebracht hätte. Dieser Ausschuß stellte sich am 17. Oktober in Wolfenbüttel ein. Er bestand aus 41 Abgeordneten. Darunter befand sich „vnter Hauptman Burgkhard Hieronym Roßwurmbß Fähnlein Christoff von Denow ein Gefreyter vnnd vom Adel" und „vnter Hauptman Thomassen Dur Fähnlein Ertwin Wüsteman von Oßnabrück."

Bevor dieser Ausschuß noch eintrat, hatte der Herzog auf die Kunde hin, die Rädelsführer der Meuterei befänden sich in diesem Ausschuß, den Befehl gegeben, nach dem Verhör die sämtlichen Mitglieder in Haft zu setzen. So erlebte denn der Ausschuß eine recht unangenehme Überraschung. Seine schriftlich eingebrachte Beschwerde und Verteidigung wurde abgewiesen und ihm erklärt, daß sie sämtlich vor das Kaiserliche Malefizgericht gestellt werden sollten, wo man über ihre Schuld und Unschuld befinden würde. Inzwischen blieben sie auf dem Mühlenturm in Haft.

Am 2. November wurden die Gefangenen mit ihren Hauptleuten konfrontiert. Für das Fähnlein des Hauptmanns Roßwurmb spricht bei dieser Gelegenheit Christof von Denow. Die Landsknechte lehnen wie zuvor den Vorwurf der Meuterei ab. Die Hauptleute hätten ihnen nicht die Sicherheit gegeben, daß sie nicht über den Rhein geführt werden sollten und außerdem hätten sie vermeint, die drei Monate, für die sie sich mit ihren Eid verpflichtet hätten, wären um gewesen, so daß es zweifelhaft gewesen, ob der Herzog von Braunschweig künftig noch ihr Zahlherr sei.

Am 5. November beginnt dann die Verhandlung vor dem Malefizgericht. Ortlepius berichtet über die Vorbereitungen:

„Anfangs ist Sonntag denn 4. Nonembris Anno 99. so wol den gefangenen Soldaten aus dem Außschus / als denen / welche die Knechte aus dem Ringe selber geliefert / vnd von Stolznaw etzliche tage zuuor naher Wolffenbüttel vberbracht worden / durch den Gerichtswebel Martin Braun von Colberg das Malefitz recht zu rechter bequemer tagezeit angekündet / vnnd das sie den folgenden tag an ort vnd statt / da solches gehalten werde / erscheinen solten / citiret worden.

Darauff auch nach gehaltener Predigt mit dreien Trummeln Kriegsgebrauch nach / an vier orten der Welt das Keyserliche Malefitz recht offentlich menniglich kund gethan / vnd die Haubtleute vnnd andere Beysitzer so darzu verordnet / vnd der sonsten darfür zuthuen / zu rechter tagezeit zuerscheinen / citiret worden.

Wie dann auch auff denselben nachmittag vmb drey vhr / die Bürgerschafft auff der Damvestung / Heinrichstad / vnd Gottslager mit dreien Trummeln gleichfals zum auffwarten vnd den Ring zu schliessen / sich den volgenden morgen frue einzustellen / ermahnet worden.

Vmb sieben vhr montags den 5. Octobris Anno 99 / morgens ist ein viercanter Tisch / auch vnterschiedliche Banke / so vihl deren nötig gewesen / in dem Schrank (Schranken) / darin das Keyserliche Malefitzrecht gehalten werden sol / vnnd zu derer behueff auff den Platz für dem Fürstlichen Marstal gesetzet worden / getragen vnd allerseits mit rotem tuch bekleidet worden.

Darauff ist erstlich des Hochwirdigen / Durchleuchtigen / Hochgebornen Fürsten vnd Herrn / Herrn Heinrichen Julij postulirten Bischoffs des Stiffts Halberstadt / Hertzogen zu Braunschweig vnd Lüneburgk etc. meines gnedigen Fürsten vnd Herrn Leibgewarde mit dem gespiel auffgeführet / vnd dieselben den Ring vmb die gesetzte Schranke geschlossen / darauff ist geuolgt die Gewarde von der Vestung vnnd die Bürgerschaft mit dreien Fähnlein / vnd so bald sie den Ring geschlossen / haben sie jhre Obergewehre / wie auch die Fähnlein so eingewickelt vnter sich gekehret / vnnd die Spitze in die Erde gestochen / vnd solchs so lange bis das denselben tag der Proces ein ende gehabt continniret."

Nach Einzug des Gerichtsschultheißen Melchior Reicharts und seiner Assessoren, die überwiegend aus Kriegsleuten bestehen, in den Ring, gibt der Kriegskommissarius Hauptmann David Sachse einen Überblick über den Tatbestand der Anklage und entbindet für die Dauer der Verhandlung die Beisitzer im Namen seines Herzogs ihres Diensteides. Nach der Vereidigung der Beisitzer und den üblichen Umfragen, ob alle Forderungen des Malefizrechts erfüllt sind, „verbannt" der Schultheiß im Namen des Dreieinigen Gottes, im Namen des Herzogs und kraft seines eigenen Amtes und Stabes das Recht, indem er dabei dreimal mit dem richterlichen Stab auf den Tisch schlägt.

Die Angeklagten werden nach den Fähnlein, denen sie angehörten, geordnet, vorgeführt, darunter Christoff von Denow und Erdwin Wüstemann. Der Vorsprecher des Profossen erhebt die Anklage, und den Angeklagten wird nach ihrer Wahl aus den Beisitzern ein Vorsprecher und diesem zwei Beiräte gegeben. Auf Antrag ihres Anwalts wird den Angeklagten dann Aufschub bis auf den nächsten Gerichtstag zur Beschaffung von Verteidigungsmaterial gewährt. Der Rest des ersten Gerichtstages wird mit einer Sonderverhandlung gegen einen noch anderweitig belasteten

Söldner und mit einem Kontumazialverfahren gegen fahnenflüchtige Söldner ausgefüllt.

Am Sonnabend, den 10. November um 9 Uhr beginnt der zweite Verhandlungstag. Wieder wird die Anklage erhoben, werden die Kriegsartikel verlesen. Dann hält der Vorsprecher der Angeklagten die Verteidigungsrede, in der die Beschwerden der Landsknechte wiederholt werden und von neuem gesagt wird, daß diese nicht die Absicht der Meuterei gehabt haben. Uns interessiert aus der Rede namentlich die folgende Stelle:

„Es sein auch etzliche priuat Personen[1]) / als Christoff von Denow was sein Person anlangt / bezeugen alle die Gefangenen so hier zu gegen sein / das er zu keiner Meuterey vrsach gegeben habe / sondern sie darfür gewarnet / vnd jhnen je vnd alle wege zum besten habe rechten helffen.

Jm gleichen auch Erdtwin Wüsteman vnd so wol auch die andern drey / beruffen sich auff die gemeine Soldaten sampt vnd sonderlich."

Nachdem die Angeklagten noch weiteres Material haben vorbringen lassen, wird von neuem der Antrag auf Aufschub gestellt und genehmigt. Auch in dem Kontumazialverfahren und einem anderen Falle kommt es zu keinem Urteil.

Die dritte Verhandlung beginnt am Montag, den 19. November um 7 Uhr früh. Der Anfang des Verlaufs entspricht dem der beiden ersten Tage. Dann erwidert der Vorsprecher des Profossen auf die Verteidigungsrede. Auf die oben zitierte Stelle erwidert er:

„Das auch Christof von Denow sich von der Meuterei eximiren / das er daran nicht schuldig sey / vnd mit seinen Gesellen entschuldigen wil / solches kumpt dem Profosen / weil ein Schelm so gut als der ander / vnd das Contrarium kund vnd offenbahr ist / fast wunderlich für / vnd hat es mit Ertwin Wüstman / Hansen Römer von Erfurt / vnnd Balthasarn Sachsen / so sich solcher Priuat entschüldigung vnternahmen / eine ebenmässige Gelegenheit."

Darauf hält der Vorsprecher der Angeklagten die zweite Verteidigungsrede. Wieder wird hierin der Fall des Junkers besonders hervorgehoben:

„Christoff von Denow belangendt / sagt / er sey den ersten Tag nicht bey dem Hauffen gewesen / habe sich durch die Hanefedern / Freybeuter / Bawren / vnd andere durchbrechen müssen / das er gar spet allerest auff den abend ins Quartier kommen / vnnd vernommen von den Knechten / das acht hundert Spanier wolten ins Lager fallen / da sey grosse noht gewesen / eins theils nicht viel zu zehren gehabt / Theils die gantze Nacht in der Schlachtordnung gestanden / ob er nun

[1]) Dies Wort darf nicht mißverstanden werden. Der Verteidiger hat bisher von den Angeklagten insgesamt gesprochen und kommt nun zu besonderen Fällen.

solt / wie ihm zugemessen werden wolle / die Schlachtordnung machen helffen / sey er erbeten / hab es vmbs besten willen gethan.

Des andern tags sey er vor der ordnung her geritten / sey jhm vom Hauptman in der gantzen Ordnung vor geritten / habe er nicht der meinung / das er ein Obrister sein wolte / gethan / dann er es ja jederzeit den gantzen Zug vber in gebrauch gebabt / das er vorn an geritten / des dritten tags sey ja der Hauptman zu jhm kommen / bittet das jhm so wol gnad als den andern im Lager widerfahren möchte."

Die als Zeugen vernommenen Landsknechte aus Hauptmanns Roßwurmbs Fähnlein bekunden übereinstimmend, daß der Junker von Denow die Knechte geführt, die Wachen bestimmt und die Schlachtordnung gemacht habe. Einer der Zeugen erklärt außerdem: „Der Juncker mit dem weissen Zeuge / so mit im Ausschus nach Wulffenbüttel sey / habe vor Emmerich zu den knechten gesagt / wollet jhr nicht zusammen halten / sprechet nun / es ist jtzunder zeit / sie führen vns nach Hollandt / das vnser keiner dauon kompt."

Nach der sehr ausgedehnten Zeugenaufnahme formuliert der Vorsprecher des Profossen noch einmal seine Anklage, und der Vorsprecher der Angeklagten sucht in breit angelegter Rede die gegen die Einzelnen vorgebrachten Vorwürfe zu erschüttern. Wir greifen wieder das auf den Junker Bezügliche heraus: „Vnnd was Christoff von Denow anlangt / das jhm schuldt gegeben wirdt / als solte er sich zum Ausschus genötigt vnd getrungen haben / gestehet er durchaus nicht / vnd sagt das er durch die Gefreyete so allhin zugegen zubeweisen vnd fürzubringen gemeint / das er gantz freundlich vnd fleißig dazu erbetten worden ist / wofür dann der Leutnant selbst Bürge worden sey / vnd hat solches auch mit einer schrifftlichen Volmacht zubescheinigen vnd zubeweisen.

Das jhm werde schuldt gegeben das er eine prinzipal Meutmacher vnd zu allen sachen der fürnembste sein sol / bezeug er mit Gott vnd gutem Gewissen / das er daran vnschuldig / er auch die tage seines lebens nicht ein wort darzu geredt / sondern denselben tag wie angezogen / nicht mit dem Fähnlein aus dem Felde gezogen ist / Sondern als er mit seinem Wagen fortgerückt / vnnd nicht gewust wo er sich hinkeren sollen / habe ers nicht anderst machen vnd durch die Hanenfedern Freibeuter vnd Bawren mit gefahr gar spat in das Lager gekommen.

Das er aber sol Ordnung vnd gute vffsicht helffen machen / das sey nicht anderst geschehen als aus guten trewen hertzen / vnd das die Muscatirer vnnd andere Kriegsleute die Fähnlein nicht möchten von der Stangen reissen / jhnen auch von dem Feindt kein vberlast möchte wiederfahren / Vnd ob er je gesündigt / bitt er vmb gnad / hab auch die Soldaten alwegen getrewlichen gewarnet vnnd angereitzet / das sie jhre Ding vleißig in acht haben vnd nicht auß der Ordnung lauffen

möchten / damit jhnen kein schimpff oder vngelegenheit daraus möchte wiederfahren / sagt auch es könne jhm nicht erwiesen vnd dargethan worden / das er sich vor ein Beueighaber auffgeworffen vnnd die Beuehl solte außgetheilet haben / oder auch jemandt zu vrtheilen oder zu richten sich vnterstanden / berufft sich derhalben auff alle die hie zu jegen sein der Beklagten (wan sie bey jhren Cörperlichen Eydt gefragt werden solten) kundtschafft und zeugnus / Ob er aber in den Dingen zuuiel gethan haben solte / als er je nicht hoffen wil / so bittet er das jhm doch gnad vnd barmhertzigkeit möge wiederfahren.

Itzo falt Christoff von Denow nieder bit vmb Gottes willen vmb gnad / er habe es gut gemeint wolle sich gebrauchen lassen wohin J. F. G. es begern."

Eine kurze Gegenrede des Vorsprechers des Profossen folgt, ein neuer Antrag auf Aufschub wird abgelehnt, und dann werden die Urteile verlesen. Die Urteile, die jedesmal eine kleine Gruppe von Angeklagten zusammenfassen, lauten sämtlich auf Todesstrafe, doch sind sie in einer strengeren und einer milderen Form abgefaßt. Die mildere Form setzt einfache Todesstrafe fest, die strengere den Tod am Galgen.

Das Urteil über den Junker von Denow lautet: „Vff eingebrachte Klage des Profosen / gegenrede der Beklagten / producirte Kundtschafft vnd Zeugnus / ist durch einhellige vmbfrage zu rechte erkandt / das Christoff von Denow nicht gebürt sich für ein Hauptman auffzuwerffen / die Befehliche zuuergeben vnd auszuteilen / noch die Wacht zubestellen / wie auch Hans Diroff von Kalen die Knechte zur rottierunng vnd meuterey zusammen zu fördern / Jacob Schmaltz von Gehra sich für einen Procuratorem auffzuwerffen u. s. w.

Warumb er vnd sie dann dem Profosen vber antwortet werden sollen / welcher jhnen vnd sie in sein gewarsamb führen / jhnen einen Beichtvater das er jhnen die Absolution vnnd vergebung jhrer Sünde / nach gethaner Beicht vnd Bekandtnus / auff jhr bitt vnd begeren / sprechen müge / dem Nachrichter einantworten vnd befehlen / das der jhnen vnd sie hinaus führen / vnd an den negsten Galgen henken / vnd mit dem Strange zwischen Himmel vnd Erde / erwürgen solle / damit der Windt vnten vnd vber sie durchwehenkönne / jhnen zu verwirckterstraffe vnd andern zum abscheulichem Exempel / Jedoch dem gnedigen Zalsfürsten vnd Kreys Obersten / an S. F. G. nichts benommen / Sondern außdrücklich fürbehalten / von Rechts wegen."

Die Angaben über die Begnadigung der Hauptmasse der Angeklagten, die Ortlepius auf Grund des Protokolls dann macht, sind von Raabe getreu in seiner Darstellung wiedergegeben worden. Erdwin Wüstemann war in der Tat einer der beiden, die vom Herzog Ehre und Leben bedingslos geschenkt erhielten. Wodurch sich diese Milde begründet, wird nicht recht klar, denn er gehört zu denen, über die das

strengere Urteil verhängt war. Auch die Predigt des Hofpredigers D. Basilius Sadler ist historisch. Ortlepius druckt sie im vollen Wortlaut ab. Und nach Angabe des Predigttextes, der mit der Verheißung schließt: „Wahrlich, ich sage dir, heut' wirst du mit mir im Paradiese sein", bemerkt er: „Als diese letzte Wort des Textes abgelesen / haben etliche der Gefangenen vberlaut geruffen / das helffe vns der Allmechtige GOtt. Also auch dieser dramatische Zug in Raabes Darstellung ist keine Erfindung. Auf den Gottesdienst folgte sofort die Exekution.

Wie nuhn dis alles geschehen / sein die jennigen / so condemniret, hinaus geführet / vnnd vff vier Strassen / als vff die Strassen nach Halberstadt / Helmstedt / Goslar / vnnd Hildesheim an vier Galgen / vnd an einen jeden Sechs gehengt / darzu auch ist an einem jedern ein Blech / worauff geschrieben gestanden / Meutmacher vnnd Meineydiger / an den Hals gehengt worden.

Die andern aber / so zugleich mit condemniert / seind nur allein zum schrecken mit hinaus vors Kaiserthor / aber alsbaldt wiederumb herin geführet worden."

Ein wirres Bild aus einer wirren Zeit malt uns die Quelle, die Raabe vorlag. Nur aus der Zeit heraus ist es zu verstehen, daß sich die Grenze zwischen Recht und Unrecht in dem Bewußtsein der Landsknechte so verwischt, wie es sich aus dem Protokoll des Prozesses ergibt. Die Nichtbegnadigung der 24 „Rädelsführer" wird vom Herzog selbst damit begründet, daß durch die Strafe den ständig überhand nehmenden Meutereien der Landsknechte, über die allerorts Klage geführt werde, ein drohendes Halt geboten werden solle. Was die Meuterer eigentlich beabsichtigt, wird nirgends klar. Offenbar haben sie es selbst nicht gewußt. Deutlich wird nur, was sie nicht gewollt. Von Rädelsführern kann nach den Verhandlungen des Prozesses eigentlich gar nicht die Rede sein. Infolge der bedrohlichen Stimmung der Haufen wichen die Offiziere, und die führerlose Masse setzte sich von selbst fort vom Rhein, über den sie geführt zu werden fürchteten, ostwärts in Bewegung. Und die Leute, die wie der Junker von Denow für Ordnung und Zucht bei dem tollen Haufen gesorgt haben, werden vielleicht am wenigsten sich der Folgen bewußt gewesen sein. Schwerlich hätten sie sich sonst als „Ausschuß" der Meuterer der strafenden Gerechtigkeit selbst in die Hand geliefert. Vielfache Beispiele von Fällen, bei denen es der Masse besser geglückt war, ihren Willen zu ertrotzen, mochten ihnen vorschweben.

Aber außer dieser wirren Handlung bot Ortlepius' Buch dem Dichter das breit angelegte und bis ins Einzelste ausgeführte Gemälde einer kriegsgerichtlichen Verhandlung, die zudem an einer Stelle vor sich ging, die ihm seit langer Zeit vertraut war. Gerade dies ist für Raabes Schaffen nicht unwesentlich. Er verlegt seine Erzählungen mit großer Vorliebe an Örtlichkeiten, die er genau kennt. Der Schauplatz gibt seinen Bildern dann die Sicherheit, seinen Personen den festen Grund

den sie brauchen. Nicht umsonst setzt Anneke Mey darum auch sich und dem verwundeten Junker Stadtoldendorf, ihre Jugendheimat, als Reiseziel. Die schöne Schilderung, die sie von diesem Fleckchen Erde gibt, ist ein Denkmal, das der Dichter seiner eigenen Jugendheimat setzt[1]).

Wie in den meisten seiner historischen Erzählungen von seiner ersten Novelle, dem „Studenten von Wittenberg" an, hat Raabe in seinem „Junker von Denow" die Angaben seiner Quelle mit großer Gewissenhaftigkeit benutzt und die Anregungen, die sie bot, ausgebaut. Auch hier blieb er der Übung treu, die wir schon früh bei ihm nachweisen können, daß er längere Stellen seiner Vorlage wörtlich in seinen Bericht hinübernahm, um dadurch seinen Bildern den Schein der Echtheit aufzuprägen. So ist die Ankündigung des Malefizgerichtes, die Raabe abweichend von der Quelle[2]) dem Fridericus Ortlepius zuweist, eine nur wenig gekürzte wörtliche Wiedergabe der Rede, mit der der herzogliche Kriegskommissarius Hauptmann Sachse am ersten Gerichtstage die Verhandlungen eröffnet. Wörtlich sind die Eidesformel der Richter und die Bestimmungen des Schultheißen (Ges. Erzähl. I. S. 59), wörtlich die Stellen aus des Hofpredigers Sadler Predigt übernommen. Aber trotz dieser historischen Treue bietet Raabe auch da, wo er seine Quelle zur Grundlage seines Berichts macht, weit mehr als eine Abschrift. In starker Konzentrierung arbeitet er die dramatische Kraft der Geschehnisse scharf heraus, und mit dem sicheren Gefühl des Meisters setzt er seine Akzente. Nur den Anfang und das Ende des Kriegsgerichts bringt er zur Darstellung, aber jeder Punkt darin ist wohl berechnet, entweder die Stimmung zu malen oder die Spannung zu schärfen. Was die Quelle in unpersönlicher Nüchternheit aneinanderreiht, daß ist bei ihm durchflutet von heißem persönlichen Leben. Was die Akten des peinlich sorgsamen Fridericus Ortlepius mit einem gewissen Behagen ob des ungewohnten Ereignisses kundtun, ist bei ihm von einem fernen Donnergrollen durchklungen, das den vernichtenden Blitz erwarten und fürchten läßt. In der Quelle ist das Urteil, das dem Junker von Denow gesprochen wird, nur eins mitten in einer langen Reihe von gleichlautenden. Bei Raabe bildet es den Schluß; da ist es der Blitz, mit dem das so lange drohende Gewitter sich entlädt. Und dem entspricht der erschütternde Widerhall, den es in den Herzen der beteiligten und unbeteiligten Menschen auslöst.

Weit aber über das hinaus, was ihm die Quelle bot, ging Raabe in seiner Schilderung der Situation vor Rees, mit der seine Novelle einsetzt. Seine Meister-

[1]) Vgl. O. Elster, des Dichters Jugendheimat in seinen Werken, Raabe-Kalender für 1912, S. 36.

[2]) Dies führt übrigens zu einem Widerspruch in Raabes Darstellung selbst. Denn vor der Vorführung der Angeklagten fragt der Gerichtsschultheiß den Gerichtswebel, nicht den Gerichtsschreiber, ob die Angeklagten richtig zitiert seien.

schaft, einer Massenstimmung vieltönig individuellen Ausdruck zu verleihen, hatte er schon in den Landsknechtsszenen in „Unsers Herrgotts Kanzlei" bewiesen. Aber den Vergleich zu dem Eingang des „Junkers von Denow" können diese Bilder nicht vertragen. Eine so zwingende Anschaulichkeit bei der Darstellung eines von so toller Leidenschaft durchtosten Wirrwarrs steht in all seinen Werken einzig da. Höchstens in der „Schwarzen Galeere" und in der Schilderung der Tierkarawane im „Abu Telfan" finden sich Gegenstücke dazu. Durch den Ausfall der Spanier aus der belagerten Festung, der für eine kurze Zeit der entfesselten Wut der Meuterer eine andere Richtung gibt, hat Raabe die Verworrenheit der Lage noch gesteigert, und doch lassen die sich überschlagenden Wogen in dem brausenden Strom der Geschehnisse ständig den Blick frei auf die Personen, auf die der Dichter unser Interesse lenken will. Die historische Stimmung des Quellenberichts ist hier durch die Phantasie des Dichters zum fiebernden Pulsschlag der Massen geworden, aber sie bleibt trotz der Feinheit, mit der dieser Zauber vollendet ist, immer nur Mittel zum Zweck. Die Gestalt des Junkers geht uns darüber nicht verloren.

Die Aussonderung Christoffs von Denow aus der Masse der Meuterer war die wichtigste Aufgabe, die sich für den Dichter ergab, wenn er den geschichtlichen Bericht zum Kunstwerk erheben wollte. Die Quelle macht dazu nur geringfügige Ansätze. Wenn in den Verteidigungsreden die Sache des Junkers einen größeren Raum einnimmt, so mag das daran liegen, daß er es besser als der große Haufe verstand, alles, was zu seinen Gunsten sprach, zur Geltung zu bringen. Er bleibt trotzdem in dem Kriegsgerichtsprotokoll nur einer von vielen. Raabe hebt ihn dadurch aus der Menge seiner Komplizen heraus, daß er deren Schuldgewicht im Vergleich zu der ihm vorliegenden Quelle erheblich verstärkt, den Junker aber zum unschuldigen Opfer der toll gewordenen Soldateska werden läßt. Für die groben Ausschreitungen der Meuterer in Raabes Erzählung bietet die Quelle nur schwache Grundlage. Die Hauptleute wissen wohl von bedrohlicher Stimmung im Lager, auch wohl von frechen Worten der Meuterer, aber nichts von Gewalttätigkeiten auszusagen. Und die vom Grafen Hohenlohe ihnen zur Deckung nachgesandten Reiter werden zwar drohend zurückgewiesen, aber nicht wie in der Novelle bis auf den letzten Mann niedergemacht. Das künstlerische Motiv, das zu dieser Steigerung führte, ist deutlich. Bei der Verhandlung vor dem Malefizgericht bleibt noch ein gewisser Schleier auf der Schuld der Angeklagten liegen. Immer wieder kehrt die Beteuerung, sie seien sich ihrer Tat nicht bewußt gewesen. Damit konnte dem Dichter nicht gedient sein. Das Kunstwerk forderte hier volle Klarheit. Umso weniger durfte dann aber der Junker Teil an dieser Schuld haben. Darum wurde die Tatsache, daß er bei Beginn des Abmarsches nicht zugegen sondern erst zu dem Haufen gestoßen war, als dieser sich schon in Bewegung gesetzt hatte, weiter ausgebaut. In

weitem Abstande läßt der Dichter nach der verbrecherischen Niedermetzelung der Hohenloheschen Reiter Anneke Mey mit dem verwundeten Junker den Meuterern folgen, sorgfältig suchen sie deren Spuren zu vermeiden, bis kurz vor dem ersehnten Zufluchtsort die vom Grafen Hohenlohe von der Weser abgedrängten Landsknechte doch über sie kommen und sie mit sich reißen in ihr Verderben. Das Schicksal Götz von Berlichingens wiederholt sich an dem Junker; die Meuterer zwingen ihn, sie zu führen, und mit ihnen gerät er in die Gefangenschaft des Grafen Hohenlohe und dann in die Haft im Mühlenturm zu Wolfenbüttel.

Aber nicht aus dem blinden Zufall läßt der Dichter die Tragik hervorgehen, die seinen Helden vernichtet. Wie in allen seinen historischen Erzählungen zeigt er uns seine Menschen auch hier getrieben von dem unwiderstehlichen Strom der Zeit, in der sie leben. Darin liegt ja auch die Erklärung dafür, daß er es als seine erste Aufgabe betrachtet, ein intimes Bild von der Zeitstimmung zu schaffen. Die Quelle legte ihm die Frage nahe, wie der „eine vom Adel" unter die zuchtlose Schar der Landsknechte geraten. In dem wirren Fiebertraum, aus dem der verwundete Junker kurz vor Münster auffährt, gibt der Dichter die Antwort auf diese Frage. Bild auf Bild zieht an dem Kranken vorüber. Die väterliche Burg im fernen, heiß umkämpften Ostland steigt empor und versinkt in dem lodernden Feuer jener Nacht, da die Polen sie erstürmt. Die von dem treuen Knecht schlecht und recht behütete Kindheit in der Waldeszuflucht wird wieder lebendig und dann der hoffnungsfrohe Auszug der Reiterbuben in die Welt hinaus. Und die Erinnerungen begleitet die Qual des geheimen Bewußtseins, wie grausam das Leben die goldenen Jünglingsträume mit Enttäuschungen bezahlt. Christof von Denow hat einst den Venuswurf getan. Jauchzend hat er sich der wilden Zeit in die Arme geworfen, und nun hält sie ihn umschlungen, daß ihm der Atem vergeht. Er ist ihr Kind gewesen, und nun wird er ihr Opfer. Zerronnen ist der kühne Traum, der Größe und Ehre verhieß. Der Wappenring ist das letzte Zeichen, das ihm seinen Adel verbürgt. — Und doch nicht nur! Als die meuterische Schar ihn, den Willenlosen, mit sich fortreißt, da wird es ihm zum Entsetzen deutlich, daß sie nicht seinesgleichen, daß er nicht ihresgleichen ist. Nun vertieft sich für Raabe das Problem. Es gilt die Frage zu lösen: Wie stirbt Christof von Denow einen adligen Tod? Der Dichter hat die Frage nicht nur äußerlich gelöst. Dafür sorgt die Treue Erdwin Wüstemanns und die Liebe Anneken Meys. Für die innere Lösung aber sorgt der Seelenadel des Junkers selbst, der ihn hinaushebt aus dem befleckenden Jammer, in den das Leben ihn geschleudert. Aufs schärfste tritt hier Raabes Darstellung mit der Quelle in Widerspruch. Mit inständigeren Worten als die andern Angeklagten bettelt in der Quelle Christof von Denow um Gnade. Knechtsgesinnung spricht aus seinen zitternden Worten, wenn er gelobt, er wolle sich gebrauchen lassen, wohin der Herzog es be-

gehren werde. In der Novelle weist er mit Erdwin Wüstemann die Gnade zurück und fordert sein Recht. Und als das Recht sich ihm versagt, da findet er die sittliche Kraft, dem Verbrechertod wie ein Mann ins Auge zu sehen. Nicht seinem Elend, seiner Liebe gilt sein letztes Sorgen. Auch ohne den treuen Schuß seines Knechtes, der ihn vor dem Henker bewahrt, auch ohne die fehlende Liebe Annekens, die ihm seine Ehre wiederbringt, stirbt er einen adligen Tod.

Von Erdwin Wüstemann hat der Dichter nur den Namen und die Tatsache seiner bedingungslosen Begnadigung aus der Quelle übernommen. Wahrscheinlich war dieser Landsknecht unter den Angeklagten der Jüngsten einer. Jedenfalls sucht ihn der Verteidiger damit zu entschuldigen, daß er ein „unerfahrener Kriegsmann" sei. Bei Raabe ist Erdwin Wüstemann ein Greis zwischen 60 und 70 Jahren. Denn schon vor 52 Jahren ist er in die Schlacht bei Drakenberg gezogen, von der er singt. Das Lied, dem die Strophe entstammt, fand Raabe wahrscheinlich in dem großen Quellenwerke Hartleders über den Schmalkaldischen Krieg: Der Römischen Kaiser- vnd Königlichen Majestäten auch deß Heiligen Römischen Reichs Geistliche vnd Weltliche Stände Churfürsten Fürsten etc. Handlungen vnd Außschreiben etc. Von Rechtmässigkeit, Anfang, Fort- vnd endlichen Außgang des Teutschen Kriegs Kaiser Karls deß fünfften u. s. w. Gota 1645. Dieses Werk ist eine sehr wichtige Quelle für „Unsers Herrgotts Kanzlei". Im zweiten Bande (S. 577) findet sich hier das Lied abgedruckt unter dem Titel „Ein Nev Lied: Von der Schlacht vor Bremen / welche geschehen den 22. Maij Anno 1547. Im Thon: wie man singt von der Schlacht vor Pavia." Der Bericht dieses Liedes von der Schlacht vor Bremen ist auch deshalb von Interesse, weil uns als freilich unfreiwilliger Held darin jener Vrisberger (hier Fritzberg genannt) entgegentritt, der im „Heiligen Born" eine wichtige Rolle spielt. Die von Raabe wiedergegebene Strophe ist die vierte von zwölf gleichen[1]). Zu Christof von Denow steht Erdwin Wüstemann in der Quelle in keinerlei Beziehung. Er gehört nicht einmal demselben Fähnlein an wie der Junker. Ebenso wenig findet sich von Anneken Mey eine Spur in Ortlepius' Bericht.

In den wichtigsten Punkten hat sich in dieser Novelle der Dichter also frei von der geschichtlichen Überlieferung gemacht. Darin unterscheidet sich der „Junker von Denow" sehr wesentlich von den andern historischen Erzählungen aus Raabes Frühzeit. Der „Heilige Born" und „Unsers Herrgotts Kanzlei", die beide gleichfalls uns ins 16. Jahrhundert versetzen, halten sich sehr getreu an den Bericht der Quellen, aus denen der Dichter seinen Stoff geschöpft, so getreu, daß sich bis-

[1]) Das Lied, das der Dichter Anneke Mey in den Mund gelegt hat: „Musikanten zum Spielen" usw., ist aus einem alten Braunschweiger Soldatenlied entstanden. Vgl. darüber O. Elster a. a. O. S. 37.

weilen der Eindruck aufdrängt, die Dichtung sei hier der Geschichte untergeordnet und diene nur dazu, diese mit Leben und Bewegung zu erfüllen. Mit dem „Junker von Denow" aber ist die Zaghaftigkeit in der Gestaltung des historischen Stoffes überwunden. Hier ist die Dichtung unbestritten Siegerin geblieben, und der historischen Echtheit ihres Bildes hat dieser Sieg keinerlei Abbruch getan. Die Freiheit aber, mit der der Dichter schalten durfte, ist seiner Seelenkunst zu gute gekommen, jener feinen Kunst, die mehr andeutet als sagt, die das Seelische mehr ahnen läßt, als schildert. Und wieder, wie so oft in seinen Werken hat Raabe mit Meisterschaft die Natur zu dem großem Resonanzboden des menschlichen Herzens erhoben und ihre Stimmung den Empfindungen der Menschen angepaßt. Ein düster verhangener Winterhimmel wölbt sich regen- und nebelschwer über der Örtlichkeit, kein noch so schwacher Sonnenstrahl durchbricht den trostlosen Schleier. Das heisere Gekrächz der Krähen, die den Zug der Meuterer begleiten und dann in Wolfenbüttel auf dem Schloßturm des Fraßes harren[1]), ist die einzige Stimme der Natur, die sich vernehmen läßt. Aber zuletzt, da der Kampf ausgekämpft und der Tod die beiden Opfer einer schlimmen Zeit vereint, löst sich langsam der düstere Bann in dem weißen Flockengerieſel, das den beiden das Leichentuch webt.

Die fein herausgearbeitete historische Stimmung zeigt sich so auf das innigste durchzogen von dem Stimmungszauber des Allgemein-Menschlichen. Und diese Verbindung vor allem macht den „Junker von Denow" zu einem Kleinod der geschichtlichen Erzählung überhaupt.

Der Berliner

Es war immer meine Meinung, daß, wenn der Versuch gemacht werden sollte, den Charaktertypus des Urberliners künstlerisch darzustellen, zu der Drolligkeit, Gutmütigkeit, Maulfestigkeit und Noblesse des armen, argverkannten, wackeren Burschen vor allen Dingen auch sein kultur- und welthistorisches in Fleisch und Blut übergegangenes Soldatenwesen hervorgehoben werden müssen. Wie weit mir das Alles nun gelungen ist, kann ich nicht sagen; aber glauben Sie mit gutem Gewissen bei passender Gelegenheit meinem weiland Sergeanten im siebenten Brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 60, Herrn Hofschieferdeckermeister W. Schönow, mit unter die Arme greifen zu dürfen, so tun Sie es dreist.

An G. Warpeles, 4. Febr. 1885

[1]) Im „Odfeld" gewann dieses Motiv später seine weitere Ausgestaltung.

Raabe und Fontane

Ein Vergleich von Hanns Martin Elster

In der Kunstwissenschaft kommt die vergleichende Methode häufig zur Anwendung. Man sucht durch eine Gegenüberstellung heterogener Meister aus verschiedenen Zeiträumen oder aus verschiedenen Ländern das Charakteristische ihrer Art, ihrer Werke, ihrer Entwickelungen und der Gattungen anschaulicher zu machen, schärfer hervorzuheben, als die einfache Betrachtung zuläßt. In der Literaturwissenschaft hat man diesen Weg der Erkenntnis, des Eindringens in Dichter und Dichtungen bisher selten beschritten. Wenn es der Fall war, so hat man aus den Ergebnissen nicht eine höhere Sinnfälligkeit der Einzelcharakteristik erzielt, sondern ein psychologisch meist bedenkliches Abhängigkeitsverhältnis des einen Dichters vom andern herauskonstruiert. Ich habe nicht die Absicht, auf diese Weise meinen Vergleich zwischen Raabe und Fontane, zwei grundverschiedenen und zugleich überaus ähnlichen Dichtern durchzuführen, sondern ich will wie in der Kunstwissenschaft durch eine Gegenüberstellung der beiden Meister jeden in eine besondere Beleuchtung rücken, damit beider Bild klarer strahle und an Tiefe der Erkenntnis gewinne.

Nur Pedanterie könnte zwischen Raabe und Fontane eine Abhängigkeit behaupten. Scheinbar bestätigen Fontanes Tagebücher und Briefe, sowie Äußerungen seiner Kinder einen Einfluß des Braunschweigers auf den Berliner. Als dieser Ende der siebziger Jahre im Beginn seiner Prosa-Schaffensperiode stand, war er ein eifriger Raabefreund, der mehrere Werke des Braunschweigers aus Westermanns Monatsheften sich vorlesen ließ. Er schätzte die Kunst seines niedersächsischen Kollegen ungemein hoch ein, vertrat jedoch die Ansicht, daß Raabes Schreibweise sich wohl niemals die Gunst des großen Publikums erobern würde. Seine Tagebücher melden, daß er im Frühjahr 1881 das „Horn von Wanza" las, dessen schöne Kapitel er in einem Briefe für ein „wahres Evangelium" erklärte. „Den Schluß der Erzählung", trägt Fontane am 17. März 1881 ein, „hält nicht, was die voraufgehenden Abschnitte versprechen. Das erste Drittel ist sehr gut, das zweite Drittel ist meisterhaft, aber das dritte Drittel ist beinah schwach und langweilig, und rafft sich nur an ganz vereinzelten Stellen zu Kraft und Humor wieder auf. Man sieht deutlich, daß W. Raabe ein großes erzählerisches Talent, aber nur ein mäßig ausgebildeter Künstler ist; die natürliche Form ist groß, aber Kritik und angeborenes Schönheitsgefühl haben gefehlt, und weil sie fehlten, nicht zu voller Reife kommen lassen. Ich bin neugierig anderes von ihm kennen zu lernen." Einige Tage später wurde Fontane dann „Alte Nester" vorgelesen, die ihn wiederum sehr ansprachen. Und im Dezember 1881 erschien „Fabian und Sebastian": „Ganz Raabe", sagte Fontane nach der

Lektüre, „glänzend und geschmacklos, tief und öde." Er hat dann im April 1882 die Buchausgabe besprochen; leider habe ich den Druckort der Kritik nicht eruieren können.

Raabes Werke haben Fontane zum mindesten ein Jahr lang stark beschäftigt; der greise Berliner nimmt sofort zu ihnen Stellung, die die Grundverschiedenheit beider Dichter andeutet und die zeigt, daß Fontane sich nicht von Raabe beeinflussen ließ. Er hat gewiß auch andere Werke von ihm gekannt: die „Chronik", den „Hungerpastor", den „Deutschen Adel". Die in dieser Zeit entstandenen oder konzipierten Romane Fontanes — „Ellerklipp" (1881), „L'Adultera" (1882), „Schach von Wuthenow" (1883), „Graf Petöfy" (1884) — zeigen keine Raabeschen Eigenarten. Gerade in diesen Schöpfungen dringt Fontane zu seiner eigenen Ausdrucksform, zu seiner seelischen Problematik hindurch. Von einer Abhängigkeit kann keine Rede sein. Fontane war sechzig Jahre alt, als er begann, Romane zu schreiben, und nicht mehr beeinflußbar wie junge Dichter. Seine Werke erwuchsen aus einer reichen und reifen Lebenserkenntnis und Menschenbeobachtung, die er in eine feine und kunstvolle Form brachte.

Die Ähnlichkeiten, das Vergleichbare beider Dichter wurzelt vielmehr in ihren Naturen, in den gleichen Zeiterlebnissen, in den Resultaten ihrer Erlebnisse und in ihrer Weltanschauung. Als Künstler sind sie sich geradezu fremd: sie haben einen verschiedenen Grundton, eine andersgeartete Technik, von Einzelheiten abgesehen.

Es ist unausbleiblich, daß in den folgenden Ausführungen mehr von Fontane und seinen Anschauungen als von Raabe und seiner Weltbetrachtung gesprochen wird. Es ist ja der Raabeleser, der an Fontane herantritt, und der die Kenntnis von Raabe voraussetzt. Andererseits kann nicht der ganze Fontane hier gezeigt werden, sondern nur ein Teil — eben das Raabesche — seines Wesens und seiner Kunst. Um Fontane letzten Endes gerecht zu werden, muß man sich also von dem Vergleiche loslösen und einer absoluten Betrachtung zustreben, die aber nicht meine Aufgabe ist, weshalb nur darauf verwiesen sei, um keine schiefen Bilder hervorzurufen. —

* * *

Das Leben der beiden Männer bietet wenig Vergleichbares. Raabe hatte einen stillen, einsamen Tag. Fontane wurde als Journalist und Berliner weit in Europa hin- und hergetrieben, wenn er auch — wie Raabe — vom Reisen selbst nicht allzuviel hielt. „Und doch bin ich eigentlich gegen das Reisen überhaupt und speziell gegen die Hochzeitsreiserei", sagt der alte Graf Barby (in „Stechlin"). „Wenn ich so Personen in ein Coupé nach Italien einsteigen sehe, kommt mir immer ein Dankgefühl, dieses höchste Glück auf Erden nicht mehr mitmachen zu müssen. Es ist doch eigentlich eine Qual und die Welt wird auch wieder davon zurückkommen; über

kurz oder lang wird man nur noch reisen, wie man in den Krieg zieht oder in einen Luftballon steigt, bloß von Berufs wegen. Aber nicht um des Vergnügens willen. Und wozu denn auch? Es hat keinen rechten Zweck mehr. In alten Zeiten ging der Prophet zum Berge, jetzt vollzieht sich das Wunder und der Berg kommt zu uns. Das Beste vom Parthenon sieht man in London und das Beste von Pergamum in Berlin, und wäre man nicht so nachsichtig mit den lieben, nie zahlenden Griechen verfahren, so könnte man sich (am Kupfergraben) im Laufe des Vormittags in Mykenä und nachmittags in Olympia ergehn."

Auch Fontane ist nicht aus dem akademischen Stande hervorgegangen; er, der Apotheker, hat gewiß manche ähnlichen Erfahrungen gemacht wie der Buchhändler. Aber der eine ergab sich bald einem tiefen und verschwiegenen Studium der Philosophen, der Literaturen und der Geschichte, während der andere, früh in das praktische literarische Leben hineingezogen, im Berliner Sonntagsverein, dem „Tunnel über der Spree", wirkliche Lehrer und kurz darauf öffentliche Betätigung im Journalismus fand. Er blieb als Dichter bis in sein Alter nur der Balladiker und didaktische Lyriker und hatte mit seinem Leben im großen und ganzen abgeschlossen, als er sich der Prosakunstform zuwandte, was wir bei seiner Beurteilung nie vergessen dürfen. Raabe dagegen kehrte sich noch jung energisch von Versen ab und ganz der Erzählung, dem Romane zu.

Der niedersächsische Dichter erfuhr das Weltleid persönlich und schwer. Er bildete schon früh eine sich allmählich festigende Weltanschauung in sich aus, die mit dem „Schüdderump" ihren äußeren Abschluß fand. Der Dreiundzwanzigjährige sprach bereits wie ein welterfahrener Greis, der dem Tode selig ins Auge schaut. Der Ton des Weisen, der das Leben überwunden hat, war mit dem ersten Federzug vorhanden, er blieb den Werken eigen, wenn er auch in den historischen Dichtungen hier und da stärker nachließ. Fontane fand seine Stellung zur Welt, seinen Charakter mehr im Strome der Welt; er reifte nicht durch philosophische Erlebnisse, sondern durch praktische Erfahrungen, durch die ruhige Unbefangenheit seines Temperamentes, durch seine kühle, bisweilen nüchtern-klare Beobachtungsgabe zu der Weisheit heran, die, schon vorgebildet in den Gedichten, später in seinen Romanen behaglich ausgesponnen, so sehr an Raabe erinnert.

Die Natur beider Dichter hatte von Haus aus wenig Gemeinsames. Raabe ist der schwerblütige, leidenschaftliche, dämonische und sentimentale Germane, der das Ringen um faustische Fragen bis zur Negation erfährt; ein innerlich leidender, gequälter Mensch dringt er — früh den Ton der Abgeklärtheit findend — doch erst langsam die Abgeklärtheit selbst, die Reife für immer erwerbend, zur Harmonie hindurch, in der sich alle Abgründe menschlichen Sinnens erhellen. Fontane ist die leichtere, glücklichere Natur: das Gaskognische Blut seines Vaters, das Cevennische

seiner Mutter brach unaufhaltsam hervor in der Empfindlichkeit seines Nervensystems und in der Erregbarkeit seiner Künstlerseele. Als Ruppiner, Swinemünder, Märker, Berliner erhielt er ein Landeserbe, an das er sich bewußter und bewußter anschloß; in der schottischen Fremde wurde er aus Sehnsucht und Energie ein preußischer Deutscher, der später seine Märkerei und Berlinerei wie ein Storm die Husumerei betrieb. Er gab seinem Herzen die Heimat, wenn auch sein Geist und sein Temperament französisch waren, allerdings gehemmt und geklärt durch die helle Verständigkeit seiner Überlegung. So kam die in ihn gelegte Einbildungskraft, die bei Raabe viel elementarer war, schwächer zum Ausdruck, ja sie verschwand sogar schließlich ganz, bis auf jene innere Anschauungsgabe, aus der er seine Gestalten formte und belebte. Er war nicht der Mensch, der das Weltleid als solches anerkannte. Er verstand mit den Dingen zu rechnen, ließ sie an sich herantreten und nahm dann erst Stellung zu ihnen. Er war freier von der überwältigenden Triebhaftigkeit, die in Raabes Natur vulkanisch nach innerem Frieden drängte und seine Jugendjahre, die Fontane leichter dem Tage opferte, mit wehester Seelennot erfüllte. So ordnete Raabe das Künstlerische, die Form dem Innerlichen, dem Gehalt unter, so strebte Fontane — schon weil er vor allem Verskünstler war — mehr der Form, dem spezifisch Künstlerischen zu, das ihm freilich nie leere Hülse wurde, sondern stets Fassung echter Stoffe, echter Lebenserkenntnis und -wahrheit blieb. Bei Beiden haben wir in den jungen Kampfjahren — der eine rang mehr mit dem inneren, der andere mehr mit dem äußeren Leben — die Flucht in die Geschichte; Raabe zum historischen Roman, Fontane zur Ballade, daran anschließend die ersten historischen Romane, nach gleichen Meistern: Scott, Alexis, Dickens.

Bei der Verschiedenheit des äußeren Lebens entwickelte sich der äußere Charakter auch zwiefach. Der weltläufige Großstädter wurde zum liebenswürdigen Plauderer, seine kühle Überlegenheit einte sich der witzigen Ironie; der gemütvolle Humor trat im persönlichen Verkehr weniger hervor. Der abgeschlossene Kleinstädter wurde ein schweigsamer Mann, im persönlichen Hin und Her dem Plaudern nicht abgeneigt, aber doch lieber hörend als sprechend; dann und wann warf er in die Gespräche anderer seine Bemerkungen hinein, mit denen er blitzartig die Situationen, die Äußerungen beleuchtete oder Stellung zu ihnen nahm. Beide liebten den Sarkasmus: er war glatter bei Fontane, schärfer, bitterer bei Raabe. Denn dieser hatte es erfahren, was es heißt, um seine Kunst leiden, um seine Kunst kämpfen, um seine Kunst einsam leben; kein enger Freundschaftskreis konnte die Ablehnungen, die Enttäuschungen, die das deutsche Volk ihm bereitete, wettmachen, wenn sie auch seine eigene, umgängliche Liebenswürdigkeit nicht zu töten vermochte. Dagegen hatte der Journalist Fontane im Verbande bedeutender Zeitungen immer Fühlung mit der großen Menge oder wenigstens mit gewissen Gesellschaftssphären, die ihn zu schätzen wußten.

Beide waren gesellige Menschen, dem einen erlaubte das Leben einen ausgedehnteren Umgang als dem anderen. Sie pflegten darin einer edlen Natürlichkeit, allem Feierlichen feind oder wenigstens abgewandt. Was der alte Medizinalrat Feyerabend bei der Überreichung des Ordens erlebte, hat Fontane auch oft genug gefühlt und geäußert.

Das macht, beide Dichter waren innerlich vollständig freie Menschen. Daher das oft scheinbar Widersprechende ihrer Äußerungen, das Paradoxe ihrer Art, sich zu geben. Sie fragten nicht nach Stand, Namen und Herkunft, obwohl sie dies alles bei der Beurteilung eines Menschen in Beziehung zu bringen nicht vergaßen; sie fragten vor allem nach dem Herzen. Erkannten sie die Herzensgüte eines Menschen, so traten sie für ihn, auch wenn ungeheuerliche Gerüchte über den Betreffenden laut wurden. Was Fontane von den Worten sagte, gilt auch für sein Urteil über Menschen: „Alle Worte, die von Herzen kommen, sind gute Worte und wenn sie mir helfen (und sie helfen mir), so frag' ich nicht viel danach, ob es sogenannte richtige Worte sind oder nicht." Aller Dünkel war Raabe wie Fontane zuwider. Nicht im Geistigen noch im Menschlichen duldeten sie irgend welche Einbildung, wenn sie sich auch ihres Wertes bewußt waren. Was die kluge Prinzessin dem Baron Peutz (in „Unwiederbringlich") nachrühmt: sie habe nie einen Menschen gesehen, der so wenig auf Stelzen ginge, gilt von Fontane wie von Raabe. Deshalb war ihnen auch „aller aufgesteifter Patriotismus" „ein Greuel", nur wenn er sich in Humor und selbst in Ironie kleidete, hielten sie ihn für „das Beste, was man haben kann". Die politischen, religiösen, moralischen Stelzen ihrer Jugendzeit: Gutzkow, Redwitz, Stahl und Herwegh hatten sie abgestoßen, zur Opposition getrieben und ihre Entwicklung vom akademischen, epigonischen Idealismus hinweggelenkt zu jener großen Vornehmheit und Liebenswürdigkeit, die in der Liebe, der gütigen und demütigen, wurzeln. Die großen Fragen des Lebens erfahrend wurden sie keine kleinlichen Moralisten, sondern schöpferische Ethiker.

Nichts Abstraktes ging in ihre Weltanschauung ein. Alles war menschlich und übermenschlich zugleich gesehen. Denn ihre persönliche Größe und Freiheit — beides rühmt Fontane an Walter Scott — ließ nie über das scharfe Schauen, über die Skepsis des Nur-Absprechens hinausgelangen zum verzeihenden Verstehen, zum Humor; als „Großhumoristen" wurden sie milde. Während Raabes Humor aber voll verhaltener Leidenschaft und geheimer Tragik ist, während starke Untertöne und dunkle Resonanzen mitklingen und die Schwermut die Mutter dieses Humores ist, der den Dualismus, die Widerwärtigkeiten des Daseins eint und uns unter Tränen lächeln, den sichern Kern der Welt erkennen macht, hat der Humor Fontanes mehr das „Darüberstehen, das heiter souveräne Spiel mit den Erscheinungen dieses Lebens zur Voraussetzung." Raabes Humor ist spezifisch deutsch; wohl kennt

auch er die Komik, das leichtere Spiel der Gegensätze und das schnellere Lachen, aber zumeist wirkt er das leise Lächeln, das nach der Befreiung aus schweren Gefühlen hervorbricht, weckt er ein schmerzverklärtes Glücksempfinden. Fontane zeigt nicht die sentimentale Einsamkeit des Lebens in solcher Tragik. Seine Weltkenntnis wußte den Ausgang allen Geschehens immer vorauszuahnen. Seine unbegrenzte Unbefangenheit den Menschen und Ereignissen gegenüber bewahrte ihn davor, beide zu ernst zu nehmen. Sein Humor stammt von der Ironie und dem Spott ab, ist ein Kind der menschlichen Gesellschaftsbeurteilung. Der Geist überwiegt das Herz. Sein Humor ist schalkhaft, drollig, voll sprühender Laune, funkelnd in Scherz, Witz und Pointen, sarkastisch, liebenswürdig lächelnd, aber auch gütig. Die Überlegenheit des Weltmannes spricht daraus, daß die Menschen große Kinder sind, die ein ahnungsloses Spiel mit dem Leben spielen. Dem Braunschweiger aber sind sie weltverlorene Einsame, die das Dasein als Leiden empfinden, und Freud' und Leid verschmelzend zu einer unlöslichen Einheit zum Glücke hindurchdringen. Immer wieder sehen wir in Fontane die Spiegelung des Lebens, des Treibens und Wirkens, ohne daß der Dichter direkt darunter leidet, wenn er auch Mitgefühl mit denen hat, die er gestaltet. Raabe aber steckt vielmehr in seinen Figuren und deren Schicksalen drin; seine Bücher sind seine gewaltige Autobiographie; Fontane gab nur in einigen Autobiographisches, meist fremdes Seelenleben. „Er lebt gern und ist gleichgültig gegen das Leben. Er nimmt alles mit und weiß doch, daß es nicht viel damit ist," heißt es von Crampas in „Effi Briest". Fast Fontanes ganze Lebensauffassung liegt darin. Raabe ging hier weiter, war hier gleichsam christlicher, religiöser: er sah im Leben eine Aufgabe, die wir zu erfüllen haben und in der wir uns vervollkommnen sollen. Das schnellere Erkennen war bei Fontane, das tiefere Erleben bei Raabe. Fontane war mehr weltlich, Raabe mehr mystisch, mehr metaphysisch.

Ihre Stellung zu den Menschen zeigt das in auffälliger Weise. Fontane beobachtet in aller Behaglichkeit, sogar mit einem gewissen Epikuräismus. Er ist der Mann, der ausgelernt hat, dem aber das Rätsel der Menschenseele nicht zum Problem geworden ist. Er läßt seine gute Meinung von der Welt nicht erschüttern. Zwar hat er die Menschen, die Welt auch erst verachten gelernt, ehe er sie lieben konnte. Aber er steht ihnen am Ende seines Lebens kühl gegenüber. Jener furchtbare Aufschrei aus grauenhaftester Enttäuschung, wie Raabe ihn am Ende seines Lebens tat über sein deutsches Volk — er wäre Fontane unmöglich gewesen, denn er war zu besonnen, zu nüchtern, um Hoffnungen zu haben, Ansprüche zu stellen. Er wollte mit seinen Büchern sein Volk als Ganzes nicht bessern. Raabe sah aber immer dieses große Ziel vor sich: Gutes heraufzuführen in allen Seelen. Er schrieb seine Werke im Alter der Leidenschaft, deshalb ist seine Anteilnahme an den Menschen von jeher

tiefer, heißer, restloser. Seine Menschenkenntnis hat nichts mit jener weltsicheren Klugheit Fontanes gemeinsam, der wie selten einer wußte, wo seine und seines Volkes Grenzen waren. Raabe ist darin ein Zukünftiger, daß er hinausging über die inneren Grenzen der Menschenseele seiner Zeit, Fontane ein Gegenwärtiger, der bleibt in seines Daseins und Umgangs Kreise. Bei Raabe, der eine große Aufwärtstrieb, die eine große Erfüllungswelt, bei Fontane die Vielheit der Empfindungskreise, die Ausbreitung eines gleichmäßigen, beschränkten Strebens. Raabe ist der größere philosophische, spekulative Geist, der stärkere Romantiker, Fontane der genauere und sicherere Realist.

Wie es aber nicht anders sein kann, haben beide den Frieden erst gefunden durch die Resignation. Bei Raabe und Fontane ist die Suche nach dem Glück immer das Hauptmotiv allen Gestaltens. Sie sind darin Weltanschauungsdichter. Daher stammt ihr Sentenzenreichtum, der so gleichen Gehalt hat. Zwar gibt Fontane seinen Weisheitssprüchen eine andere Form, zwar ist Raabe weiter, umfassender, Goethen mehr genähert, aber aus beiden tönt der gleiche Klang, die gleiche Not, der gleiche Trost und das gleiche Glück. Ich habe nicht nötig, hier Raabesche und Fontanesche Sprüche nebeneinander zu stellen. Wer Raabe kennt und hört, der wird bei der Lektüre der Fontane-Worte ständig an ihn erinnert.

„Unser ganzes Leben ist eine Kette von Gnaden", sagt Franziska in „Graf Petöfy", „aber als der Gnaden größte bedünkt mich doch die, daß wir nicht wissen und nicht wissen sollen, was der nächste Morgen uns bringt. Und weil wir's nicht wissen sollen, sollen wir's auch nicht wissen wollen. — Auch nicht einmal im Spiel. Denn es ist ein Spiel mit Dingen, die nicht zum Spielen da sind. Ich muß es wiederholen, ich hasse jede Neugier, die den Schleier von dem uns gnädig Verborgenen wegreißen will, aber am meisten widerstreitet mir doch die Neugier, die nicht einmal ernstlich gemeint ist. Es gibt der tückischen Mächte genug und ihre listig lauernde Feindschaft auch noch durch Spiel und Spott herausfordern zu wollen, tut nie gut und ist der Anfang vom Ende." So predigt Fontane Ehrfurcht vor dem Seienden, wenn es auch nicht viel gilt. Wie der Mensch doch immer nur ein Massenprodukt, „nur" ein Mensch ist, der Größte „ein kleiner Mann in großen Stiefeln", so ist die Welt auch stets die gleiche. In ihr ist alles Vorherbestimmung und uns geziemt ein edler, aber tätiger Stoizismus. „Alles, was uns Freude machen soll, ist an Zeit und Umstände gebunden und was uns heute noch beglückt, ist morgen wertlos." („Effi Briest".) Auch Raabe ist dieser Relativität geneigt, beide nicht aus philisterhafter Oberflächlichkeit, sie kennen die Resultate allen Suchens um Erkenntnis, ihnen ist das Abwägen das erkannte Typische, ein harmonisches Verhältnis zu den Dingen dieser Welt, deren Ehre sie nicht befriedigen konnte.

Denn:

„Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was sich umwerbend, ihr gesellt;
Das Haus, die Heimat, die Beschränkung
Die sind das Glück und sind die Welt."

„Was dich in Wahrheit lebt und hält", sagt Fontane weiter, „muß in dir selber leben."

„Das flücht'ge Lob, des Tages Ruhm
Magst du dem Eitlen gönnen;
Das aber sei dein Heiligtum:
Vor dir bestehen können."

„In unserem Busen wohnen unsere Sterne, so heißt es irgendwo", erinnert Fontane in „Unwiederbringlich" an „die Leute im Walde", „und was die innere Stimme spricht, das erfüllt sich". Deshalb:

„Beutst du dem Geiste reine Nahrung,
So laß nicht darben dein Gemüt,
Des Lebens höchste Offenbarung
Doch immer aus dem Herzen blüht."

Und:

„O lerne denken mit dem Herzen
Und lerne fühlen mit dem Geist."

Und schließlich:

„Tritt ein für deines Herzens Meinung
Bekämpfe mutig die Verneinung."

So ist es das Glück der Menschen, dem Gewissen Ruhe zu bringen, dem Herzen zu folgen. Nicht äußere Dinge vermögen es:

„Nur in der Arbeit wohnt der Frieden
Und in der Mühe wohnt die Ruh."

Wie der Sternseher Heinrich Ulex betont, „daß auch hinter der Entsagung das Glück liegen kann", so sagt auch Fontane:

„Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort, es ist nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entsagen,
Und ungeahnt erblüht es dir."

Glück ist ja nicht Freisein von allem Schmerz, sondern die Ausgleichung von

Freud' und Leid, ihre Verschmelzung, wie mit Raabe auch Conrad Ferdinand Meyer es empfand:

„Merke dir's, du blondes Haar:
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
Unzertrennlich beide —
Geh und lieb' und leide."

Fontane drückt den gleichen Gedanken anders aus:

„Laß in dem Leid, das Er beschieden,
Den Keim uns künft'gen Glückes bauen."
„Und wahre Dir den vollen Glauben
An diese Welt trotz dieser Welt."

Die klare Erkenntnis sagt uns dann:

„Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt.
Was bleibt vom Erdenfeste,
Was bleibt uns unvergällt?
Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt;
Wer haßt, ist zu bedauern
Und mehr fast noch, wer liebt."

Realer äußert der Beamte von Innstetten, der Gatte von Effi Briest, den Gedanken: „Das Glück, wenn mir recht ist, liegt in zweierlei, darin, daß man ganz da steht, wo man hingehört (aber welcher Beamte kann das von sich sagen?) und zum zweiten und besten in einem behaglichen Abwickeln des ganz Alltäglichen, also darin, daß man ausgeschlafen hat, und daß einem die neuen Stiefel nicht drücken. Wenn einem die siebenhundertundzwanzig Minuten eines zwölfstündigen Tages ohne besonderen Ärger vergehen, so läßt sich von einem glücklichen Tage sprechen."

Hinter diesen scheinbar so prosaischen und philisterhaft-engen Worten verbirgt sich eine tiefe Innerlichkeit der Seele, die Scham und Scheu hat vor den Grausamkeiten des Alltags und der Menschen, die sich sehnt, Güte zu geben und zu empfangen, und die nach der Stille ihrer Einsamkeit sucht. Deshalb will sie den Willen und das Können ausgleichen, deshalb will sie den Frohsinn aller Arbeit, deshalb horcht sie auf die stumme Predigt in der Kinder Angesicht.

Raabe wie Fontane sind Priester der Religion der Güte. „Man muß sich untereinander helfen, das ist das eigentlich beste von der Ehe. Sich helfen und unterstützen und vor allem nachsichtig sein und sich in das Recht des andern einleben.

Denn was ist Recht! Es schwankt eigentlich immer. Aber Nachgiebigkeit einem guten Menschen gegenüber ist immer recht." Beide haben das Rätsel der Menschennatur und der mit dem Tode abgeschlossenen Welt durchgrübelt, deshalb können sie nicht aburteilen und absprechen. Und sie wußten, wie der alte Briest: die Menschennatur ist unabänderlich; „Die Kreatur. Das ist ja, was ich immer sage. Es ist nicht so viel mit uns, wie wir glauben. Da reden wir immer von Instinkt. Am Ende ist es doch das Beste." So kennen beide das innerste Wesen der Menschenseele; sie wissen, da gibt es kaum eine Entwicklung, da gibt es nur eine stete Wiederholung des ewig Mitgegebenen. Das verleiht ihren dichterischen Gestalten jenen umschlossenen, einheitlichen Reiz; sie haben nichts an sich von der äußeren Entwickelung, die man an den modernen Romanen liebt, sondern sie bewegen sich in ihrem Kreis, in ihrer Fruchtbarkeit. Raabe und Fontane graben tiefer unter die Anschaulichkeit der Oberfläche als alle Verfechter des psychologischen Entwicklungsgedankens, den unsere Dichter in gewisser Beziehung natürlich zugeben und gestalten; sie legen aber stets das Hauptgewicht auf den Mittelpunkt allen Erlebens, die uranfängliche Einheit der Seele, die ebenso undurchdringlich ist, wie das Rätsel des Daseins.

„Wie's dich auch aufzuhorchen treibt,
Das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt."

Man soll sich nicht fürchten, wenn das Rätsel im Tode sich erklären will, denn „das ‚Ich' ist nichts — damit muß man sich durchdringen. Ein ewig Gesetzliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er ‚Tod' heißt, darf uns nicht erschrecken. In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn." Goethes universale Gedankenwelt lebt hier auf. Raabe steht noch mehr auf dem religiösen und dem kantischen Standpunkt: daß wir über Metaphysisches nichts wissen können; er wagt nicht einmal den Vollzug von etwas „ewig Gesetzlichem" anzunehmen.

„Nicht fürcht' ich ihn selber", sagt Fontane vom Tode, „wie nah er auch steht",

„Doch wohl seine Rüden: Gram, Krankheit und Not,
Die Meute, die stückweis das Leben zerfetzt
Und zögernd uns in die Grube hetzt." — — —

So gelangen beide — Raabe wie Fontane — auf dem Grunde pessimistischer Erkenntnisse zu einem echten Optimismus. Sie verkehren das memento mori in ein memento vivere, Fontane noch mehr als Raabe, bei dem der Glaube an den Sieg alles Guten stets die Schwere seiner Herkunft, das Dämonische ahnen läßt, demgegenüber Fontane die leichtere Form gewinnt, zu einer beweglichen Heiterkeit, zu einem Spiel mit der Grazie und dem Geiste hindurchdringt. In der Vereini-

gung des Pessimismus und des stärkeren Optimismus fanden beide das große Glück, die große Ruhe.

„Harre, hoffe. Nicht vergebens
Zähleſt du der Stunden Schlag!
Wechſel iſt das Los des Lebens,
Und — es kommt ein andrer Tag."

Und: „Such nicht immer, was dir fehle,
Demut fülle deine Seele,
Dank erfülle dein Gemüt.
Alle Blumen, alle Blümchen,
Und darunter ſelbſt ein Rühmchen,
Haben auch für dich geblüht."

Mehr als die Zufriedenheit mit dem vom Geſchick Gegebenen darf man nicht wollen. Denn:

„Was liegt an Dir und Deinem Glück?
Es kribbelt und wibbelt weiter."

Raabe und Fontane ſagen am Ende ihres Lebens:

„Die Menſchen kümmerten mich nicht viel,
Eigen war mein Weg und Ziel.
Entſagen und Lächeln bei Demütigungen
Das iſt die Kunſt, die mir gelungen."

Beide haben ſich am Ende ihres Lebens noch einmal ganz als das gegeben, wozu ihre Natur vom Leben gebildet war. Der alte Medizinalrat Feyerabend ſtellt ſich neben den alten Stechlin; beide natürlicherweiſe keine photographiſchen Porträts, ſondern künſtleriſche Neugeſtaltungen aus ihrem eigenen Blute, raabiſch und fontaniſch, wie nur Bekenntniſſe es ſein können. Stechlin — „eines jener erquicklichen Originale, bei denen ſich ſelbſt die Schwächen in Vorzüge verwandeln. Er hatte noch ganz das eigentümlich ſympathiſch berührende Selbſtgefühl all derer, die ſchon vor den Hohenzollern da waren, aber er hegte dieſes Selbſtgefühl nur ganz im Stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, ſo kleidete ſich's in Humor, auch wohl in Selbſtironie, weil er ſeinem ganzen Weſen nach überhaupt hinter alles ein Fragezeichen machte. Sein ſchönſter Zug war eine tiefe, ſo recht aus dem Herzen kommende Humanität, und Dünkel und Überheblichkeit (während er ſonſt eine Neigung hatte, fünf gerade ſein zu laſſen) waren ſo ziemlich die einzigen Dinge, die ihn empörten. Er hörte gern eine freie Meinung, je draſtiſcher und extremer, deſto beſſer. Daß ſich dieſe Meinung mit der ſeinigen deckte, lag

ihm fern zu wünschen. Beinah das Gegenteil. Paradoxen war seine Passion. „Ich bin nicht klug genug, selber welche zu machen, aber ich freue mich, wenn's andere tun; es ist doch immer was drin. Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es welche gibt, so sind sie langweilig." Er ließ sich gern was vorplaudern und plauderte selber gern." Der Nachruf, den Stechlin von Pastor Lorenzen erhält, gilt auch für Fontane, auch für Raabe:

„‚Wer seinen Weg richtig wandelt, kommt zu seiner Ruhe in der Kammer' ... Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programm-edelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. Wußt' es auch, wenn er's auch oft bestritt. Das goldene Kalb anbeten, war nicht seine Sache. Daher kam es auch, daß er vor dem, was das Leben so vieler anderer verdirbt und unglücklich macht, bewahrt blieb, vor Neid und bösem Leumund. Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war. Er war die Güte selbst, die Verkörperung des alten Weisheitsatzes: ‚Was du nicht willst, daß man dir tu'.

„Und das leitet mich denn auch hinüber auf die Frage nach seinem Bekenntnis. Er hatte davon weniger das Wort, als das Tun. Er hielt es mit eben guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen nennen sollten. Denn er hatte die Liebe. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigner menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war. Alles, was einst unser Herr und Heiland gepredigt und gerühmt, und an das er die Gegenverheißung geknüpft hat, — all' das war sein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit und die Lauterkeit des Herzens. Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind . . ."

* * *

„Ich respektiere das Ergebene", sagt der alte Stechlin einmal, „daneben freilich auch das Werdende. Denn eben das Werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Eine neue Zeit bricht an. Ich glaube, eine bessere und eine glücklichere."

Fontane fühlte vor allem mit der Jugend. Il tombe en jeunesse, wie Erich Schmidt von dem greisen Schriftsteller sagte. In dieser Liebe zur Jugend wurzelt seine Kunst,

wurzeln seine Prosawerke, über die wir hier im Sinne unseres Aufsatzes sprechen müssen. Den Balladiker und Lyriker Fontane, der mit dem Balladiker und Lyriker Raabe nur das Didaktische gemeinsam hat, können wir hier nicht heranziehen; Plaudergedichte hat Raabe nie geschrieben und seine Balladen — die wenigen — haben einen ganz anderen Stil, sind nicht Abkömmlinge, Fortbildungen des Strachwitz- und des englisch-schottischen Tones.

Wie Raabe begann Fontane mit historischen Romanen. Aber der Berliner ließ bald von ihnen. Ihm war es nicht gegeben, geschichtliche Epochen dichterisch anschaulich zu machen. Ihn kümmerte vor allem das einzelne Menschenschicksal. Und er fand es in seiner ganzen Fülle in der Gegenwart. Er wandte sich von einem reinen, formalen, ästhetischen Schönheitsstreben einem Schaffen voll Ursprünglichkeit zu. „Originelle Dichtungen sind nun freilich noch lange nicht schöne Dichtungen", sagte er, „und dem Grundwesen der Kunst nach wird das bloß Originelle hinter dem Schönen immer zurückzustehen haben. Gewiß. Und ich bin der Letzte, der an diesem Fundamentalsatze zu rütteln und zu rühren gedenkt. Andererseits aber krankt unsere Literatur so schwer und so chronisch werdend an der Dublettenkrankheit, daß wir, glaube ich, an einem Punkt angelangt sind, wo sich das Originale, wenigstens vorübergehend als gleichberechtigt neben das Schöne stellen darf. In Kunst und Leben gilt dasselbe Gesetz und wenn die Nachkommen einer zurückgebliebenen großen Epoche das Kapital ihrer Väter und Urväter aufgezehrt haben, so werden die willkommen geheißen, die für neue Güter Sorgen tragen, gleichviel wie. Zunächst muß wieder was da sein, ein Stoff in Rohform, aus dem sich weiter formen läßt."

Die naturalistische Bewegung der achtziger Jahre brachte diesen Rohstoff. Fontane schloß sich ihr in gewisser Hinsicht an oder vielmehr, er wurde von ihr auf den Schild gehoben, als Schilderer der Gesellschaft, wenngleich er sich nicht unter ästhetische Doctrin eine beugte, sondern Anbeter des Lebens in der Gegenwart, Künstler, der gestaltet, was er schauend erlebt, blieb. Seine Werke geben modernes Seelenleben, moderne Probleme. Echter Realismus unterstützt ihre innere Wahrheit. Der Dichter arbeitet auf einem ganz anderen Felde als Wilhelm Raabe. Kaum, daß sich Änlichkeiten in der Technik dartun lassen. Er ist vor allem der Esprit der Fontanes Werke formt, jenes Berliner Ironisieren und jene großstädtische Plauderhaftigkeit, zu der sich die Zartheit, der Takt, eine feine Vornehmheit und die Güte verstehender verzeihender Lebenskenntnis gesellen. Während wir bei Raabe oft noch ein Ringen mit der Form spüren, während seine endgültige Form im Barokstil endet und eigenstes Persönlichkeitserzeugnis ist bis zur Willkür, eignet Fontane eine Vereinfachung der Technik, eine Reduktion aller künstlerischen Mittel auf die notwendigen unentbehrlichen, die er nun auf das Virtuoseste verwendet. Er typisiert seine Form

wie seine Gestalten sich aus Typen zu Individualitäten auswachsen. Ganz anders Raabe: er vervielfältigt seine Formen: noch seine letzten Werke „Stopfkuchen", die „Akten des Vogelsangs", „Altershausen" bieten hier Überraschungen; er geht wohl hin und wieder vom Typus aus, aber er sieht sonst die Individualität, die er dann in einem Leben hinaufsteigert, dessen Resultate typisch zu werden beginnen und auch oft typisch sind. Raabe individualisiert von vornherein durch die verschiedene Individualität seiner Gestalten, obwohl seine Helden alle eine genaue Familienähnlichkeit besitzen; dann gerade sind sie ja seine Helden. Fontane individualisiert mehr durch den Stoff, das Milieu. Er setzt seine Gestalten in eine bestimmte Atmosphäre, diese verwendet Raabe nur zu Stimmungszwecken, Fontane dann freilich auch, überdies aber noch zur Charakterisierung seiner Gestalten. Fontane hat hier eine moderne Technik, die schließlich damit endet, sich ganz an das Milieu, die Atmosphäre hinzugeben („Poggenpuhls") oder das Milieu bis auf unentbehrliche Requisiten zu beschränken. Die Bildung ihrer Psychologie ist also doppelt: der eine dringt von innen nach außen, der andere von außen nach innen. Raabe offenbart mehr von seinen Personen und von den Dingen, Fontane deutet mehr an; Raabes Kunst ist unmittelbare Innerlichkeit, Fontanes die Stimmung, die uns Innerlichkeit ahnen läßt. Raabe führt die Richtung weiter, die sich — rein psychologisch — aus Goethes „Wilhelm Meister" und der Romantik entwickelt hat, Fontane die, die aus Walter Scott, Alexis, Spielhagen und Zola stammt, so merkwürdig das auch klingen mag.

Diese fundamentalen Gegensätze vereinen sich doch in auffallenden Punkten. Einmal in der Gesamtauffassung, begründet durch die Weltanschauung und durch die Persönlichkeiten der Dichter. Dann in Einzelheiten.

Man hat z. B. von Fontanes Gestalten gesagt: sie redeten alle Fontanesch. Nichts anderes wirft man Raabes Personen vor. Das trifft bei beiden bis zu einem gewissen Grade zu, denn beide sind darin altertümlich, daß sie selbst als starke Persönlichkeiten durch das Medium ihrer dichterischen Figuren Maximen, Auffassungen, Erklärungen, Lehren, Bemerkungen geben. Bei Raabe ist diese Eigenart noch mächtiger als bei Fontane, weil Raabes ganze Technik auf humoristische Wirkung und Mittel gestellt ist. Dennoch aber darf man diese Behauptung nicht verallgemeinern. Man rufe sich nur einmal einige Gestalten der Dichter vor das innere Auge; in anschauliche Individualität und Selbständigkeit wird sofort offenbar und wir hören sogleich den besonderen Tonfall einer jeden Gestalt. Die Rittmeisterin Grünhage spricht ganz anders als Frau Wendeline Cruse und Peter Uhusen hat ein anderes Organ als der Hungerpastor. Nicht anders ist es bei Fontane; er weiß nach seinem Gehör die Sprechweise der Menschen auf das Feinste abzustufen. Der alte General (in den „Poggenpuhls") und seine arme

Schwägerin in der Unterhaltung zu belauschen, wird jedem zeigen, wie ausgebildet Fontanes Unterscheidungsvermögen für individuelle Eigenarten war. Er wußte zu akzentuieren und täuschte sich eben so selten wie Raabe. Von einer Schablonisierung der Redeweise kann man bei ihnen niemals sprechen.

Sie haben ihre besonderen Mittel, jede Eintönigkeit zu vermeiden, deren Gefahr nicht ferne war, weil sie beide nicht viel auf eine organische Handlung geben. Raabe läßt seiner Phantasie — besonders in früheren Werken — freien Spielraum, Fontane regiert die Handlung fast ganz. Er läßt nur etwas geschehen, damit er zu Unterhaltungen, zum Schreiben von Briefen kommt. Im Briefeschreiben sind der Braunschweiger und der Berliner Meister. Es ist ein unvergleichliches Vergnügen, die Briefe in ihren Romanen zu vergleichen. Man trifft die überraschendsten Übereinstimmungen.

Grade wie in der Namengebung. Hier könnte man fast glauben, Fontane habe von Raabe gelernt. Seinen Pastoren gibt er sonderbare Namen: Bienengräber, Seidentopf, Roggenstroh, Sörgel — der ewig sorgende Seelsorger — Eccelius, Siebenhaar, Niemeyer, Lorenzen, Schleppegrell — der Hofkaplan, — der ehrgeizige Superintendent Koseleger, von dem der alte Stechin sagt: man soll einem Menschen nicht seinen Namen vorhalten. „Aber Koseleger! Ich weiß immer nicht, ob er mehr Kose oder mehr Leger ist; vielleicht beides gleich.“ Oder man denke an Pastor Kluckhuhn im „Schach von Wuthenow“. Im „Stechlin“ wimmelt es von Namenspielereien: der alte Stechlin heißt Dubslaw mit Vornamen, der Künstler Wrchowitz ärgert sich fortwährend über seinen Niels, die Gräfin Melusine „sollte wissen, was Namen bedeuten“, und Stechlin ist ernstlich in Sorge, wo die bürgerlich verheiratete Prinzessin, Frau Oberförster Ermyntrud Katzler, „den wichtigen Taufnamen für das Jüngstgeborene hernehmen wird. In diesem Stücke, vielleicht dem einzigen, ist sie nämlich noch ganz und gar Prinzessin geblieben. Es gibt in diesem Falle viel weniger Brauchbares, als Sie sich vorzustellen scheinen. Prinzessinnennamen an und für sich, ohne weitere Zutat, ja, die gibt es genug. Aber damit ist Ermyntrud nicht zufrieden: sie verlangt ihrer Natur nach zu dem Dynastisch-genealogischen auch noch poetisch Märchenhaftes. Und das kompliziert die Sache ganz erheblich. Sie können das sehen, wenn Sie die Katzlersche Kinderstube durchmustern oder sich die Namen der bisher Getauften ins Gedächtnis zurückrufen. Die Katzlersche Kronprinzeß heißt natürlich auch Ermyntrud. Und dann kommen ebenso selbstverständlich Dagmar und Thyra. Und danach begegnen wir einen Inez und einer Maud und zuletzt einer Arabella. Aber bei Arabella können sie schon deutlich eine gewisse Verlegenheit wahrnehmen. Ich würde ihr, wenn sie sich wegen des Jüngstgeborenen an mich wendete, was Altjüdisches vorschlagen; das ist schließlich immer das Beste. Was meinen Sie zu Rebekka!“ Solcher Namensspott hat auch seinen

modernen Fortsetzer; Wedekind z. B. nennt die Heldin seines Dramas „Musik" Clara Hühnerwadel. — In „Effi Briest" heißt der alte greise Arzt, der Geheime Medizinalrat: Rummschüttel. Und einmal findet sich eine diskrete Parallele zu Raabe. In „des Reiches Krone" heißt es: Mathildes, das ist Heldin, mächtige Kämpferin und es ist kein anderer Name unter den Menschen, der für mich einen so edlen Klang hat als dieser. Anders legt Fontanes Cécile diesen Namen aus, er ist ihr der Inbegriff aller hausfraulichen Tugenden, sie hört dabei nur das Schlüsselbund klirren, und Gordon sieht die Speisekammer und den Quersack, darin in seiner Mutter Hause die Backpflaumen hängen. „Ja, dergleichen ist mehr als Spielerei", fügt Fontane hinzu, „die Namen haben einen Bedeutung." Nicht anders denkt Raabe: die Charakterentwicklung seiner Kleophea („Hungerpastor") hat ihren Namen und der Opposition dagegen sehr viel zu danken.

So ließe sich noch manche kleine Ähnlichkeit, manche Parallele zwischen den beiden Dichtern ziehen. Sie sind beide allem Redensartlichen und Parteiischen abgewandt, beiden imponiert und beide besitzen echtes Nationalgefühl, sie lehnen aber den patriotischen Dichter ab, der glaube, schon vermöge seines patriotischen Stoffes dem nichtpatriotischen Dichter überlegen zu sein. Beide sind Theaterfremdlinge, Raabe noch mehr als Fontane, und beide haben Freude an allem Anekdotischen, über das der alter ego Fontanes, der Gymnasialprofessor Schmidt in „Jenny Treibel" seine Meinung ausspricht: „Ja und nein. Das Nebensächliche, soviel ist richtig, gilt nichts, wenn es bloß nebensächlich ist, wenn nichts darin steckt. Steckt aber was drin, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt einem dann immer das eigentlich Menschliche . . ." Und er fügt hinzu: „Das Poetische hat immer Recht: es wächst weit über das Historische hinaus." —

Aber ich glaube, den Vergleich nicht weiter durchführen zu dürfen, nicht mehr auf die gleiche Liebe hinweisen zu müssen, mit der Fontane und Raabe Großes wie Kleines behandeln — Fontanes Cécile sagt: „die kleinen Dinge gehen über die Großen" und bei einer anderen Gelegenheit läßt der Dichter den Unterschied zwischen Klein und Groß nicht gelten, weil das Große für sich selbst spräche. Ich brauche auch wohl nicht zu sagen, daß Raabes Wort (in den „Akten des Vogelsangs"), es sei nichts mit dem Heroentum in dieser Werkeltagswelt, ganz Fontanes Beifall gefunden hätte und von Raabe ebenso dem Ausspruch des Berliners: „Eigentlich kommt's doch immer bloß darauf an, daß einer sagt, ‚dafür sterb' ich'. Und es dann aber auch tut. Für was, is beinah' gleich. Daß man überhaupt so was kann, sich opfern, das ist das Große . . . Mehr kann der Mensch nich" freudig zugestimmt wäre. Der echte Realismus beider Dichter mit ihrer herzwarmen Treue, ihrer offenen Wahrhaftigkeit und tiefen Lebensweisheit in ihrer Darstellung ergäbe noch eine größere Parallele.

Doch wie bei allen Vergleichen genügt es auch hier angedeutet zu haben. Ist die Anregung erst einmal gegeben, so strömen bei der Lektüre zahlreiche andere Ähnlichkeiten, Merkmale, Verschiedenheiten zu. Alle diese Parallelen und Divergenzen zeigen die wundervolle Wahlverwandtschaft zweier so zwiefach gearteten Künstler. Sie haben beide die Heiterkeit, das Lachen in unserer Welt vermehrt, denn sie wußten, daß es eine der ernstesten Angelegenheiten unter den Menschen ist. Und so hoffe ich denn, wer seinen Fontane nicht bloß aus lokalgeschichtlichem Interesse liebt, wird auch Raabe lieben; wer zu Raabe hingefunden hat, wird auch bei Fontane verweilen, ohne den großen Streit zu beginnen, wer wohl der Größere von beiden sei. Freuen wir uns, daß wir zwei solche Dichter haben.

Zu unsern Bildern und Beiträgen

Ich will hier nicht mehr weitläufige Anmerkungen zu unserm neuen Kalender machen. Die einzelnen Beiträge, mit denen wir wieder von allen Seiten unterstützt worden sind, sprechen für sich selber; die Herausgeber können wohl den Mitarbeitern ihren Dank sagen und hoffen, daß den Arbeiten auch aus dem weiteren Kreise der Freunde unseres Dichters beurteilendes Verstehen entgegengebracht wird. Die Jünger Wilhelm Raabes haben sich seit fast einem Jahre in der „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" zusammengefunden; etwa 800 Mitglieder meldeten sich bisher in den einzelnen Ortsgruppen oder in der Mittelstelle Braunschweig, von wo die Bewegung aus dem Kreise der „Kleiderseller" unter der Führung von Wilhelm Brandes und Louis Engelbrecht ausgegangen war und in diesem Jahre zur Festsetzung endgültiger Vereinsordnungen gediehen ist. Durch diese Zusammenfassung der Raabeverehrer ist es auch möglich geworden, in mancher anderen Hinsicht tatkräftiger vorzugehen, worüber die „Mitteilungen" der „Gesellschaft" regelmäßig und eingehend berichten, so z. B. über die Frage des Raabedenkmals in Braunschweig. Wer also Kenntnis zu nehmen oder Anschluß zu erhalten wünscht an die nicht allein literarischen und ideellen, sondern auch praktischen Wirkungen Raabeschen Geistes, der sei auf diese „Gesellschaft" verwiesen.

Wir glaubten aber doch einmal zeigen zu sollen, welche Stellung Raabe im deutschen Geistesleben der Gegenwart einnimmt, und erließen deshalb die Rundfrage, an erster Stelle des Kalenders; auf etwa 200 ausgesandte Fragen trafen die abgedruckten Antworten ein, dazu einige, die aus mehr oder weniger persönlichen Gründen ablehnend waren. Allen denen, die offen ihre Meinung gesagt haben, sei auch hier gedankt. Grade die Mannigfaltigkeit der Unterzeichner tut dar, daß Wilhelm Raabe in alle Lager eingedrungen ist.

Wir geben dann durch die Vermittlung von Wilhelm Brandes einen Aufsatz von Wilhelm Raabe in Neudruck, der philologisch genau ist. Der Jubiläumsartikel stand in dem „Illustrierten Familien-Journal zur Unterhaltung und Belehrung". Siebzehnter Band, Leipzig und Dresden, Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne. (Nr. 436, S. 216—220. Jahrg. 1862.)

Daran schließt sich ein Gedicht von Carl Schoenhardt, das Wilhelm Raabe zusammen mit anderen Gedichten von J. G. Fischer, Notter, Rustige, die wir durch einen unglücklichen Zufall leider erst im nächsten Jahrgang veröffentlichen können, bei seinem Abschiede von Stuttgart am 2. Juli 1870 überreicht wurden. Raabe drückte damals dem Freunde Schoenhardt folgende schon im zweiten Jahrgange des „Eckart" von W. Brandes veröffentlichte Strophen in die Hand:

„Einmal sah er noch vom Wagen
Auf der Freunde Kreis zurück,
Und der Glanz von Jahr und Tagen
Drängte sich in einem Blick.

Aus der Ferne welch ein Klingen,
Aus der Nähe welch ein Klang!
Und im Rauschen mächt'ger Schwingen
Wird dem Wandrer fremd und bang.

Horch' ein Rufen von den Hügeln, —
Und ein Winken aus dem Tal:
Ziehst du fort auf eig'nen Flügeln?
Ist's dein Schicksal? Deine Wahl?

Sieh, da kommt's von allen Seiten,
Lang vergessen, neu erlebt,
Grüßend im Vorübergleiten,
Licht und Dunkelheit verwebt.

Winterschnee und Blütenbäume,
Lust'ger Weg durch Feld und Hain,
Lebensnot und Dichterträume,
Klug Gespräch beim Lampenschein!

Und die trauten Stimmen sagen:
Weißt du noch? . . . O denke dran!
Alles mußt du mit dir tragen,
Was dich hieher binden kann.

Über deinem Haupte Schwingen;
Aber Blei an deinem Fuß!
Stets in deinen Norden dringen
Wird des Südens warmer Gruß. —

Und vom Wagen in die Runde
Reicht der Freund jetzt still die Hand;
Leuchten wird in ferner Stunde,
Was im Augenblick verschwand! R."

Raabe übersiedelte nach achtjährigem Stuttgarter Aufenthalte nach Braunschweig im bewegten Juli des Jahres 1870. Ein Brief an Carl von Schoenhardt

aus der Zeit erzählt davon; er lautet nach dem Erstdruck im „Neuen Stuttgarter Tageblatt" (im März 1911):

„Wolfenbüttel den 29. Juli 1870

Liebster Freund!

Gegen unsere Verabredung schreibe ich Dir gleich nach Stuttgart und nicht nach Niedernau; denn der Krieg wird Dich mit den Deinigen sicher auch zurückgetrieben haben. Schwere Wochen liegen hinter mir. Die Reise mit den beiden Kindern war keine Kleinigkeit; wir sind vom Sonntag den 17ten bis Donnerstag den 21ten unterwegs gewesen, und die Kräfte meiner Frau und der kleinen Lisbeth waren vollständig zu Ende. Jede Ankunft und Abfahrt der Züge verspätete sich um 2 bis 3 Stunden. In Nürnberg kamen wir um 3 Uhr morgens, in Eisenach um Mitternacht an; — die Gasthöfe waren überfüllt; und so ein schreiendes, halbschlafendes Kind in der Nacht in einer fremden Stadt umherzuschleppen, ist kein Spaß.

Aber die große Aufregung der Zeit hat uns doch zu gleicher Zeit über dieselben Unannehmlichkeiten leichter hinweggehoben. Der Juli 1870 wird mir immer wie ein Traum erscheinen. —

Hoffentlich ist es Dir und den Deinigen gut ergangen; bitte, laßt recht bald von Euch hören, und zwar recht ausführlich! Alles was von Stuttgart kommt und auf Stuttgart Bezug hat, interessiert uns aufs höchste. Später sollt Ihr auch von uns lange und ausführliche Briefe haben. Grüße alle Freunde, — Deinen Vater und Schwiegervater und den Tisch im Café Reinsburg;

Vor dem September haben wir kein „bleibend Quartier"; aber unsere Adresse ist fürs erste: Braunschweig, Johannishof Nr. 4. Dahin schreibt! —

Heute bin ich zu Fuße hierher gekommen, um hier die nötige Ruhe zum Abtragen meiner Briefschulden zu finden. Morgen gehe ich wieder zurück. Die Eisenbahnen sind noch vollständig von den Truppenzügen eingenommen. Unsere Heeresmacht ist gestern abgezogen und steht heute abend schon an der Saar.

Interessieren wird Dich wohl auch, daß wir unsere Güterwagen am 25sten bereits glücklich in Empfang nehmen konnten. Die Sachen sind natürlich arg zerstoßen und stehen augenblicklich in einem Waschhause zusammengehäuft.

Das Klavier meiner Frau fährt noch in der Welt herum. Wenn die bösen Mächte sich damit abfinden lassen, möge es ihnen wohl bekommen.

Die Franzosen werden sich übrigens doch wundern. Dies Norddeutschland rasselt wahrhaftig in Waffen; und die ernste Ruhe, mit der sich alles dem einen großen Zweck und Ziel zuwendet, ist wahrlich schauerlich schön!

Ich grüße Dich, lieber Freund, und freue mich, daß wir so kurz vor einem so bedeutungsvollen Scheiden uns noch zusammengefunden haben.

Dein treuer Wilh. Raabe"

Genau nach 40 Jahren gedachte Raabe seines Abschiedes von Stuttgart und schrieb seinem Freunde:

„Braunschweig, 17. Juli 1910

Lieber Karl!

Heute vor vierzig Jahren! Wir sitzen wieder am Geburtstagstische unserer ältesten Tochter — ein Zeichen, daß wir damals den Umständen nach doch glücklich durchgekommen sind.

Dieser siebente Geburtstag unseres Gretchens im Petersburger Hof! Die Freunde und Freundinnen in Sorgen und teilweise auch in Tränen mit ihrem letzten Überfluß vom „Gutle", mit dem wir am Abend auf dem kriegsdonnernden Bahnhof nichts anzufangen wußten und deshalb auch zugeströmte Haushaltshilfsgenossinnen damit beglückten!

In dem Menschensturm und Gedränge am Abend Otto Müller und seine Alwine, Karoline Notter, Elisabeth Höfer und wer sich noch in den Lärm hineingewagt hatte! Und dann die Fahrt hinein in die Nacht und ins Ungewisse, denn gradaus nach Hause konnt's nicht mehr gehen. Mit zwei unmündigen Kindern zuerst nach Nürnberg — die überfüllten Gasthöfe, das Suchen nach einer Unterkunft usw.; ich habe wahrlich seelisch und körperlich mein Teil im voraus zur Gründung des Deutschen Reichs gegeben.

Am 21. Juli endlich die Türme von Braunschweig über der norddeutschen Ebene! Und damit genug von der Geburtstagsfeier am 17. Juli 1870.

— —

Wir werden heute mittag in dem besten Wein aus dem Keller auf Euer Wohl und den Abschiedstag vor 40 Jahren trinken.

Seid recht vergnügt, schont Eure Gesundheit und gedenkt stets in alter Treue Eures alten W. Raabe und der Seinigen.

Kommst Du wirklich nach Tübingen, dann freundlichen Gruß an die Fam. Geiger. Ich habe gestern eine Karte erhalten; sie wollen ebenfalls einen guten Trunk auf den schauerlich schönen Stuttgarter Abschiedstag vor — 40 Jahren tun."

* * *

Auf das Liebenswürdigste haben die Erben des Dichters, an deren Seite Wilhelm Brandes steht, auch den neuen Jahrgang unterstützt; Oberstabsarzt Dr. P. Wasserfall in Rendsburg und Frl. Margarethe Raabe waren zuvorkommend besorgt, dem Kalender wieder einige Federzeichnungen des Dichters zur erstmaligen Veröffentlichung zu übergeben. Ehe der reiche Schatz des Nachlasses noch nicht nach jeder Hinsicht durchgearbeitet ist, läßt sich etwas Abschließendes über W. Raabe als Zeichner nicht sagen.

Vom Privatdozenten Dr. Fritz Limmer in Braunschweig, der sich als Raabephotograph schon bekannt gemacht hat, bringen wir zwei neue Bilder.

Der Güte von Prof. Dr. J. Jungfer verdanken wir die Photographie aus der Zeit um 1870.

Ferdinand Saffe in Wolfenbüttel zeichnete uns sechs Federzeichnungen aus dem Raabeschen Wolfenbüttel zu Friedrich Jeeps Aufsatz. Wir bringen die Bilder als Textillustrationen.

Schließlich liefern wir das schon im ersten Jahrgange versprochene Bild des Dichters von Marie Jensen noch nach; auch die charakteristische Unterschrift Raabes ließen wir im Faksimile wiedergeben.

Bei der Auswahl der Sprüche stand uns wieder Hans von Wolzogen selbstlos zur Seite. Wir gaben diesmal den Monatssprüchen mehr Raum und willfahrten im Kalendarium auch den Wünschen nach Platz für einige Bemerkungen eigener Hand.

Hanns Martin Elster

Inhaltsverzeichnis

Text

Seite

Vorwort :: 5

Kalendarium :: 9

Was Wilhelm Raabe uns ist? Bekenntnisse deutscher Dichter und Künstler. Wilhelm Arminius, Ida Boy-Ed, Richard Dehmel, Max Dreyer, Ottomar Enking, Gustav Falke, Ludwig Finckh, Wilhelm Fischer in Graz, Ludwig Fulda, Adele Gerhard, Anselma Heine, Rudolf Herzog, Friedrich Huch, Rudolf Huch, Adam Karrillon, G. Oukama Knoop, Wilhelm Langewiesche, Heinrich Lilienfein, Walter von Molo, Carl Frhr. v. Perfall, Diedrich Speckmann, August Sperl, Carl Spitteler, Johannes Trojan, Hans Thoma, Hermine Villinger, Richard Voß, Ernst Zahn 33

Kein Krieg den Palästen! Alte Nester S. 132 :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 41

Kleist von Nollendorf von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus) :: :: :: :: :: 42

An Wilhelm Raabe zum 2. Juli 1870 von Carl Schoenhardt :: :: :: :: :: 50

Das Militärische in Wilhelm Raabes Werken von Otto Elster :: :: :: :: :: 53

Über Wilh. Raabes Verhältnis zur Philosophie von Ernst Bode :: :: :: :: 67

Stimme aus dem Jenseits von Victor Blüthgen :: :: :: :: :: :: :: :: :: 83

Raabe-Nester in Wolfenbüttel von Friedrich Jeep :: :: :: :: :: :: :: :: 84

Das Schillerfest von 1859, Dräumling S. 132 :: :: :: :: :: :: :: :: :: 92

Liebe und Ehe bei Wilhelm Raabe von Kurt Arnold Findeisen :: :: :: :: :: 93

Von der Mutter, Nach dem großen Kriege :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 107

Briefe :: 109

An Ludwig Rellstab, mitgeteilt von Wilhelm Brandes :: :: :: :: :: :: 111

An Thaddäus Lau, mitgeteilt von Wilhelm Brandes :: :: :: :: :: :: 112

An Wilhelm Kosch, Czernowitz :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 113

An Adolf Glaser, Freiburg i. B. :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 125

An Dr. Owlglaß, München :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 127

Wie ich zu Wilhelm Raabe kam. Mit vier Briefen des Dichters von Josef Baß 129

Raabes Meister Autor von Franz Hahne :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 136

Zu Wilhelm Raabes Gedenken von Albert Geiger :: :: :: :: :: :: :: :: 149

Hastenbeck, ein Zeugnis von Raabes Patriotismus von Max Adler :: :: :: 151

Wie meine Raabebüste entstand von H. Siedentop :: :: :: :: :: :: :: 157

Das Gute, Spruch aus den Leuten aus dem Walde, S. 128 :: :: :: :: :: 160

Gib deine Waffen weiter, Hans Unwirrsch! Von Gustav Schüler :: :: :: :: 161

Wilhelm Raabe und das Christentum von Hermann Junge :: :: :: :: :: :: 162
Selbstbewußtsein, Spruch aus Altershausen S. 88 :: :: :: :: :: :: :: :: :: 168
Raabes Novelle „Der Junker von Denow" von Wilhelm Fehse :: :: :: :: 169
Der Berliner. Aus einem Briefe an Gustav Karpeles 4. Febr. 1885 :: :: 181
Raabe und Fontane, ein Vergleich von Hanns Martin Elster :: :: :: :: :: 182
Zu unsern Bildern und Beiträgen :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 199

Bilder

Wilhelm Raabe, Photographie von Fritz Limmer :: :: :: : :: :: :: :: :: 5
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 32
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 49
Gedenktafel am Raabe-Haus in Wolffenbüttel, von Ferdinand Saffe :: :: :: 84
Das ehemalige Gymnasium in Wolffenbüttel, von Ferdinand Saffe :: :: :: 86
Die weiße Schanze, von Ferdinand Saffe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 87
Das Raabe-Haus in Wolffenbüttel, von Ferdinand Saffe :: :: :: :: :: :: 89
Das Wohnhaus der Schwiegereltern Raabes, von Ferdinand Saffe :: :: :: 90
Das Große Weghaus, von Ferdinand Saffe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 91
Raabe und seine Enkelkinder, Photographie von Fritz Limmer 1910 :: :: :: 103
Photographie Raabes zur Zeit des Krieges 1870—71 :: :: :: :: :: :: :: 108
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 128
Raabe-Büste von H. Siedentop :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 159
Porträtzeichnung von Marie Jensen :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 167
Zeichnung von Wilhelm Raabe :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: 198
Buchausstattung von O. R. W. Hadank

In der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin sind folgende Werke Wilhelm Raabe's erschienen:

Die Chronik der Sperlingsgasse

Neue Ausgabe. Mit Illustrationen von E. Bosch und einem Bildnis des Dichters. 76. Auflage. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Horacker

Mit Illustrationen von P. Grot Johann 17. Auflage 8°. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Unruhige Gäste

Ein Roman aus dem Säkulum. 6. Aufl. 8°. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Halb Mär, halb mehr

Erzählungen, Skizzen und Reime. 2. Auflage. Neue, vollständige Ausgabe. 193 Seiten. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M. Inhalt: Eingang — Der Weg zum Lachen — Der Student von Wittenberg — Weihnachtsgeister — Lorenz Scheibenhart — Einer aus der Menge — Buch zu! — Wunsch und Vorsatz.

Halb Mär, halb mehr

Zwei Erzählungen. (Lorenz Scheibenhart — Der Student von Wittenberg.) Jubiläums-Ausgabe. Mit Illustrationen von Carl Röhling. 12. Tausend. 12°. Kartoniert 1.50 M., gebunden 2.50 M.

Im alten Eisen

Eine Erzählung. 6. Auflage. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Kinder von Finkenrode

7. Auflage. 8°. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Nach dem großen Kriege

Eine Erzählung in 12 Briefen. 4. Auflage. 8°. Geheftet 3 M., gebunden 3.50 M.

Neue Erscheinungen der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin im Jahre 1912:

Charitas Bischoff

Bilder aus meinem Leben. Mit Vollbildern und Textillustrationen. Geheftet 4 M., geb. 5 M.

Bonner Forschungen

Herausgegeben von Berthold Litzmann. Neue Folge Band III: Carl Puetzfeld, Heinrich Heines Verhältnis zur Religion. Gr.-Oktav, Geheftet 4 M. Neue Folge Band IV: Gottfried Kricker, Theodor Fontane. Von seiner Art und epischen Technik. Gr.-Oktav. Geheftet 4 M.

Ernst Borkowsky

Deutscher Frühling 1813. Die Wiedergeburt des deutschen Volkes vor hundert Jahren. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Charles Dickens

Die Pickwicker. Neue Ausgabe. Übersetzt von H. Lobedan. Illustriert von J. G. Füllhaas. 2 Bände. In 1 Band geb. 5 M. In 2 Bände geb. 6 M.

Gustav Falke

Die Stadt mit den goldenen Türmen. Die Geschichte meines Lebens. Mit dem Bildnis des Verfassers. Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

Heinrich Federer

Pilatus. Eine Erzählung aus den Bergen. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Gustav Frenssen

Sönke Erichsen. Schauspiel. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Hans Ferdinand Gerhard

In der Jodutenstraße. Roman. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Johannes Jegerlehner

Petronella. Roman aus dem Hochgebirge. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Theodor Kappstein

Adolf Hausrath. Ein Lebensbild. Mit einem Bildnis. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Adam Karrillon

Im Lande unserer Urenkel. Reise in Afrika. Mit Federzeichnungen von Gino von Finetti. Geheftet 3.50 M., gebunden 4.50 M.

Neue Erscheinungen der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin im Jahre 1912:

Wilhelm-Raabe-Kalender auf das Jahr 1913

Herausgegeben von Otto Elster und Hanns Martin Elster. Kart. 2.40 M.

Raphaels Zeichnungen

In Faksimile-Reproduktionen. Großfolio-Format. Mit beschreibendem Text herausgegeben von Oskar Fischel. 12 Abteilungen zum Subskriptionspreis von je 100 M. (Im Erscheinen begriffen.)

Rund ums Jahr 1912

Jahrbuch für junge Deutsche. Mit 4 Farbendrucken und zahlreichen Vollbildern und Textillustrationen. Herausgegeben von Direktor Dr. Hugo Gruber. Gebunden 3 M.

Moritz Graf Strachwitz

Sämtliche Lieder und Balladen. Mit einem Lebensbilde des Dichters und Anmerkungen herausgegeben von Hanns Martin Elster. Geheftet 3 M., gebunden 4.50 M., in Ganzleder gebunden 8 M.

Henry Thode

Michelangelo und das Ende der Renaissance. 3 Bände Lex.-Okt.
Band I: (Das Genie und die Welt.) 2. Auflage. Geheftet 9 M., gebunden 11 M.
Band III. Abteilung I/II: (Die Werke des Meisters mit dem gesamten Abbildungsmaterial). Geheftet 18 M., gebunden 22 M.

Max Maria von Weber

Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. Herausgegeben von Rudolf Pechel. Gr.-Oktav. Mit 17 Vollbildern und 1 Notenbeilage. Geheftet 10 M., in Halbpergament gebunden 12.50 M.

Weihnachtsalmanach 1912

Mit einem Aufsatz von Heinrich Federer und anderen Beiträgen. Kostenlos und postfrei.

Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Litzmann. 17 Bände. Bis jetzt erschienen: 1. Reihe: Romane und Novellen (6 Bände), Band I, II, III. 2. Reihe: Dramen (9 Bände) Band VII, VIII. Subskriptionspreis: broschiert à 4 M., in Leinwand gebunden à 5 M., in Halbfranz gebunden à 6.50 M. Die Bände sind nicht einzeln käuflich, sondern nur in der Subskription auf das Gesamtwerk.

Poeschel & Trepte, Leipzig

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073610823

G · GROTE'SCHE

HDK

VERLAGSBVCHHANDLVNG

o.H.W. Hodank 12.